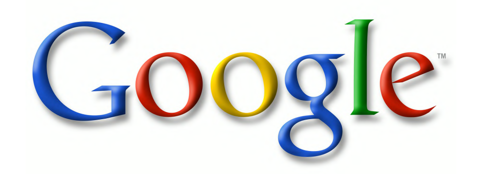


THEK
R
UNTERHALTUNG
UND DES
WISSENS

MDCCCXC

Bücher-Sammlung

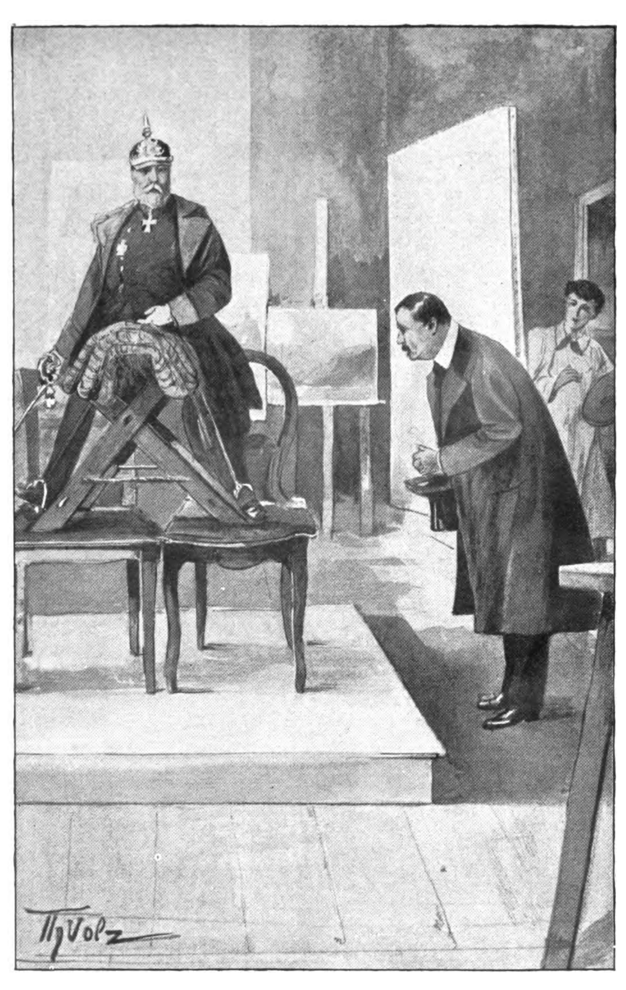
von



Ankündigungen aller Art, soweit sie sich zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von Anzeigen durch die Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



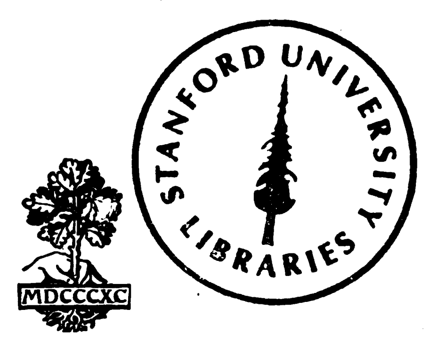


Zu der Humoreske „Das Reiterbild des Großherzogs" von Reinhold Ortmann. (S. 100)
Originalzeichnung von Th. Volz.



Mit Original-Beiträgen der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1911. Achter Band

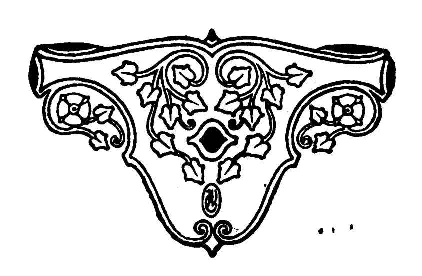


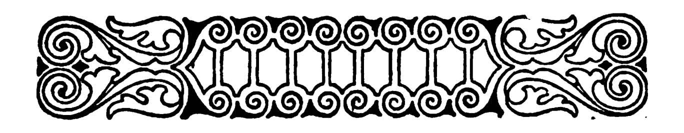
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
:: Stuttgart, Berlin, Leipzig ::

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.





Der Geschworene.

Roman von Otto Hoecker.

▽ ▽

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Vierunddreißigstes Kapitel.



Die erste halbe Stunde, nachdem sich die Geschworenen ins Beratungszimmer zurückgezogen, und der Angeklagte abgeführt worden war, hatte die Menge im Zuhörerraume noch Kopf an Kopf geharrt, auch der Distriktsanwalt war auf seinem Platze sitzen geblieben und ebenso Frank Ramsay. Beide hatten augenscheinlich auf eine sehr baldige Einigung der Geschworenen gerechnet, und als sie sich schließlich doch entfernten, da geschah es nur zögernd und in augenscheinlicher Enttäuschung. Der Richter hatte sich sofort zurückgezogen, wartete aber in seinem Privatzimmer auf das Herauskommen des Geschworenenspruches.

Unmittelbar nach Vertagung des Gerichts hatte sich, unbemerkt von der Mehrzahl der Zuhörer, ein pathetisch wirkender Auftritt abgespielt. Nellie Fresham war auf Verfügung des Distriktsanwalts wegen Meineidsverdacht in Haft genommen und trotz ihrer verzweifelten Proteste nach dem Untersuchungsgefängnis in den Tombs verbracht worden.

Die Zeugen waren nicht entlassen worden, sie brauchten zwar nicht im Warteraum zu bleiben, mußten sich aber immer noch zur Verfügung des Gerichtshofs

halten, und durften das Gebäude nur nach eingeholter Erlaubnis des Richters und immer nur auf kurze Zeit verlassen.

Erik hatte sich eine derartige Erlaubnis erwirkt, und schlug seiner Schwester nunmehr vor, ein in der Nachbarschaft befindliches Restaurant aufzusuchen.

Als er mit Margot den Saal verließ, traf er unter der Tür mit Connelly und dessen Tochter zusammen. Der Bankier ging fremd und kalt an ihm vorüber, vermied es sogar absichtlich, von der stummen Begrüßung Eriks Notiz zu nehmen. Anders Viola, in deren Wangen eine feine Röte stieg, sobald sie des geliebten Mannes ansichtig wurde. Gleichwohl wollte auch sie weiterschreiten, vermutlich, weil sie die junge, zierliche Dame nicht kannte, die sich mit solch selbstverständlicher Vertraulichkeit an seinen Arm gehängt hatte. Doch Eriks bittender Blick bestimmte sie zum Verweilen, sie ließ ihren Vater allein weitergehen und zwang sich zu einem freundlichen Lächeln, als Erik ihr seine Schwester vorstellte.

„Ich wollte wohl, wir hätten unsere Bekanntschaft unter angenehmeren Umständen machen dürfen,“ meinte sie, indem sie Margot die Hand reichte. „Das war ein schrecklicher Tag!“ Sie war wieder ernst geworden, und ihr Blick suchte unwillkürlich die Augen des Verlobten, der düster zu ihren Worten nickte.

Seine Schwester aber spürte nichts von der Schwermut, die die Seelen der beiden bedrückte. Sie war schon wieder frohgemut und konnte es nun kaum noch erwarten, bis die Jury sich geeinigt haben würde, und die Trennung von ihrem Gatten vorüber war.

Wie sie Viola nun wortreich versicherte, war sie schrecklich froh über ihr Zusammentreffen, aber man kam nicht dazu, sich weiter miteinander bekannt zu

machen, denn Connelly war stehen geblieben, hatte sich nach seiner Tochter umgedreht und sie in solch bestimmter, scharfer Weise beim Namen gerufen, daß sie nicht anders als gehorchen konnte.

So tauschte sie rasch noch einen flüchtigen Händedruck mit den Geschwistern. „Vielleicht wird doch noch alles gut," flüsterte sie Erik zu.

Doch dieser schüttelte nur betrübt den Kopf. In seinem Herzen schrie es verzweifelt auf. Wie konnte alles gut werden, klang es in ihm nach, wenn der wirklich Schuldige frei ausging, und die Geschworenen vielleicht gar einen Unschuldigen auf den elektrischen Stuhl schickten!

„Komm, Margot," sagte er, „wir haben nicht viel Zeit zu verlieren." Er schaute auf die Uhr, deren Zeiger stark auf die vierte Nachmittagstunde gingen. „Du wirst hungrig sein, Kleine — was?" zwang er sich zu scherzhaftem Geplauder.

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, Erik, ich glaube kaum, daß ich überhaupt etwas essen kann," versicherte sie. „Weißt du, die Freude läßt mich gar nicht dazu kommen, ich kann's gar nicht erwarten, bis Harry wieder bei mir ist. Du lieber Gott, muß das gräßlich sein, den ganzen langen Tag in einem solchen Verschlag sitzen und auf all das abscheuliche Zeug achten zu müssen, was da vorgebracht wird! Höre aber, was ich sagen wollte," sprang sie in ihrer lebhaften Art auf ein anderes Thema über, als das düstere Gerichtsgebäude hinter ihnen lag, und sie nun dem Restaurant zusteuerten, das, obwohl lediglich auf die Kundschaft der im Kriminalgericht verkehrenden Menge angewiesen, fast immer, wenn Sensationsfälle verhandelt wurden, vom elegantesten Publikum gefüllt zu sein pflegte, so daß die Geschwister nur mit Mühe

und Not noch zwei Plätze an einer größeren Tafel ergattern konnten. „Höre, Erik, dein zukünftiger Schwiegervater ist ein rechter Ekel! Wie der sich gegen dich benommen hat!“ ereiferte sich Margot, während ihr Bruder dem Kellner seine Aufträge erteilte.

„Ich deutete dir ja schon vorgestern an, welch heillosen Verdacht er gegen mich hegt.“

„Ei was, er sollte sich schämen!“ schmälte sie weiter. „Wenn er nicht eine solch süße, reizende Tochter hätte — deine Braut ist wirklich das schönste Mädchen, das ich je gesehen habe,“ versicherte sie enthusiastisch, „aber wie bleich sie ist! Wenn ich du gewesen wäre, Erik, so hätte ich sie an mich gezogen und sie herzhaft abgeküßt. Das mit eurer Trennung ist doch alles Unsinn, man braucht euch ja nur anzusehen, um sofort zu wissen, wie lieb ihr euch habt!“

Erik lächelte zu ihren Worten, aber unter dieser scheinbar heiteren Oberfläche verbarg sich ein gequältes, zuckendes Herz, und es fiel ihm schwer, auf den sorglosen Ton der Schwester einzugehen, die in ihrem ungemessenen Stolze auf Harry und seine wichtige Aufgabe in dem vielbesprochenen Sensationsfalle nur ihn im Auge gehabt und sich im Geiste auch nur mit ihm beschäftigt, aber von der düsteren Tragik der Verhandlung selbst wenig oder nichts begriffen hatte.

Die Geschwister hielten sich nicht lange im übervollen Restaurant auf, zumal sie es mit ihren Plätzen derartig ungemütlich getroffen hatten, daß sie sich wegen eines zwischen ihnen zur Decke aufsteigenden Strebepfeilers nur mit weit vorgestreckten Köpfen zu sehen vermochten.

Draußen erfüllten Zeitungsjungen mit den ersten Abendausgaben die Straße mit ihrem Geschrei. Erik kaufte einige Zeitungen, händigte eine davon der Schwe-

ster ein und überflog während des Weiterschreitens die Spalten eines anderen Blattes, das mit echt amerikanischer Fixigkeit bereits einen ellenlangen Bericht über die beiden Plädoyers veröffentlichte. Gleich darunter fesselte eine Notiz mit der Überschrift „Eine schlagfertige Zeugin“ seine Aufmerksamkeit derartig, daß er es, am Fuße der zum Gerichtsgebäude führenden Freitreppe angelangt, ganz übersah, wie Margot, nachdem sie erstaunt ein Weilchen zugewartet, schmollend den Mund verzog und allein die Treppe hinaufstieg, während er noch immer stand und mit immer größerer Aufmerksamkeit sich in die Lektüre des in bekannter Berichterstattermanier gehaltenen Berichts vertiefte, der folgenden Wortlaut hatte: „Im Essexstreetpolizeigericht wurde heute früh die aus dem Chadwickprozesse als Zeugin bekannte Miß Betsy Greene als Angeklagte vorgeführt und mußte die Gastfreundschaft der Gerichtsmatrone durch Stunden in Anspruch nehmen. Sie hatte ihrer Kosthauswirtin, Mrs. Bridget Jones, 235 Ost 13. Straße, aus geringfügiger Veranlassung — es handelte sich um die Zwangsentlehnung einer Hutnadel, die sich Frau Jones aus dem Toilettenreichtum ihrer Mieterin ohne deren Vorwissen angeeignet, um ohne Zeitverlust ihr neuestes Pariser Hutwunder zur Freude ihrer Freundinnen auf der fünften Avenue spazieren tragen zu können — einen schweren Metallbilderrahmen an das edle Dulderinnenhaupt geschleudert. Resultat eine Skalpwunde und Kostenpunkt zwanzig Dollar, bis zu deren Herbeischaffung die streitbare Amazone Gelegenheit zur Abkühlung ihres heißen Temperaments in der beschaulichen Zurückgezogenheit einer Zelle im Polizeigericht fand.“

Im Korridor wartete Margot auf ihren Bruder,

und Not noch zwei Plätze an einer größeren Tafel ergattern konnten. „Höre, Erik, dein zukünftiger Schwiegervater ist ein rechter Ekel! Wie der sich gegen dich benommen hat!“ ereiferte sich Margot, während ihr Bruder dem Kellner seine Aufträge erteilte.

„Ich deutete dir ja schon vorgestern an, welch heillosen Verdacht er gegen mich hegt.“

„Ei was, er sollte sich schämen!“ schmälte sie weiter. „Wenn er nicht eine solch süße, reizende Tochter hätte — deine Braut ist wirklich das schönste Mädchen, das ich je gesehen habe,“ versicherte sie enthusiastisch, „aber wie bleich sie ist! Wenn ich du gewesen wäre, Erik, so hätte ich sie an mich gezogen und sie herzhaft abgeküßt. Das mit eurer Trennung ist doch alles Unsinn, man braucht euch ja nur anzusehen, um sofort zu wissen, wie lieb ihr euch habt!“

Erik lächelte zu ihren Worten, aber unter dieser scheinbar heiteren Oberfläche verbarg sich ein gequältes, zuckendes Herz, und es fiel ihm schwer, auf den sorglosen Ton der Schwester einzugehen, die in ihrem ungemessenen Stolze auf Harry und seine wichtige Aufgabe in dem vielbesprochenen Sensationsfalle nur ihn im Auge gehabt und sich im Geiste auch nur mit ihm beschäftigt, aber von der düsteren Tragik der Verhandlung selbst wenig oder nichts begriffen hatte.

Die Geschwister hielten sich nicht lange im übervollen Restaurant auf, zumal sie es mit ihren Plätzen derartig ungemütlich getroffen hatten, daß sie sich wegen eines zwischen ihnen zur Decke aufsteigenden Strebepfeilers nur mit weit vorgestreckten Köpfen zu sehen vermochten.

Draußen erfüllten Zeitungsjungen mit den ersten Abendausgaben die Straße mit ihrem Geschrei. Erik kaufte einige Zeitungen, händigte eine davon der Schwe-

ster ein und überflog während des Weiterschreitens die Spalten eines anderen Blattes, das mit echt amerikanischer Fixigkeit bereits einen ellenlangen Bericht über die beiden Plädoyers veröffentlichte. Gleich darunter fesselte eine Notiz mit der Überschrift „Eine schlagfertige Zeugin“ seine Aufmerksamkeit derartig, daß er es, am Fuße der zum Gerichtsgebäude führenden Freitreppe angelangt, ganz übersah, wie Margot, nachdem sie erstaunt ein Weilchen zugewartet, schmollend den Mund verzog und allein die Treppe hinaufstieg, während er noch immer stand und mit immer größerer Aufmerksamkeit sich in die Lektüre des in bekannter Berichterstattermanier gehaltenen Berichts vertiefte, der folgenden Wortlaut hatte: „Im Essexstreetpolizeigericht wurde heute früh die aus dem Chadwickprozesse als Zeugin bekannte Miß Betsy Greene als Angeklagte vorgeführt und mußte die Gastfreundschaft der Gerichtsmatrone durch Stunden in Anspruch nehmen. Sie hatte ihrer Kosthauswirtin, Mrs. Bridget Jones, 235 Ost 13. Straße, aus geringfügiger Veranlassung — es handelte sich um die Zwangsentlehnung einer Hutnadel, die sich Frau Jones aus dem Toilettenreichtum ihrer Mieterin ohne deren Vorwissen angeeignet, um ohne Zeitverlust ihr neuestes Pariser Hutwunder zur Freude ihrer Freundinnen auf der fünften Avenue spazieren tragen zu können — einen schweren Metallbilderrahmen an das edle Dulderinnenhaupt geschleudert. Resultat eine Skalpwunde und Kostenpunkt zwanzig Dollar, bis zu deren Herbeischaffung die streitbare Amazone Gelegenheit zur Abkühlung ihres heißen Temperaments in der beschaulichen Zurückgezogenheit einer Zelle im Polizeigericht fand.“

Im Korridor wartete Margot auf ihren Bruder,



doch sie mußte ihn anrufen, sonst wäre er unfehlbar an ihr vorbeigelaufen, so sehr beschäftigte ihn die Zeitungsnotiz noch immer. „Nun, das muß ich sagen, du zeigst dich ja heute von einer ganz besonders galanten Seite!“ zürnte sie, lachte aber gleich darauf wieder neckisch, als sie in sein verblüfftes Gesicht schaute.

Erik tat ihr den Gefallen und lachte mit, aber es war ein Schattenlächeln, von dem sein Herz nichts wußte. „Dafür kaufe ich dir morgen noch einen Hut oder sonst was Schönes,“ verhieß er, was sie dazu veranlaßte, verstohlen nach dem neuen Pelzbarett zu greifen, um sich zu vergewissern, ob es auch gut saß.

Erik stand einen Moment nachdenklich. „Kleine, willst du mir einen großen Gefallen tun?“ fragte er dann unvermittelt.

Sie nickte nur, denn das war doch die selbstverständlichste Sache von der Welt, daß sie wollte.

Er reichte ihr die Zeitung und bat sie, den kurzen Bericht zu lesen. „Es handelt sich um eine sehr ernste Sache, Schwesterchen,“ erläuterte er, als sie wieder von der Zeitung aufblickte und ihn verständnislos fragend anschaute. „Natürlich ist alles vorläufig nur Vermutung von mir, aber du weißt ja, wie kleine Ursachen oft große Wirkungen hervorbringen. Ich kann mir nicht denken, daß die Zeugin, die ich übrigens sehr eingehend beobachtet habe —“

„Ich auch,“ unterbrach ihn Margot eifrig. „Sie ist wirklich schick gekleidet, wie 'ne richtige Lady, man kann sie sich kaum als Krankenwärterin vorstellen. Denke dir nur, ihr schwarzes Tuchkleid ist auf Seide gearbeitet, und der Spitzenbesatz ist geradezu wundervoll, natürlich echt und sündhaft teuer, wie auch der Hut. Hast du dir überhaupt dieses duftige Wunder näher beschaut? So schick, so apart und vornehm!

Keine Prinzessin könnte einen feineren Geschmack zeigen!"

„Schon möglich, Schwesterchen," pflichtete Erik bei, „doch das meinte ich nicht, ich wollte vielmehr sagen, daß nach meinen Beobachtungen sehr viel dazu gehört, um die Zeugin derartig aus dem Häuschen zu bringen, daß sie ihre wirklich bemerkenswerte Selbstbeherrschung so weit vergessen und sich derartig unweiblich betragen konnte, wie sie es ihrer Kosthauswirtin gegenüber getan hat."

„Na, weißt du, darüber steht euch Männern kein Urteil zu," fiel Margot mit sachverständiger Miene ein. „Wenn man ausgehen will, sogar mit einem neuen Hute, und hat keine Hutnadel, weil die Wirtin sie sich ausgeborgt hat, so was ist schon ärgerlich, und da kann man wohl in Rage kommen. Aber — aber das ist ihr ja gar nicht passiert, sondern ihrer Wirtin," verbesserte sie sich. „Du, das finde ich schofel, wegen 'ner lumpigen Hutnadel gleich Räuber und Mörder. Muß das Mädchen Temperament besitzen!"

„Nicht wahr, da möchte man fast annehmen, daß es mit jener Hutnadel eine ganz besondere Bewandtnis haben muß?"

Margot nickte nachdenklich. „Weißt du was?" fragte sie dann. „Ich kann mir nicht helfen, aber die Frau macht auf mich einen unheimlichen Eindruck, sie hat so was Starres an sich, ich könnte mich nicht so in der Gewalt haben wie sie — nein, das brächte ich einfach nicht fertig. — Nun lach mich aber nicht aus," platzte sie heraus, „was ich sage, ist gewiß recht dumm. Aber wenn dich nicht Mister Connelly durchs Fernrohr beobachtet hat, wie du die Sachen im Grase fandest, könnte sie's da nicht vielleicht selber gewesen sein, wenn sie's auch nicht Wort haben will?"

„Mir aus der Seele gesprochen!“ fiel ihr Bruder ein. „Ich hatte, offen gestanden, von Anbeginn die Empfindung, als ob mit ihr nicht alles in Ordnung sein könnte. Daß Connelly Nadel und Manschettenknopf an den Distriktsanwalt geschickt haben könnte, ist ganz ausgeschlossen, denn das wäre, gelinde gesagt, die Handlungsweise eines Idioten. Ich hatte ihn freilich im Verdacht, mich beim Auffinden beider Gegenstände belauert und dann während meiner Abwesenheit vom Jagdpavillon meine Sachen durchsucht zu haben. Nun will mir's fast scheinen, als hätte ich ihm mit einer solchen Annahme unrecht getan. Aber wenn er der Dieb nicht war, wer soll's dann anders gewesen sein als die Wärterin, zumal der Butler nicht in Frage kommen kann, da er den Vormittag über im Herrenhaus beschäftigt war und Freehurst unmittelbar nach dem dem Coroner servierten Lunch verlassen mußte.“

Margot war plötzlich ganz Eifer. Sie nickte lebhaft. „Paß auf, Erik,“ prophezeite sie, „wir bringen was heraus, wenn wir uns die Geschichte von dieser Missis Jones erzählen lassen!“

„Wie scharfsinnig du bist, Schwesterchen!“ Er lächelte unwillkürlich. „Wie wäre es, willst du diese würdige Lady nicht rasch einmal besuchen und sie zum Mithierherkommen veranlassen, sollte unsere Vermutung zutreffen?“ Er atmete tief auf, und seine Augen begannen wieder zuversichtlicher zu blicken. „Es wäre ein Himmelsgeschenk, wenn ich ihm mit meinem Verdacht doch unrecht getan hätte!“

„Also, ich versuche mal mein Heil bei dieser Missis Jones,“ erklärte Margot zuversichtlich. „Wegen einer gewöhnlichen Hutnadel schmeißt man nicht mit Bilderrahmen um sich, so viel steht fest!“

Mit kurzem Händedruck verabschiedeten sich die Geschwister voneinander. Dann begab sich der junge Arzt zum Lift und ließ sich zu der im achten Stockwerk untergebrachten Office des öffentlichen Anklägers hinauffahren.

— — — — — — — — — — — — — —

Als Connelly, gefolgt von seiner Tochter, den Zeugenraum aufsuchte, befanden sich darin nur wenige Personen. Das große Zimmer wies keinerlei Einrichtungsgegenstände auf, nur an den Wänden entlang stand Stuhl neben Stuhl, während oben, zwischen den beiden Fenstern, das Pult des aufsichtführenden Gerichtspolizisten aufgestellt war. In der einen Fensterecke standen und saßen verschiedene Zeugen, zumeist Dienstleute des Bankiers, die sich bei dessen Eintritt noch mehr zur Seite schoben. An dem anderen Fenster, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt, stand der Butler Doyle. Er hatte auf die Straße hinausgeblickt, sich aber beim Öffnen der Tür sofort nach dieser umgeschaut.

Als er in dem Eintretenden Connelly erkannte, ging es seltsam lauernd durch seine fahlen Züge, er wendete dem Fenster den Rücken, und ohne sich von der Stelle zu bewegen, beobachtete er mit Luchsaugen jede Bewegung des Bankiers, wie dieser erst zaudernd an der Schwelle stehen blieb, dann unwirsch durch den Saal schaute und schließlich nach der einen Ecke, dicht bei der Eingangstür, schritt, wo sich niemand sonst aufhielt.

Seine Tochter folgte ihm dorthin. Die Begegnung mit Erik und dessen Schwester, der ihr Vater in so schroffer Weise ein Ende bereitet hatte, wirkte noch in ihrer Seele nach, und erregt sprach sie auf ihn ein, ohne daß das, was sie sagte, bei der saalähnlichen Aus-

dehnung des Raums von den übrigen darin befindlichen Personen verstanden werden konnte. Unwillig fertigte Connelly sie ab, um gleich darauf wieder in sein voriges Schweigen zurückzufallen.

Seine Stirn runzelte sich drohend, und lebhafter Unwille sprach aus seinen Mienen, als er wahrnehmen mußte, wie der Butler, nachdem er einigemal im Zimmer auf und nieder spaziert war, seinen Kurs änderte, der bis dahin von den Fenstern zur Ausgangstür und zurück gegangen war, und nun in immer mehr sich verengenden Kurven sich ebenso strategisch wie unauffällig seiner Ecke näherte und schließlich in einer Haltung, als wollte er mit ihm ein gleichgültiges Gespräch anfangen, vor ihm stehen blieb. Auch Viola war erstaunt und entrüstet zugleich, sie rückte unwillkürlich ein wenig ab, um von den Kleidern des dicht Herangetretenen nicht gestreift zu werden.

„Scheren Sie sich Ihrer Wege!“ fuhr ihn der Bankier mit unterdrückter Stimme an. „Diese Unverschämtheit übersteigt wahrlich alle Begriffe!“

„Hm, ich weiß nicht, Mister Connelly, ob es nicht in Ihrem wohlverstandenen Interesse läge, mich ruhig anzuhören, ohne daß man im Saale sonderlich darauf aufmerksam wird.“

Ohne ihm zu antworten, machte Connelly eine Bewegung, als wollte er sich erheben, konnte es aber nicht verhindern, daß der Butler sich rasch auf den leeren Stuhl neben ihn setzte und ihn beim Rockschoß zurückhielt.

„Warum so scharfe Worte, Mister Connelly?“ fuhr Jack in seiner gewohnten glatten, unterwürfigen Art fort. „Wenn ich nicht wichtig mit Ihnen zu sprechen hätte, so brächten mich keine zehn Pferde in Ihre Nähe, und wenn ich auch einmal Ihr Butler gewesen bin,

so halte ich mich darum doch nicht minder für einen Gentleman als andere Herrschaften auch."

Wieder würdigte ihn der Bankier keines Blickes, geschweige einer Antwort. Er befreite sich von seiner Berührung, erhob sich und schritt quer durch den Saal nach der anderen Ecke an der Türwand, wo sich gleichfalls niemand aufhielt.

Aber Jack folgte seinem Beispiel, schritt hinter ihm her und ließ sich wieder an seiner Seite nieder.

„Still, kein Wort, wenn Ihnen Ihre Freiheit lieb ist!" flüsterte er. „Ich sage Ihnen das so frei heraus, um Ihnen einen Wink zu geben, ehe Ihre Tochter es hört. Wollen Sie die heutige Nacht nicht im Untersuchungsgefängnis zubringen, so schenken Sie mir Gehör, und vor allen Dingen vermeiden Sie jedes Aufsehen. Die Geschworenen befinden sich zwar im Beratungszimmer, aber sie haben noch kein Verdikt gefällt, und solange ein solches aussteht, kann die Jury immer wieder auf ihre Plätze zurückgerufen, und die Verhandlung wieder aufgenommen werden."

Mit wachsendem Befremden hatte Viola das zudringliche Wesen des Butlers wahrgenommen, sie war ihrem Vater gefolgt und maß Jack nun mit einem hochmütig abweisenden Blicke. „Was fällt diesem Menschen eigentlich ein, Papa? Wagt er dich zu belästigen?"

Doch Jack achtete gar nicht auf ihre Einmischung. „Wollen Sie mich anhören, Mister Connelly? Ja oder nein! Was ich Ihnen zu sagen habe, dauert nicht lange, aber es ist die letzte sich Ihnen bietende Gelegenheit, der gestreiften Zuchthausjacke oder — noch schlimmeren Dingen zu entgehen."

„Mein Gott, was will dieser Mensch?" stammelte Viola, die ihren Ohren kaum zu trauen wagte.

Jack trat dicht an sie heran. „Erregen Sie kein Aufsehen, Fräulein! Man wird drüben in der Ecke schon aufmerksam. Es handelt sich um gewisse Papiere, die ich Ihrem Vater zum Kauf anzubieten wünsche. Ich kann ja ruhig hinzufügen, daß der Inhalt dieser höchst merkwürdigen Dokumente den Gerichtshof und wohl auch die Geschworenen zu einer anderen Ansicht über die vom Herrn Vater in der bewußten Oktobernacht gespielte Rolle bringen dürfte."

Wieder gab Connelly auf die Anzapfungen seines ehemaligen Hausmeisters keinerlei Antwort, er erhob sich wiederum von seinem Stuhl, schritt auf das Pult des Aufsehers zu und wendete sich an diesen, der gelangweilt einer dicken, schwarzen Zigarre qualmende Rauchwolken entlockte.

„Ich werde von jenem Menschen dort belästigt," sagte Connelly mit erhobener Stimme, indem er zugleich mit verächtlicher Gebärde auf den Butler deutete.

Der Beamte wußte offenbar nicht recht, was er sagen sollte. „Well, der Raum ist groß genug für uns alle," knurrte er schließlich. „Setzen Sie sich doch anderswohin — und Sie, Mann," wendete er sich an Jack, ohne seine bequeme Lage im geringsten zu ändern, „lassen Sie die Leute in Ruhe — verstanden?"

Jack stellte sich hochnäsig in Positur. „Ich habe es nicht nötig, meine Wohltaten zu verschwenden," versetzte er bissig. „Wenn gewisse Leute nicht hören wollen, so müssen sie eben fühlen. Kann ich den vorsitzenden Richter sprechen?"

„Ist denn die Sache so eilig?"

„Ich sollte es wohl meinen, denn ich habe ihm eine Mitteilung von der allergrößten Wichtigkeit zu machen."

„Damit habe ich nichts zu schaffen. Wenden Sie

sich an den Türhüter draußen im Korridor," entschied der Aufseher.

Der Butler drehte sich um und ging langsam nach der Ausgangstür, während Connelly sich wiederum auf seinen vorigen Platz zurückbegab, wo ihn seine Tochter erwartete.

Viola war totenbleich im Gesicht und konnte ein Erschauern nicht unterdrücken, als sie nun rasch nach der Hand des wieder neben ihr Platz nehmenden Vaters haschte. „Papa, ich komme mir so vor, als lebten wir plötzlich in einer ganz anderen Welt," hauchte sie. „Was will dieser abscheuliche Mensch von dir? Was kann er von Dingen wissen, die dir verhängnisvoll werden könnten?" Und als der Bankier nur mit einem unwilligen Achselzucken antwortete, wurde sie dringlicher. „Papa, das ist alles so entsetzlich!" stammelte sie gequält. „Während dieser Verhandlungstage türmen sich mauergleich rings um mich lauter Rätsel, die mich von allem scheiden, was es an Glück und Freude für mich auf der Welt gegeben hat. Dieser entsetzliche Vorgang in Freehurst, die hämischen Anspielungen in den Zeitungen, dieses nervenmarternde tagelange Verhör, die Angst um dich, deine feindselige Haltung gegen Erik, deine Beschuldigungen, die ihn so ungerecht treffen — und nun vollends dieser verächtliche Mensch, der dich gar zu bedrohen wagt! Er sprach solch entsetzliche Worte — wäre es nicht besser, wenn du ihn wenigstens anhörtest?"

Gereizt schaute sie ihr Vater von der Seite an. „Haben dich die einfältigen Verdächtigungen Pettits bereits angesteckt?" erwiderte er. „Lebt man darum ein einwandfreies und von Erfolg gesegnetes Leben, um durch die Drohungen des ersten besten schuftigen Erpressers in den Augen seines eigenen Kindes ver-

dächtigt werden zu können? Ich wiederhole dir nochmals, Viola," fuhr er in gemäßigterem Tone fort, als er Tränen in ihren Augen sah, „es kann sich jeder beglückwünschen, wenn sein Gewissen so unbeschwert und rein ist wie das meinige. Was jener Mensch dort sagt, das läßt mich völlig unberührt. Derartige Kreaturen können mit all ihrem Gift und Geifer mir noch nicht einmal die Stiefelsohlen beflecken."

Sie legte abbittend die Hand auf seinen Arm. „Ach, Papa, dir brauche ich ja nicht zu sagen, wie stolz ich auf dich bin. Aber was jetzt auf mich einstürmt, das ist alles so schrecklich! Jetzt geht er wirklich," setzte sie angstvoll hinzu, als die Tür vom Butler geöffnet wurde, und dieser auf den Korridor hinaustrat. „Lieber, guter Papa, willst du es nicht lieber doch anhören, was er dir zu sagen hat?" Sie faßte wieder mit flehender Gebärde seine beiden Hände. „In diesen Tagen ist über uns schon so viel gesprochen worden — ach, ich hätte es nie für möglich gehalten, daß man so mitleidlos über uns zur Tagesordnung übergehen könnte!"

„In solcher Heimsuchung lernt man die wahren Freunde kennen!" fiel Connelly bitter ein. „Aber vergiß nicht, Kind, daß schließlich wir selbst es sein werden, die dieses Pack abstoßen. Wir werden in der Folge in der Wahl unseres Umgangs vorsichtiger sein."

„Gewiß, Papa," beeilte Viola sich zu versichern, „man wird ja auch bald vergessen, sobald dieser schreckliche Prozeß nicht länger mehr die Öffentlichkeit beschäftigt. Aber gerade darum solltest du jenem Menschen jeglichen Vorwand, seiner Rachsucht gegen dich die Zügel schießen zu lassen, unmöglich machen. Ich weiß ja nicht, um was es sich handeln kann, aber ich erinnere mich der dunklen Andeutungen, die mir damals Chadwick gemacht hat — du weißt ja, er behauptete,

er könnte dich zur Aufhebung meiner Verlobung mit Erik zwingen."

Connelly machte eine abwehrende Bewegung. „Zum letzten Male laß dir gesagt sein, Viola," bemerkte er kurz, „daß nichts auf Erden existiert, das als Waffe gegen mich und meine Ehre verwendet werden könnte."

Seine Stimme klang bei den letzten Worten so eigentümlich gepreßt, daß das junge Mädchen ihn scheu von der Seite ansah und seufzte.

Eben wurde die Korridortür wieder geöffnet, und in seiner gewohnten feierlichen Haltung schob sich der Butler wieder durch den Türspalt ins Zimmer. Er war nicht lange genug ausgeblieben, um eine Unterredung mit dem Richter gehabt haben zu können.

„Nicht vorgelassen worden — eh?" rief deshalb der Aufseher spöttisch, ohne seine bequeme Lage zu ändern.

Doch Jack würdigte ihn keiner Antwort, er streifte ihn nur mit einem Blick voll unendlicher Geringschätzung, legte die Hände wieder auf dem Rücken zusammen und begann neuerlich mit der gedankenschweren Miene eines Weltweisen im Zimmer auf und nieder zu schreiten. Von seinem früheren Brotherrn und dessen Tochter nahm er scheinbar gar keine Notiz mehr, aber dennoch wußte er es derartig einzurichten, daß er bei seinem Aufundniederschreiten ziemlich dicht an ihren Plätzen vorüberkam, und sobald er in ihrer Hörweite weilte, murmelte er abgebrochene Sätze vor sich hin, die einem zufälligen Lauscher nichts, dem Manne aber, an dessen Adresse sie gerichtet waren, viel oder alles zu sagen hatten.

„Mancher sitzt im Glashaus, ohne es zu wissen. — Hähä! Es gibt Familiengeheimnisse, die man sorglich behütet glaubt, und um die doch gerade jene Leute wissen, die am wenigsten davon erfahren sollten. —

Alle Welt weiß es, wenn jemand den Verstand verliert, aber was dazu geführt hat, ist ein Kapitel für sich! — Dieser Chadwick brachte eine Aktentasche mit sich. Die Tasche ist verschwunden, aber wenn ihr Inhalt manchen Leuten bekannt wäre, so würden sie sich plötzlich sehr entgegenkommend zeigen. Nun, ich weiß es, wo sich die Aktentasche befindet, und ich weiß auch, was darin war. Ich warte noch eine Viertelstunde, dann lasse ich mich beim Distriktsanwalt melden. Zwanzigtausend Dollar sind eine hübsche Summe, aber es gab schon Bankkassiere, die aus purer Gefälligkeit viel mehr von ihnen anvertrauten Geldern genommen haben."

Bald darauf näherte sich der Butler wieder der Tür und trat auf den Korridor hinaus.

Ängstlich hatte sich Viola an ihres Vaters Arm gehangen. Unter Tränen schaute sie zu ihm auf. Sie zuckte zusammen, als sie die Veränderung in seinen Mienen wahrnahm. Statt der Empörung, die eben noch daraus gesprochen, lag jetzt etwas in diesen Zügen, das stark an den Ausdruck eines bösen Gewissens gemahnte.

Connelly versuchte augenscheinlich die ihn beherrschenden Empfindungen niederzukämpfen und zu lächeln, aber er brachte es nur zu einer Grimasse und konnte es nicht verhindern, daß ihm der helle Schweiß von der Stirne rann. „Es ist unheimlich heiß hier im Saale," brachte er mühsam hervor. „Komm, wir gehen lieber auf den Korridor hinaus."

„Papa," begann Viola wieder, „kannte Chadwick vielleicht ein — ein Geheimnis, das du aus bestimmten Gründen der Öffentlichkeit nicht preisgeben willst?"

„Wie kommst du auf solche Fragen, Kind? Erscheine ich dir plötzlich als ein Mann, der ängstlich Geheimnisse

zu wahren und sich vor den unverschämten Forderungen seines früheren Bedienten zu fürchten hat?"

Viola wagte nichts darauf zu äußern.

Noch eine kurze Weile blieb ihr Vater neben ihr sitzen, dann erhob er sich plötzlich. „Es ist wirklich sehr heiß im Saal. Bleib ruhig hier, Kind, ich will — vielleicht hätte ich doch besser Pettits gestrigen Annäherungsversuch nicht so schroff zurückgewiesen. Aber wie konnte ich ahnen, daß Chadwick derartig an mir zum Schufte werden konnte. Nun, vielleicht läßt sich dieser hinterlistige Streich noch parieren."

Was er vorbrachte, das waren für Viola lauter unverständliche Rätsel. Sie hörte nur aus seinen Worten eine seelische Verzagtheit heraus, wie sie sie bei ihrem immer so stolz und selbstbewußt handelnden Vater nie für möglich gehalten hätte, und sie sah mit trübem Blicke, wie mit unsicheren Schritten er nach der Tür ging.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Je weiter der Abend vorrückte, desto lebhafter ging es in verschiedenen Abteilungen des Kriminalgebäudes zu. Besonders in der Office des Distriktsanwalts war ein kleines Beamtenheer immer noch geschäftig, obwohl schon sich bald Sonntagsfriede zur Erde herabsenken wollte. Boten gingen und kamen, eine Anzahl Polizisten entfernten sich, nachdem sie der Distriktsanwalt selbst instruiert, in großer Hast, und als sie nach längerer Zeit zurückkehrten, da brachten sie verschiedene Bündel mit, nicht anders, als ob sie irgendwo in der Stadt Haussuchung abgehalten hätten.

Wiederholt beobachtete man auch den Staatsanwalt, wie er den vorsitzenden Richter in dessen Privatzimmer aufsuchte, dann hörte man sie lebhaft

debattieren, was selbstverständlich die Neugier der Aufsichtsbeamten im Korridor erweckte, von denen einer, wie er seinen Kollegen hoch und teuer versicherte, den Richter sagen gehört haben wollte: „Schaffen Sie mir wirkliche Beweise, mehr als bloße Vermutungen und Schlüsse, herbei und ich will die Beweisaufnahme nochmals eröffnen. Aber ich muß ausreichende Beweise haben, sonst kann und darf ich eine solche Verfügung nicht treffen."

Darauf hatten die Angestellten in der Distriktsanwaltsoffice eine womöglich noch lebhaftere Regsamkeit entfaltet. Auch Anwalt Ramsay, der schleunigst telephonisch herbeigerufen worden war, legte großen Eifer an den Tag. Nachdem Betsy Greene einem langen Verhör unterzogen worden war, nach dessen Beendigung sie das Haus nicht wieder verlassen durfte, kam der Butler Doyle an die Reihe, und auch für ihn erwies sich das Amtszimmer des öffentlichen Anklägers als Löwenhöhle, aus der seine Spuren nicht wieder hinunter zum Zeugenraum zurückführten.

Endlich gab der Richter, nachdem Staatsanwalt und Verteidiger wieder erregt mit ihm debattiert hatten, Befehl zur Wiederaufnahme der Verhandlung und Zurückberufung der Jury aus dem Beratungszimmer.

Das alles spielte sich vor beinahe leerem Saale ab, denn das vielstündige Warten hatte die letzten Neugierigen aus dem Zuhörerraume vertrieben. Auch am Reportertisch klafften sichtbare Lücken.

Um so greller stach von der im weiten Saale herrschenden Ruhe das immer lauter aus dem Beratungsraum der Jury hereindringende wüste Geschrei ab.

Auch Margot, die neben ihrem Bruder auf der letzten Zeugenbank saß, hatte mit klopfendem Herzen

dem im Juryzimmer ausgebrochenen Tumult gelauscht, ohne begreifen zu können, was da drinnen eigentlich vorging. Als nun auf das Geheiß des Richters ein Beamter sich nach der Tür des Beratungszimmers begab, um die dort versammelten Geschworenen in den Saal zurückzurufen, und ihm beim Öffnen der Tür eine entstellte, mit Schmutz und Blut bedeckte Gestalt schier in die Arme fiel und dann an ihm vorüber auf den Richtertisch zu taumelte, um vor diesem kraftlos zusammenzubrechen, während hinter ihm sich die Rotte seiner Verfolger, von denen sich ein jeder zuerst durch die Tür zu zwängen trachtete, in deren Rahmen staute, fuhr die junge Frau mit einem Aufschrei höchsten Entsetzens von ihrem Sitze auf.

„Harry!" schrie sie auf. „Barmherziger Himmel — die Wüteriche morden meinen Mann!"

Während ihr Bruder noch wie gelähmt auf den übel zugerichteten Mann, in dem er nur mit Mühe seinen Schwager erkannte, starrte und diesen brutalen, so sehr mit des Gerichtshofs ernster Würde kontrastierenden Auftritt auf sich einwirken ließ, war Margot selbst, ehe sie jemand daran zu hindern vermochte, auf ihren Gatten zugeeilt und hatte sich schirmend vor dem schlaff am Boden ausgestreckt Liegenden aufgepflanzt. Wallace, der als vorderster der Verfolger ihr nahe kam, spürte ihre spitzen Fingernägel im Gesicht und sprang fluchend wieder einen Schritt zurück. Einem zweiten Geschworenen ging es nicht besser, er bekam die Wucht zweier zierlichen Fäuste, die derb genug zuschlagen konnten, zu kosten.

Sekunden hindurch hielt die kleine Frau wie eine ihr bedrohtes Junges verteidigende Löwin die Übermacht der Angreifer in Schach, laut aufschluchzend vor ungeheurer Erregung. Dann hatten sich die

debattieren, was selbstverständlich die Neugier der Aufsichtsbeamten im Korridor erweckte, von denen einer, wie er seinen Kollegen hoch und teuer versicherte, den Richter sagen gehört haben wollte: „Schaffen Sie mir wirkliche Beweise, mehr als bloße Vermutungen und Schlüsse, herbei und ich will die Beweisaufnahme nochmals eröffnen. Aber ich muß ausreichende Beweise haben, sonst kann und darf ich eine solche Verfügung nicht treffen.“

Darauf hatten die Angestellten in der Distriktsanwaltsoffice eine womöglich noch lebhaftere Regsamkeit entfaltet. Auch Anwalt Ramsay, der schleunigst telephonisch herbeigerufen worden war, legte großen Eifer an den Tag. Nachdem Betsy Greene einem langen Verhör unterzogen worden war, nach dessen Beendigung sie das Haus nicht wieder verlassen durfte, kam der Butler Doyle an die Reihe, und auch für ihn erwies sich das Amtszimmer des öffentlichen Anklägers als Löwenhöhle, aus der seine Spuren nicht wieder hinunter zum Zeugenraum zurückführten.

Endlich gab der Richter, nachdem Staatsanwalt und Verteidiger wieder erregt mit ihm debattiert hatten, Befehl zur Wiederaufnahme der Verhandlung und Zurückberufung der Jury aus dem Beratungszimmer.

Das alles spielte sich vor beinahe leerem Saale ab, denn das vielstündige Warten hatte die letzten Neugierigen aus dem Zuhörerraume vertrieben. Auch am Reportertisch klafften sichtbare Lücken.

Um so greller stach von der im weiten Saale herrschenden Ruhe das immer lauter aus dem Beratungsraum der Jury hereindringende wüste Geschrei ab.

Auch Margot, die neben ihrem Bruder auf der letzten Zeugenbank saß, hatte mit klopfendem Herzen

dem im Juryzimmer ausgebrochenen Tumult gelauscht, ohne begreifen zu können, was da drinnen eigentlich vorging. Als nun auf das Geheiß des Richters ein Beamter sich nach der Tür des Beratungszimmers begab, um die dort versammelten Geschworenen in den Saal zurückzurufen, und ihm beim Öffnen der Tür eine entstellte, mit Schmutz und Blut bedeckte Gestalt schier in die Arme fiel und dann an ihm vorüber auf den Richtertisch zu taumelte, um vor diesem kraftlos zusammenzubrechen, während hinter ihm sich die Rotte seiner Verfolger, von denen sich ein jeder zuerst durch die Tür zu zwängen trachtete, in deren Rahmen staute, fuhr die junge Frau mit einem Aufschrei höchsten Entsetzens von ihrem Sitze auf.

„Harry!“ schrie sie auf. „Barmherziger Himmel — die Wüteriche morden meinen Mann!“

Während ihr Bruder noch wie gelähmt auf den übel zugerichteten Mann, in dem er nur mit Mühe seinen Schwager erkannte, starrte und diesen brutalen, so sehr mit des Gerichtshofs ernster Würde kontrastierenden Auftritt auf sich einwirken ließ, war Margot selbst, ehe sie jemand daran zu hindern vermochte, auf ihren Gatten zugeeilt und hatte sich schirmend vor dem schlaff am Boden ausgestreckt Liegenden aufgepflanzt. Wallace, der als vorderster der Verfolger ihr nahe kam, spürte ihre spitzen Fingernägel im Gesicht und sprang fluchend wieder einen Schritt zurück. Einem zweiten Geschworenen ging es nicht besser, er bekam die Wucht zweier zierlichen Fäuste, die derb genug zuschlagen konnten, zu kosten.

Sekunden hindurch hielt die kleine Frau wie eine ihr bedrohtes Junges verteidigende Löwin die Übermacht der Angreifer in Schach, laut aufschluchzend vor ungeheurer Erregung. Dann hatten sich die

Gerichtsdiener zwischen den mißhandelten Mann und dessen Angreifer gedrängt. Laute Ordnungsrufe erschollen, der Richter schlug in großer Erregung seine Silbergabel in Stücke, sein bleiches Gesicht färbte tiefdunkle Röte, und eine gewaltige Empörung loderte aus seinen Augen.

„Was geht hier vor?“ donnerte er. „Wer wagt es, die Ehrfurcht vor dem Gericht derartig zu verletzen?“

Alle Geschworenen sprachen auf einmal auf den Richter ein, so daß dieser kein Wort verstehen konnte, während sich unbemerkt vor dem Richtertische eine andere dramatische Szene abspielte.

Erik hatte, so bestürzt er auch war, sich seines Schwagers angenommen. Es war ihm auch gelungen, die verzweifelte Margot zurückzureißen, aber als Harry mit verstörtem Blick, kaum daß er zum Bewußtsein zurückgekehrt war und die Augen wieder geöffnet hatte, seinen Schwager erkannte, da wich er auch schon erschauernd vor dessen Berührung zurück.

Mit wildrollenden Augen starrte er um sich, was die weinend ihn umschlingende Margot ihm sagte, hörte er nicht, ebensowenig kam es ihm zum Bewußtsein, daß es seine Frau war, die zu ihm sprach und unter immer erneuten Weinanfällen ihm mit dem Taschentuche das Blut vom Gesicht zu wischen trachtete. Gewaltsam befreite er sich von ihr, stieß ihre nach ihm fassenden Hände zurück und kam mit mächtigem Willensaufgebote wieder auf die Füße zu stehen.

Inzwischen war es dem Richter gelungen, aus den verworrenen Reden der immer noch in unkontrollierbarer Erregung sich gegenseitig überschreienden Geschworenen herauszuhören, um was es sich eigentlich handelte. Seine Mienen verfinsterten sich noch, seine schmächtige Gestalt schien förmlich zu wachsen, wie er

sich nun vom Sessel erhob und die „guten und getreuen Männer“ mit Blicken musterte wie etwa ein Lehrer unbotsame Schuljungen. Es wurde plötzlich ganz still im Saale, man hörte nur das stoßweise Atmen des immer noch umsonst nach Fassung ringenden mißhandelten Mannes, der, getrennt von allen übrigen, vor dem Richtertische stand.

„Nehmen Sie sofort Ihre Sitze in der Jurybox wieder ein!“ gebot der Richter in strengem Tone. „Vorgänge im Beratungszimmer entziehen sich der disziplinaren Bestrafung durch diesen Gerichtshof, dem von Ihnen so schnöde Mißhandelten steht Strafanzeige zu. — Auf Ihre Plätze zurück!“ rief der Richter nochmals drohend. „Die Beweiserhebung ist auf beiderseitigen Antrag wieder eröffnet.“

Verdutzt und scheu gehorchten die Geschworenen. Sie schämten sich plötzlich vor sich selbst und aller Welt.

„Meine Weisung betrifft auch Sie, Geschworener Prendergast,“ fuhr der Richter fort, „falls Sie sich kräftig genug fühlen, Ihren Sitz einzunehmen.“

Harry verstand gar nicht, was er sagte, immer noch kam der Atem keuchend aus seinen Lungen, und aus seinen Augen sprach ungemindert der angstgefolterte Blick des gehetzten Wildes, das sich von allen Seiten gestellt weiß.

„Sie haben mich beschimpft und geschlagen, angespieen und ehrlos gemacht,“ brachte er dumpf hervor. „Sie wollten mich zwingen, den Angeklagten zu verurteilen — ich kann's doch nicht tun, denn ich bin der Zeuge, den er vergeblich gesucht hat, ich bin der Mann, der mit ihm auf der Landstraße zusammentraf. Der Angeklagte ist unschuldig und — und der Mörder Chadwicks steht — dort!“

Und mit wilder Gebärde wies Harry mit der ausgestreckten Hand auf Erik Pettit.

Die wenigen Personen im Saale saßen wie erstarrt, sie wagten kaum mehr zu atmen, so ungeheuerlich erschien ihnen die Selbstbezichtigung des Geschworenen, der im langen Laufe der Verhandlung nur flüchtig einmal ihr Interesse erregt hatte.

Vorläufig kam es indessen noch nicht zu einer Erörterung, denn das Übermaß seelischer Erregung übermannte den verzweifelten Mann noch einmal. Von neuem brach er in die Knie, und der Richter mußte notgedrungen die Sitzung auf kurze Zeit unterbrechen, um Harry Gelegenheit zu notdürftiger Erholung und Verbindung seiner blutenden Wunden zu gewähren.

Nach Verlauf einer halben Stunde hatten sich seine Nerven wieder so weit beruhigt und er genügend Selbstbeherrschung zurückgewonnen, um in leidlich gefaßter Haltung wieder vor dem Richtertische erscheinen zu können, das Gesicht verbunden und bepflastert, seine Kleidung von den Händen seiner Frau so geordnet, als es sich in der Eile hatte bewerkstelligen lassen.

Tapfer hatte Margot den ersten furchtbaren Schrecken verwunden und mit der Selbstlosigkeit des stets das Richtige treffenden mütterlichen Instinkts, der jeder guten Frau innewohnt, es verstanden, durch tröstenden Zuspruch Harry zu beruhigen; sie hatte sich den Anschein gegeben, als könne sie gar nicht an den fürchterlichen Ernst der durch das Geständnis ihres Mannes plötzlich geschaffenen Lage glauben, aber innerlich fühlte sie sich dem Zusammenbruche nahe, und in ihrer Seele schrie es laut auf nach Trost und Schutz. Trotzdem wäre sie am liebsten Hand in Hand mit dem geliebten Manne vor den Richtertisch getreten, wenn man sie daran nicht gehindert hätte.

Auf Geheiß des Richters waren sämtliche Saalausgänge verschlossen, und je ein Doppelposten davor gestellt worden. Niemand durfte ohne ausdrückliche Erlaubnis des Richters den Saal verlassen.

Beide Parteien waren damit einverstanden, daß an Stelle Harrys, der vom Geschworenendienste zwar entschuldigt, aber sofort als Zeuge für den Staat von dem öffentlichen Ankläger beansprucht worden war, der Ersatzgeschworene den zwölften Sitz auf der Jurybank einnahm. Harry selbst mußte sich ungesäumt in den Zeugenstuhl setzen.

Was Erik anbetraf, so hatte die ihm vom eigenen Schwager so unverhofft ins Antlitz geschleuderte Anklage ihn wohl tief schmerzlich berührt, aber ihn keinen Moment seiner Geistesgegenwart und Selbstbeherrschung beraubt, er hatte es sogar über sich zu gewinnen vermocht, Viola, die wieder neben ihrem Vater saß und, wenn dieser sie nicht mit Gewalt auf ihrem Platze zurückgehalten hätte, am liebsten auf den geliebten Mann zugeeilt und ihm ihren Glauben an seine Unschuld vor aller Welt verkündet haben würde, trostreich zuzulächeln, wie um ihr dadurch zu versichern, daß die gegen ihn erhobene Anklage auf irgend einem Irrtum, der seine Aufklärung finden würde, beruhte.

Nunmehr unterzog der öffentliche Ankläger Harry, nachdem dieser den Zeugeneid abgelegt, einem rücksichtslos geführten Verhör. Häufig genug suchte er ihn durch Zwischenfragen zu verwirren, in der Absicht, seine Glaubwürdigkeit auf die Probe zu stellen. Doch damit war er nicht erfolgreich, denn den Zeugen hatte jene abgeklärte Ruhe nach dem Sturme überkommen, die sich nicht so leicht wieder erschüttern läßt. Schlicht und in einer Weise, die die Wahrheit seiner Äußerungen ohne weiteres zu verbürgen schien, be-

richtete er seine eigenen Erlebnisse in jener Nacht zum 1. Oktober, was er damals im Freehurster Parke beobachtet hatte, und wie ihm erst beim Betreten des Beratungszimmers die Erinnerung daran zurückgekehrt war, daß er den Angeklagten auch auf der Heimfahrt oder vielmehr nach deren Beendigung im Bahnhofe von Long Island City erblickt habe.

„Sie behaupten also," fragte ihn der Distriktsanwalt, „daß Sie bei Ihrer Berufung zum Jurydienste vollständig in Unkenntnis darüber gewesen sind, wie der zur Verhandlung stehende Fall mit Ihren eigenen Erlebnissen verwoben war?"

„Genau so," bestätigte Harry. „Erst im Laufe des ersten Verhandlungstages wurde mir der Zusammenhang klar."

„Sie schwiegen aber trotzdem und ließen uns ruhig weiterverhandeln, obwohl Sie von der Unschuld des Angeklagten überzeugt waren?"

„Ich kann nur nochmals betonen, daß ich nicht gerade von seiner Unschuld überzeugt war, wohl aber starke Zweifel an seiner Schuld hegte."

„Ist das ein so großer Unterschied?"

„Ganz entschieden! Zumal der weitere Verlauf der Verhandlung darzutun schien, daß der Angeklagte trotz alledem schuldig im Sinne der Anklage, zumindest aber Mitschuldiger jener unglücklichen, von Chadwick so schnöde betrogenen Frau sein mußte. Von seiner gänzlichen Unschuld war ich erst in jenem Moment durchdrungen, da ich mich blitzartig wieder darauf zurückbesann, daß ich ihn nach beendeter Heimfahrt im Long Island City Depot gesehen hatte."

„Well, man spricht auch von trügerischen Visionen. Sollte es sich bei der Ihnen so spät gekommenen Rückerinnerung nicht um eine Selbsttäuschung handeln?"

„Nein!" versicherte Harry mit großer Bestimmtheit. „Ich kann mich auf mein Gedächtnis verlassen und muß unter der Berufung auf meinen Zeugeneid erklären, daß ich den Angeklagten in jener Nacht im Long Island City Depot gerade so deutlich und leibhaftig vor mir erblickt habe, als ich jetzt etwa Sie oder sonst eine hier im Saale befindliche Person vor mir sehe."

„Warum schwiegen Sie trotzdem immer noch? Konnten Sie das mit Ihrer Geschworenenpflicht und dem eigenen Gewissen in Einklang bringen?"

Harry schaute ihn mit einem Blicke schreckhaften Erstaunens an. „Fragen Sie mich lieber, warum ich trotz der schimpflichen Behandlung seitens meiner Mitgeschworenen nicht weiter geschwiegen habe! Sollte ich zum Ankläger gegen den eigenen Schwager, also einen Mann werden, der nicht nur meinem Herzen teuer, sondern der menschlichen Gesellschaft tausendmal nützlicher ist als jener Chadwick?" rief er. „Ich wollte bis zuletzt für die Freisprechung des Angeklagten stimmen. Auf diese Weise glaubte ich schweigen zu können, ohne meinen Eid zu verletzen. Gott hat es anders gewollt! Ihm sei es geklagt, daß es so weit kommen mußte. Aber jene Menschen" — er schaute vorwurfsvoll auf seine bisherigen Jurykollegen — „waren rein wie toll, sie hätten mich totgeschlagen, und da mußte ich wohl reden."

Sein Blick streifte mit einem wie um Verzeihung bittenden Ausdruck Erik. Doch dieser nickte ihm zwar unmerklich, doch mit einer ruhigen Zuversicht zu, die Harry vor ein neues unfaßliches Problem stellte.

„Nun behaupten Sie, daß Ihr Schwager, der Zeuge Pettit, der Täter sein müsse?" fragte der Distriktsanwalt weiter.

„Nein — nein," unterbrach ihn Harry voll Bestürzung, „das fuhr mir vorhin nur so heraus, aber da ich ihn leider dabei beobachten mußte, wie er mit einem Revolver in der Hand aus dem Pavillon stürzte und in der Dunkelheit verschwand und — und gleich darauf verschiedene Schüsse fielen, so packte mich wahnsinnige Furcht. Das begreife ich jetzt selbst nicht mehr, denn in der kurzen Zeit, seitdem ich nicht mehr dort in der Jury beizusitzen brauche, ist der schreckliche Druck von meinem Gehirn gewichen, und ich kann wieder klar denken."

„Nun, dann wollen wir, nachdem die andere Seite mit Ihnen fertig sein wird, einmal hören, was Ihr Schwager zu Ihren Aussagen zu sagen hat."

Da die Verteidigung auf ein Kreuzverhör verzichtete, konnte Erik sofort auf den Zeugenstuhl berufen werden. Er nahm darin mit zwar bleichem Gesicht und ernst, aber gefaßt und ruhig Platz.

„Ja, mein Schwager hat mich und mein Tun richtig beobachtet," erklärte er auf die Frage des öffentlichen Anklägers. „Wie ich mich in jener Nacht unmittelbar nach dem mich in die schrecklichste Aufregung versetzenden Wortwechsel in dem japanischen Pavillon wiederfand und rein mechanisch meine Taschen auszuleeren und ihren Inhalt auf die Kommode zu legen begann, da fiel mein Blick plötzlich auf meinen Taschenrevolver. Der im hellerleuchteten Wohnzimmer funkelnde Lauf der Waffe übte auf mich eine faszinierende Wirkung aus, und je länger ich auf sie niederstarrte, ein desto wahnwitzigeres Racheverlangen faßte mich an."

„Ein Verlangen, dem Sie nachgaben?"

„Möglicherweise würde ich einem solchen Verlangen wirklich nachgegeben und Chadwick mit der Waffe in der Hand nachgegangen sein, wenn mich davor

nicht glücklicherweise die wiederkehrende Besonnenheit bewahrt haben würde. Ich kenne aus leidiger Erfahrung den mir angeborenen Jähzorn, und die Erkenntnis, daß ich vielleicht schon in der Minute darauf nicht mehr Herr über meine eigene Handlungsweise sein würde, zwang mich zu einem Schritte, der vielleicht unwahrscheinlich oder wenigstens schwer verständlich erscheinen mag. Ich fühlte, daß ich mich der Waffe berauben, es mir einfach unmöglich machen mußte, mich ihrer zu bedienen. So nahm ich die Waffe, eilte mit ihr quer durchs Gebüsch bis zur Umschließungsmauer des Parks und schoß dort sämtliche in der Trommel steckenden Patronen ab. Da ich keinen Ersatz bei mir hatte, so war die Waffe nutzlos geworden. Hierbei muß mich mein Schwager beobachtet haben, und ich kann's ihm nicht verübeln, wenn sich schlimmer Verdacht bei ihm regte, zumal ich mich durch meine nachfolgende Handlungsweise in einer womöglich noch eigentümlicher wirkenden Beleuchtung zeigte."

„Schade, daß Ihr Schwager Ihnen nicht nachfolgte und der Revolverentladung als Zeuge beiwohnte, denn das würde Ihnen, wenn Sie sich vor einer Jury zu verantworten haben sollten, unbedingt von Nutzen sein."

„Ich werde mich vor keiner Jury zu verantworten haben," lautete die gelassene Rückäußerung.

„Sie schauen ja recht zuversichtlich in die Zukunft, Zeuge."

„Gewiß — mit der Zuversicht, die der Besitz eines guten Gewissens verleiht," parierte Erik den Hieb des Staatsanwalts.

„Warum teilten Sie uns denn diese Revolvergeschichte nicht schon bei einer früheren Gelegenheit freiwillig mit? Das würde doch für die Glaubhaftmachung nur förderlich gewesen sein."

„Nein — nein," unterbrach ihn Harry voll Bestürzung, „das fuhr mir vorhin nur so heraus, aber da ich ihn leider dabei beobachten mußte, wie er mit einem Revolver in der Hand aus dem Pavillon stürzte und in der Dunkelheit verschwand und — und gleich darauf verschiedene Schüsse fielen, so packte mich wahnsinnige Furcht. Das begreife ich jetzt selbst nicht mehr, denn in der kurzen Zeit, seitdem ich nicht mehr dort in der Jury beizusitzen brauche, ist der schreckliche Druck von meinem Gehirn gewichen, und ich kann wieder klar denken."

„Nun, dann wollen wir, nachdem die andere Seite mit Ihnen fertig sein wird, einmal hören, was Ihr Schwager zu Ihren Aussagen zu sagen hat."

Da die Verteidigung auf ein Kreuzverhör verzichtete, konnte Erik sofort auf den Zeugenstuhl berufen werden. Er nahm darin mit zwar bleichem Gesicht und ernst, aber gefaßt und ruhig Platz.

„Ja, mein Schwager hat mich und mein Tun richtig beobachtet," erklärte er auf die Frage des öffentlichen Anklägers. „Wie ich mich in jener Nacht unmittelbar nach dem mich in die schrecklichste Aufregung versetzenden Wortwechsel in dem japanischen Pavillon wiederfand und rein mechanisch meine Taschen auszuleeren und ihren Inhalt auf die Kommode zu legen begann, da fiel mein Blick plötzlich auf meinen Taschenrevolver. Der im hellerleuchteten Wohnzimmer funkelnde Lauf der Waffe übte auf mich eine faszinierende Wirkung aus, und je länger ich auf sie niederstarrte, ein desto wahnwitzigeres Racheverlangen faßte mich an."

„Ein Verlangen, dem Sie nachgaben?"

„Möglicherweise würde ich einem solchen Verlangen wirklich nachgegeben und Chadwick mit der Waffe in der Hand nachgegangen sein, wenn mich davor

nicht glücklicherweise die wiederkehrende Besonnenheit bewahrt haben würde. Ich kenne aus leidiger Erfahrung den mir angeborenen Jähzorn, und die Erkenntnis, daß ich vielleicht schon in der Minute darauf nicht mehr Herr über meine eigene Handlungsweise sein würde, zwang mich zu einem Schritte, der vielleicht unwahrscheinlich oder wenigstens schwer verständlich erscheinen mag. Ich fühlte, daß ich mich der Waffe berauben, es mir einfach unmöglich machen mußte, mich ihrer zu bedienen. So nahm ich die Waffe, eilte mit ihr quer durchs Gebüsch bis zur Umschließungsmauer des Parks und schoß dort sämtliche in der Trommel steckenden Patronen ab. Da ich keinen Ersatz bei mir hatte, so war die Waffe nutzlos geworden. Hierbei muß mich mein Schwager beobachtet haben, und ich kann's ihm nicht verübeln, wenn sich schlimmer Verdacht bei ihm regte, zumal ich mich durch meine nachfolgende Handlungsweise in einer womöglich noch eigentümlicher wirkenden Beleuchtung zeigte."

„Schade, daß Ihr Schwager Ihnen nicht nachfolgte und der Revolverentladung als Zeuge beiwohnte, denn das würde Ihnen, wenn Sie sich vor einer Jury zu verantworten haben sollten, unbedingt von Nutzen sein."

„Ich werde mich vor keiner Jury zu verantworten haben," lautete die gelassene Rückäußerung.

„Sie schauen ja recht zuversichtlich in die Zukunft, Zeuge."

„Gewiß — mit der Zuversicht, die der Besitz eines guten Gewissens verleiht," parierte Erik den Hieb des Staatsanwalts.

„Warum teilten Sie uns denn diese Revolvergeschichte nicht schon bei einer früheren Gelegenheit freiwillig mit? Das würde doch für die Glaubhaftmachung nur förderlich gewesen sein."

„Sie vergessen, daß ich außer meinem guten Gewissen auch eine Portion gesunden Menschenverstand besitze. Es wäre unklug von mir gehandelt gewesen, einer derartigen Handlungsweise Erwähnung zu tun, die mit dem zur Verhandlung stehenden Falle absolut nichts zu tun hat, aber mich unnötig noch mehr, als es leider ohnehin schon der Fall gewesen ist, mit ihm verquickt haben würde.“

„Sie sind ebenso bescheiden wie — klug, Zeuge, und ich will in Ihrem Interesse nur wünschen, daß die Beurteilung über die Ihren Aussagen beizumessende Glaubwürdigkeit recht gläubigen Gemütern anheimgestellt werden möge.“

Hier wurde der öffentliche Ankläger von Ben Slotery unterbrochen. Dessen völlig gebrochene und apathisch gewordene Haltung, wie er sie schon die letzten Verhandlungstage über gezeigt, war mit einem Schlage verschwunden, sobald er begriffen hatte, daß sein Alibinachweis nunmehr in einwandfreier Weise erbracht worden war. Nun schaute er plötzlich so unternehmungslustig aus, als überlege er innerlich, ob er mit einigen Sprüngen über Schranken und Bänke hinweg aus dem Gerichtsaal turnen oder diesen in der Pose eines edlen Dulders verlassen sollte. „Ich meine,“ rief er, „man sollte mich nicht länger aufhalten, da meine Unschuld doch erwiesen ist, und mir persönlich es höchst egal sein kann, wer Chadwick wirklich um die Ecke gebracht hat.“

Selbst über die abgespannten Züge der Geschworenen huschte ein flüchtiges Lächeln. Frank Ramsay aber, dessen im Laufe der Verhandlungstage stark zusammengeschrumpfte Siegeszuversicht nunmehr gleichfalls wieder voll zum Durchbruch gelangt war, stellte den formellen Antrag, daß der Richter die Jury zur Ein-

bringung eines freisprechenden Verdikts wegen bewiesener Unschuld anweisen sollte. „Die soeben gehörten Zeugenaussagen bilden die ausreichende Grundlage für meinen Antrag,“ äußerte er. „Einmal steht nun fest, daß mein Klient sich zu einer Stunde, wo er nach Aussage des Zeugen Doyle in Gemeinschaft mit Miß Fresham Chadwicks Leichnam aus dem Parke nach dem Herrenhause transportiert haben soll, längst wieder in New York befunden hat. Ich unterlasse hierbei jede Kritik an der Glaubwürdigkeit dieses ehrenwerten Zeugen. Was zweitens die Meinung des Zeugen Prendergast anbelangt, so enthalte ich mich gleichfalls jeglicher Ansetzung der kritischen Sonde, beschränke mich vielmehr auf den Hinweis, daß gemäß seiner eidlich gemachten Aussage die irrsinnige Schwester des Besitzers von Freehurst im dortigen Parke während der betreffenden Nacht wirklich herumirrte. Auch hier enthalte ich mich jeder weiteren Schlußfolgerung, obwohl der Umstand, wonach der Tod Chadwicks auf einen sein Herz durchbohrenden Nadelstich zurückzuführen ist, ganze Bände zu sprechen scheint, besonders wenn man in Betracht zieht, daß die Zeugin Betsy Greene falsch ausgesagt, mehr noch, einen wissentlichen Meineid geschworen haben muß!“ rief er mit erhobener Stimme. „Übrigens erscheint jetzt, nachdem wir den Zeugen Prendergast gehört haben, die bis dahin unverständliche Pettitsche Aussage, wonach dieser im Halbschlaf auf der Pavillonveranda eine phantastisch weißgekleidete Gestalt wahrgenommen haben will, in ungleich bedeutungsvollerem Lichte.“

„Diese Schlußfolgerungen haben mit der Begründung des gestellten Antrags nichts zu schaffen,“ unterbrach ihn der Richter kühl. „Die Unmöglichkeit, daß der Angeklagte die Tat nicht begangen haben könnte,

ist immer noch nicht dargetan, wenn auch hohe Wahrscheinlichkeit für seine Unschuld zu sprechen scheint. Der Gerichtshof behält sich die Entschließung über den Antrag vor, einstweilen wird die Verhandlung weitergeführt, zumal die Gesichtspunkte, die die Zurückberufung der Geschworenen aus dem Beratungszimmer veranlaßt haben, überhaupt noch nicht zur Sprache gebracht worden sind."

Der Geschworene Cregan sprang auf. „So soll ich immer noch nicht zu meinem sterbenden Weibe heimkehren dürfen!" stöhnte er. „Nimmt denn diese verruchte Quälerei kein Ende!"

Der Richter überhörte das Unstatthafte in seinen Worten, der Ansatz zu einem nachsichtigen Lächeln zeigte sich um seine Lippen. „Nein, Geschworener Cregan, Sie dürften jetzt nicht nach Hause gehen, selbst wenn die Verhandlung zu Ende wäre, denn" — hier hielt er einen Moment inne und zum ersten Male während der langen Verhandlung trat wirkliche Menschenfreundlichkeit in seine ernsten Mienen — „Ihre Frau schläft und darf jetzt nicht gestört werden."

Cregan starrte ihn fassungslos an. „Sie schläft, sie — sie ist tot!" lallte er und griff mit beiden Händen in die Luft.

„Nein, sie wird mit Gottes Hilfe am Leben bleiben," fuhr der Richter fort. „Sie hat die Krisis besser überstanden, als die Ärzte zu hoffen wagten. Nun liegt sie in wohltätigem Schlafe, und wenn sie morgen früh daraus erwacht und Sie wieder bei sich findet, so wird vielleicht die Freude ein übriges tun."

Cregan stand wie betäubt, er wollte sprechen, konnte aber nur murmelnd die Lippen bewegen. Seine Gesichtsfarbe wechselte, und er trat mechanisch von einem Fuß auf den anderen. Er starrte mit weit-

geöffneten Augen auf den Richter, als wolle er sich vergewissern, ob es auch wirklich wahr sei, was dieser ihm gesagt hatte.

Dann aber, als der letzte Zweifel aus seinem Herzen schwand, begann er plötzlich zu weinen. „Du lieber Gott, meine Frau wird am Leben bleiben — meine gute Alte!“ brachte er stockend hervor, zwischen jedem Worte ein aus tiefster Seele kommendes haltloses Schluchzen. Er sank auf die Geschworenenbank zurück, verhüllte das Gesicht in beiden Händen und fuhr fort wie ein Kind zu weinen.

Tiefes Schweigen rings im Saal ehrte den elementaren Gefühlsausbruch des schlichten Mannes, wohl eine volle Minute wendete der Richter nicht den Blick von dem Manne, dem eine freudigere Heimkehr beschieden war als ihm selbst. Denn was Cregan auch immer getragen haben mochte, die Hoffnung schritt neben ihm und sprach raunend zu ihm von künftigen frohen Tagen. Verstohlen beschattete der Richter einige Sekunden lang seine Augen. Sah er im Geiste sich selbst heimkehren in sein freudlos gewordenes Heim, wo sich zwei Augen geschlossen hatten, die ihm wie seiner eigenen Jugend Spiegelbild erschienen waren? Wenn er heimkam, mußte er zwiefach stark sein, denn da galt es die Mutter zu trösten, die ihren Liebling verloren hatte — und vor diesem Moment, wenn zwei bettelarm Gewordene Hand in Hand vor den kleinen, stillen Schläfer treten mußten, mochte sich der strenge Mann heimlich fürchten.

Gleich darauf blickte der Richter wieder so sachlich ernst wie alle die Verhandlungstage zuvor. „Wir fahren in der Verhandlung fort,“ erklärte er gemessen. „Es mag unbillig erscheinen, daß ich keine Vertagung eintreten lasse, zumal eine derartige nächtliche Ver-

handlung dem Gebrauche, wenn auch nicht dem Gesetze selbst, zuwiderläuft. Aber eine Vertagung auf Montag würde Härten nicht nur für die Geschworenen allein, sondern auch für eine ganze Anzahl Zeugen, die alsdann wegen Kollusionsgefahr in Haft genommen werden müßten, nach sich ziehen. Ich habe mich deshalb zur Weiterführung der Verhandlung entschlossen, und zwar so lange, als begründete Aussicht auf endgültige Erledigung des Falles vorhanden ist. Das Wort hat der öffentliche Ankläger,“ schloß er.

Dieser hatte sich bereits erhoben. „In dem uns beschäftigenden, an unvorherzusehenden Wendungen ohnehin reichen Falle hat sich etwas ereignet, das Ihre Zurückberufung notwendig erscheinen ließ, Gentlemen von der Jury,“ wendete er sich an die Geschworenen. „Im Laufe der Verhandlungen habe ich es wiederholt betont, daß ich es für meine vornehmste Aufgabe halte, der Gerechtigkeit zu dienen. Die Überführung des Angeklagten, der noch in letzter Stunde unverdientes Glück zu haben scheint, kommt für mich erst in zweiter Linie. Wie wir wissen, standen seine Aussichten verzweifelt, und wenn er wirklich unschuldig verurteilt worden wäre, so hätte die Verantwortung dafür lediglich ihm selbst und seinem gefährlichen Ehrgeiz, der ihn zu ebenso frivolen wie verwerflichen Mitteln greifen ließ, treffen können. Das von ihm beliebte Vorgehen ist ein solch unerhörtes und zugleich den öffentlichen Frieden und das Ansehen der Gerichte derartig gefährdendes, daß ich daraufhin gegen ihn vorgegangen sein würde, wenn die Bestimmungen der Strafgesetze zu seiner Verfolgung eine Handhabe böten, was bedauerlicherweise nicht der Fall ist. Aber so gewissenlos der Angeklagte auch gehandelt haben mag, so ist und bleibt es selbstverständlich doch sein gutes Recht,

unparteiisch abgeurteilt zu werden, und da muß ich unumwunden zugestehen, daß mir der im Laufe der Verhandlungstage so gründlich mißlungene Alibibeweis des Angeklagten nunmehr nachträglich erbracht worden zu sein scheint. Wir werden uns also wahrscheinlich nach einem anderen Täter umschauen müssen, wobei indessen ein verbrecherisches Mitwissen oder sogar aktive Beteiligung des Angeklagten, sei es an der Ausführung der Tat selbst oder an dem Versuch zu ihrer Vertuschung, was im Sinne des Gesetzes gleichermaßen strafbar ist, immer noch nicht ausgeschlossen erscheint.

Die Geschworenen werden sich erinnern, daß verschiedene Vorkommnisse nicht aufgeklärt werden konnten, so blieb zum Beispiel die Frage nach dem Dieb der beiden vom Zeugen Pettit im Jagdpavillon aufbewahrten Fundgegenstände unbeantwortet, und ebensowenig gelang die Feststellung, was aus der Aktentasche Chadwicks nebst Inhalt geworden war. Von beiden Seiten ist in übereinstimmender Weise die logische Schlußfolgerung aufgestellt worden, daß die Person oder die Personen, die diese Gegenstände an sich gebracht haben, mehr von den Vorgängen in der Nacht zum 1. Oktober wissen müssen, als sie uns anzugeben für gut befunden haben. Wir werden nun diese Personen festzustellen suchen, zu solchem Behufe verschiedene Zeugen hören und uns zunächst mit dem Verschwinden und Wiederauftauchen der Hutnadel zu beschäftigen haben."

Als erste Zeugin wurde Viola in den Saal gerufen. Sie mußte nochmals eingehend berichten, wie sich ihr Wortwechsel mit Chadwick zugetragen, wie sie dessen Zudringlichkeiten auszuweichen gesucht und bei dieser Gelegenheit den Gartenhut mit der Nadel in seiner Hand zurückgelassen hatte. Das Verhör ergab nichts

Neues, sondern Viola berichtete genau so, wie sie es schon früher getan hatte, und widersprach sich in keinem Punkte.

Dann wurde Nellie Fresham in den Zeugenstuhl berufen. Sie war in aller Eile aus den Tombs, wo sie bereits zu Bett hatte gehen müssen, herbeigeholt worden und sah verweint und geängstigt aus. Sie hatte für niemand Augen, selbst nicht für den Angeklagten, sondern starrte unausgesetzt vor sich nieder. Auch sie blieb bei ihren früher gemachten Aussagen, insbesondere beteuerte sie, den Aussichtskiosk in jener Nacht überhaupt nicht betreten zu haben. Von einer dort stattgefundenen Aussprache zwischen Viola und Chadwick, dem Zurücklassen des Gartenhuts durch erstere und die spätere verhängnisvolle Anwendung der Nadel hatte sie erst recht nichts gewußt. Sie zeigte sich dankbar bewegt, als der Richter nach Beendigung des mit ihr angestellten Verhörs anordnete, daß sie vorläufig nicht nach den Tombs zurückgebracht werden, sondern auf einer der Zeugenbänke im Saale Platz nehmen und dort seine Entscheidung abwarten sollte.

„Zeugin Bridget Jones!“ rief der Gerichtsclerk, was verwunderte Blicke auf den Geschworenenbänken und im Zuhörerraum, der sich inzwischen trotz der vorgerückten Nachtstunde wieder gefüllt hatte, hervorrief. Was wollte man mit einer neuen Zeugin? Gespannt richteten sich aller Augen auf die Tür.

Nur mühsam verhaltene Heiterkeit ging durch den Saal, als sich gleich darauf eine kleine, kugelrunde Frau zur Türe hereinschob und auf den Zeugenstuhl zuwatschelte.

Ihre ohnehin grotesk wirkende Erscheinung wurde durch die von ihr gewählte Kleidung geradezu karikiert, denn der flache Riesenhut aus weißem Filz mit knall-

roten Federbüschcheln darauf paßte zu ihrem sich nicht weniger farbenfroh präsentierenden Gesicht mit dem vielfachen Unterkinn und dem stattlichen Schnurrbartansatz unter der kleingeratenen Fipsnase wie die Faust aufs Auge, und dieser Eindruck wurde noch durch einen anspruchsvollen pelzgefütterten gelbseidenen Theatermantel gesteigert, der augenscheinlich nicht ihr selbst gehören konnte, da er hinten schleppengleich nachfegte und vorn von ihr mit beiden Händen zusammengehalten werden mußte. Wenn sie sich vergaß, sprangen die Enden des ihr viel zu engen Mantels indiskret auseinander und offenbarten einen schottisch karierten Morgenrock, der durch langjährigen Gebrauch stark nachgedunkelt hatte und an vielen Stellen entschieden „offenherzig“ geworden war.

„Die Herrschaften wollen entschuldigen, aber ich habe mir gleich nichts Gutes gedacht, wo die junge Person heute abend zu mir gekommen ist, und ich hatte gedacht, das wäre eine Mieterin für mein Hinterzimmer, wo man durch mein Schlafzimmer gehen muß, weil es sonst keinen Eingang hat, und da kann ich natürlich nur an eine Lady vermieten, und sie fing schon an mir recht gut zu gefallen, und ich wollte ihr schon im Geiste das Zimmer vermieten, aber sie mochte es ja gar nicht, sondern sie fragte mich wegen der Hutnadel von der Person, die mich in die Zeitung gebracht, und wie sie mich mit ins Gericht schleppen wollte, wofür ich mich schön bedankte, weil es für eine Witfrau in den besten Jahren keine Ehre ist, in den Gerichten herumzuziehen, und ich hatte schon genug vom Vormittag, und wie da mitten in der Nacht drei Mann hoch die Polizei kommt, um mich zu holen, und man von ihr aus dem — nun ja, wenn es denn gesagt werden muß, obwohl mir das vor aller Öffentlichkeit sehr sauer fällt

— also aus dem Bett geholt wird, und noch gar was Gerichtliches steht in Aussicht, und man kriegt nicht einmal Zeit genug gelassen, um sich was Anständiges anzuziehen, ich wollte mein Blausamtenes anziehen, aber die Leute waren ja in so 'ner Eile, und Widerstand gab's da einfach nicht, ja, wenn mein seliger Jones noch lebte, der hätte sie zerschmettert, aber gegen so 'n armes Wurm von hilfloser Witwe, wo sich in ihren schönsten Lebensjahren ohne eheliche Stütze behelfen und mit Halten von Kostgängern abquälen muß — und es steckt wirklich nichts mehr darin, denn die Lebensmittelpreise sind so hoch gestiegen, daß man kaum mehr auf seine Rechnung kommt, wohingegen die Ansprüche dieser Menschen ins Ungeheuerliche gestiegen —"

Hier wurde sie vom Distriktsanwalt unterbrochen, der mit Stentorstimme ihren Redeschwall, mit dem sie bereits begonnen, ehe sie noch im Zeugenstuhl Platz genommen, überschreien mußte, um sich verständlich zu machen.

„Sie sind die Witwe Jones?"

Empört starrte ihn die Zeugin an. „Natürlich bin ich die Witwe Jones, das habe ich noch nie geleugnet. Oder bestreiten Sie's etwa, weil Sie mich in so 'nem eigentümlichen Tone fragen? O nein, mein Herr, ich bin eine hochanständige und rechtschaffene Witwe, die sich ehrlich durch dieses Kummerdasein schlägt, was an sich schon eine Heimsuchung ist, denn was ist eine Frau ohne männlichen Schutz anders als eine Blume in der Wildnis, wo die besten Zimmer leer stehen, und zahlen will überhaupt kein Mensch mehr. Hunger haben sie wie die Wölfe, kochen soll man wie bei Delmonicos und bei den Schleuderpreisen obendrein noch pumpen. Aber das hat mein seliger Jones schon immer gesagt,

wo er noch lebte, und wenn er noch lebte, dann brauchte ich nicht Kosthauswirtin zu spielen, denn alle Achtung vor meinem Seligen, wenn er auch gef — getrunken hat, aber für mich ging er durchs Feuer, und gesagt hat er immer, Bridget hat er gesagt, du bist viel zu gut für diese Welt und —"

„Auf diese Weise kommen wir nicht weiter," erklärte der öffentliche Ankläger. „Sie müssen schweigen, Zeugin, und nur auf die an Sie gerichteten Fragen antworten."

„Aber Sie haben mich ja noch gar nichts gefragt," protestierte Frau Jones. „Wenn ein Mensch meinen Ehrenpunkt bezweifelt, da werde ich kitzlig, und mit dem seligen Jones bin ich verheiratet gewesen, das kann ich durch Papiere und drei Kinder nachweisen, von denen meine zwei Töchter schon verheiratet sind, und mein Junge, der Mike — — ja ja, ich schweige ja schon, aber wenn man sich als anständige Witfrau nicht einmal gegen unmoralische Zumutungen verteidigen kann, dann danke ich für so 'ne Gerichtspflege!"

Es war mit vielen Schwierigkeiten verknüpft, bis sie sich endlich zur Beantwortung der üblichen Personalfragen herbeiließ und vereidigt werden konnte, besonders die Frage nach ihrem Alter ging ihr sehr gegen den Strich.

„Das ist nun an diesem Tage schon zum zweiten Male!" entrüstete sie sich. „Heute morgen schon im Essiggericht, wie man die Court wohl nennt, mußte ich sagen, wie alt ich bin. Nicht etwa, als ob ich mich zu schämen brauchte, o nein, denn schließlich ist kein Mensch für sein Geburtsdatum verantwortlich, aber wenn man eine Witfrau in den besten Jahren und soliden Verhältnissen ist und hat ein Kosthaus, was

seinen Mann nährt, und auch sonst sind Vorzüge vorhanden, wie gutes Kochen und kein übles Äußere“ — hier schlug sie kokett die Augen nieder — „und man kann doch nicht immer nur den Seligen beweinen, sondern hat noch Anforderungen an das Leben zu stellen — und überhaupt, wenn man ein Loch in den Kopf geworfen bekommt — Sie haben nämlich keine Ahnung, Herrschaften, mit was für Gemeinheiten eine schutzlose Witfrau sich befassen muß, so ist es doch fatal, wenn man in die Zeitung kommt, und dort steht es gedruckt wegen die Altersverhältnisse, und ich habe wen in Aussicht, und er ist ganz der richtige Mann und würde auch gerne einwilligen, nur aus angeborener Schüchternheit hat er noch gezaudert, und nun könnte er sich abgestoßen fühlen, weil es doch mein richtiges Alter ist, wo ich angeben mußte, und ich kann doch nicht dafür, daß ich noch so jung aussehe — und überhaupt, wenn man sich jung fühlt und ist noch unternehmungslustig, warum sollte man es da nicht noch mal versuchen.“

Im Saal herrschte eitel Behagen, man hatte den wuchtigen Ernst der Verhandlung vollständig vergessen und betrachtete lachend bald die schwatzlustige Witwe im Zeugenstuhl, deren krampfhafte, aber nur selten erfolgreiche Bemühungen, vorn den ausgeborgten Pelzmantel zuzuhalten, immer wieder Heiterkeit hervorriefen, bald den Distriktsanwalt, der die Schwatzbase vergeblich zu unterbrechen suchte.

Kopfschüttelnd gab dieser schließlich den ungleichen Kampf auf, entnahm seiner Aktentasche die beiden Bruchstücke der Hutnadel, und mit ihnen in den Händen trat er vor den Zeugenstuhl und wies sie der Witwe vor. „Kennen Sie diese Nadel?“ fragte er.

„Ob ich sie kenne!“ platzte Frau Jones auch schon heraus, wollte die Fäuste in die Seiten stemmen, be-

sann sich aber rasch wieder darauf, wie unabkömmlich ihre Hände vorn bei den Mantelenden beschäftigt waren. „Wegen so 'nem lumpigen Ding hat mir die Person eine lebenslängliche Narbenentstellung verursacht, und nicht mal ins Gefängnis hat man sie eingesperrt, lumpige zwanzig Dollar mußte sie zahlen. Aber ich sagte es gleich, als sie bei mir mietete, daß es billige Gloriaseide wäre, die Person nämlich, so was hat man sozusagen im Griff. Und die Heimlichtuerei, da wurde das Zimmer verschlossen gehalten, und sie räumte selbst auf, damit man nur ja nicht hineinschauen konnte. Versteht sich, wenn die Polizei noch spät abends kommt und Haussuchung abhält, hat man auch Grund zu solchen Heimlichkeiten, was überhaupt lachhaft ist, denn was diese Person zu verbergen hat, das möchte ich gerne wissen. Hochnäsig und ein geflicktes Hemd am Leib und das andere zerrissen im Koffer, diese Sorte kennt man, und wie ich wirklich nur um abzustauben hineingehe in ihr Zimmer, wo sie doch ins Gericht gemußt hat, und ich hatte einen anderen Schlüssel, um ihre Zimmertür damit aufzumachen, und da sehe ich untern Glasschrank, weil mir der Teppich nämlich so krumpelig vorkam, und ich doch darin so eigen bin, was schon mein seliger Jones gesagt hat; Bridget, hat er gesagt, von wegen dir brauchte der Staub nicht erfunden worden zu sein, und das muß wahr sein, ich dulde keinen Staub und halte das Essen reinlich, so daß ich jederzeit mitessen könnte, was ich für meine Boarders koche, wenn nicht meine schlechten Magenverhältnisse mich zum alleinigen Kochen zwängen, also nur Hühnchen und Schnitzel, ganz einfach in Butter gedünstet oder Spargeln und sonst was Leichtes, was man den Boarders doch nicht vorsetzen kann, denn sonst fräßen sie einen in einer Woche kahl und —"

„Zeugin, Sie erschöpfen die Geduld des Gerichtshofs!“ mahnte nun der Richter.

„Ja, warum hat man mich denn eigentlich aus dem — nun ja, wenn es gesagt werden muß, obwohl ich zu niemand davon gesprochen habe, seitdem mein seliger Jones tot ist, weil mir die Moralität sozusagen ins Fleisch gewachsen ist — aus dem Bett geholt, wenn man mich nicht zu Worte kommen lassen will, und es muß doch gesagt sein, daß ich die Nadel dort unter dem Teppich liegen sah, und die Teppichnägel waren gelockert, so daß man die Nadel darunterschieben konnte, und ein Knopf lag auch dabei, aber ich ließ ihn liegen, die Nadel nahm ich, weil ich in meiner Unschuld nicht dachte, daß sie absichtlich darunter versteckt worden wäre, sondern durch das Herunterfallen oder Weggekehrtwerden, wie solche Sachen sich zutragen. Sie sind fort, und man kräht nicht danach. Was dachte ich viel an die Folgen einer lumpigen Hutnadel, man würde sich besinnen, fünf Cent dafür zu bezahlen. Also, ich gebrauche sie am Nachmittag, weil ich gerade keine andere zur Hand hatte, und bei diesen schlechten Zeiten muß man als hilflos sich durchs Leben schlagende Witfrau ohne männlichen Schutz sich jeden Bissen vom Munde abdarben, besonders bei die zunehmende Anspruchsdreistigkeit von diese Kostgänger, die der Himmel auch im Zorn geschaffen haben —“

„Ums kurz zu machen, Zeugin,“ unterbrach sie der Distriktsanwalt in halber Verzweiflung. „Sie erkennen in diesen Nadelbruchstücken die von Ihnen im Zimmer Ihrer damaligen Mieterin, Miß Greene, unter dem Fußteppich gefundene und noch am gleichen Tage von Ihnen am Hute getragene Nadel wieder?“

„Aber selbstverständlich! Wozu hätte ich denn sonst Augen im Kopfe? Und das sagte mir schon mein seliger Jones immer nach. Bridget, sagte er, du schaust einen durch und durch! Und wenn mir 'n Boarder noch so mausig kommt, ich weiß doch genau mit seinen Taschenverhältnissen Bescheid, und die Nadel da, die hat ja die Person kaput geschmissen, wie sie mir den Bilderrahmen an den Kopf geworfen hat, er soll von Gold sein, aber das ist ja Schwindel, denn woher sollte so 'ne Person was Goldenes hernehmen und nicht stehlen, trägt die Nase wunder wie hoch und hat in jedem Strumpf ein Loch und —"

„Es ist gut, Zeugin, ich habe keine weitere Frage an Sie zu richten." Der Distriktsanwalt trat zurück, und der Verteidiger erklärte kurz seine Absicht, auf ein Kreuzverhör zu verzichten.

Frau Jones selbst aber riß die verschwommenen Äuglein so weit auf, als dies die Fettpolster, in denen sie eingebettet lagen, erlauben wollten. „Sonst haben Sie mich nichts zu fragen? Und wegen so 'ner lumpigen Nadel werde ich aus — nun ja, wenn's auch schenierlich klingt, aus dem Bett geholt und in unmoralischer Bekleidung vors Gericht geschleppt, daß ich die Leute lachen mache, was übrigens verschiedene besser über sich selbst täten, was sie auch nicht wagen würden, wenn mein seliger Jones noch lebte, denn er würde sie zerschmettern, er war ein perfekter Gentleman und bis auf seine Trinkbarkeit, die ihm diese Zeitlichkeit schon allzufrüh und beweint von seiner tieftraurigen Witwe gekostet hat, ein braver Gatte, ein Mann, der nie und bis an die natürlichen Grenzen seiner Berufstätigkeit das in ihn gesetzte Vertrauen enttäuscht hat. Er würde —"

Hier mußte sie sich zu ihrem Leidwesen unter-



brechen, da sie zwei Gerichtsdiener mit sanfter Gewalt bei den Armen genommen hatten und zum Verlassen des Zeugenstuhls nötigten, während der Clerk nunmehr Betsy Greene als nächste Zeugin vor die Schranken entbot.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Unter lautlosem Schweigen vollzog sich der Wiedereintritt der Zeugin, neben der ein der Distriktsanwaltschaft zugeteilter Beamter schritt, ein Zeichen dafür, daß sie sich unter Bewachung befand. Ruhig und selbstbewußt wie auch die Tage zuvor nahm sie im Zeugenstuhle Platz. Man mußte schon scharf zuschauen, wollte man ein gelegentliches nervöses Zucken um ihre Mundwinkel wahrnehmen.

„Zeugin Greene," begann der Distriktsanwalt, „Sie wohnen im Kosthause der Witwe Jones?"

„Nein, ich wohnte dort nur vorübergehend und habe mein Zimmer bereits wieder aufgegeben."

„Wie lange wohnten Sie dort?"

„Im ganzen etwas über zwei Wochen. Es war mir dort zu unbehaglich und schmutzig."

„Das ist nicht wahr, das ist empörend gelogen!" fauchte Frau Jones sofort kampfbereit von der Zeugenbank her. „Ich verlange das ins Protokoll hineingeschrieben, daß ich unbehaglich und schmutzig bin! Ich werde die Person verklagen!"

„Still! Ruhig!" mahnten die Gerichtspolizisten.

„Ich lasse mir meine Ehre nicht zerknittern, nun gar noch von so 'ner Person!" schrie die erregte Frau, und sie würde im gleichen Tone wohl noch ein Weilchen fortgefahren haben, hätte ihr der Richter nicht erklärt, daß er sie wegen Mißachtung des Gerichts ohne weiteres

in Haft nehmen lassen würde. Das half endlich, und sie saß hinfort mit gekränkter Unschuldsmiene da.

„In Ihrem von der Witwe Jones noch einbehaltenen Koffer wurden nur wenige Kleidungsstücke vorgefunden, wir haben von der Zeugin Jones auch gehört, daß Sie sich im Hause nur selten aufgehalten und fast nie dort genächtigt haben. Das läßt den Schluß zu, daß Sie das Zimmer nur gemietet haben, um für gewisse leicht zu verbergende Gegenstände sich ein möglichst unauffindbares Versteck zu sichern. Sie brauchen kein Unverständnis vorzugeben, Zeugin,“ setzte er noch schärfer hinzu, als Betsy mit den Schultern zuckte, „die Zeugin Jones hat bereits die Identität der Hutnadel, wegen deren Sie mit ihr in Differenzen gerieten, mit dieser Nadel hier eidlich bekundet.“ Er hielt die beiden Bruchstücke der Nadel zusammen und diese selbst so hoch, daß sie überall im Saal gesehen werden konnte. „Was haben Sie dazu zu sagen? Versuchen Sie nicht erst zu leugnen.“

„Wer sagt denn, daß ich leugnen will?“ unterbrach ihn die Zeugin rasch. „Ja, die Nadel ist mit der im gegenwärtigen Prozesse häufig erwähnten Hutnadel identisch.“

„Sie wissen, daß mit dieser Nadel Anwalt Chadwick erstochen wurde?“

Sie zuckte leichthin mit den Achseln.

„Warum handelten Sie so unaufrichtig und schickten die Nadel anonym an mein Office?“

„Das habe ich nicht getan, ich erfuhr erst hier im Saale davon, daß eine solche Sendung überhaupt an Sie gelangt ist.“

„Zeugin, Sie sollten nicht mit Ausflüchten kommen, die niemand ernst nehmen kann und Ihre Glaubwürdigkeit nur noch mehr in Mißkredit bringen müssen.“

„Ich kann nur die Wahrheit sagen.“

„Sagen Sie lieber, Sie wollen die Wahrheit umgehen. Aber das soll Ihnen nichts helfen. Unmöglich können Sie behaupten wollen, daß die Nadel und der Chadwicksche Manschettenknopf ohne Ihr Vorwissen an mein Office geschickt wurden?“

„Genau das will ich behaupten,“ lautete die kühle Entgegnung.

„Aha, da soll wahrscheinlich wieder einmal als vielbewährter Schutzpatron der große Unbekannte herhalten?“ meinte der Staatsanwalt sarkastisch.

„Durchaus nicht. Hätten Sie mich ausreden lassen, so würde ich bereits angegeben haben, daß ich Nadel und Manschettenknopf von Mister Doyle zum Aufbewahren bekam, vermutlich aus dem Grunde, weil er beide Gegenstände in meinem Besitz sicherer glaubte.“

Ehe sich im Saal die Erregung über dieses völlig unerwartet gekommene Geständnis gelegt hatte, verursachte Nellie Fresham, die in der mittleren Zeugenbank Platz genommen, erneutes und womöglich noch gesteigertes Aufsehen. Schon seit dem Moment, da sich Betsy Greene im Zeugenstuhl niedergelassen, hatte sie Anzeichen einer seltsamen Beunruhigung erkennen lassen, und ihr Benehmen war geradezu auffällig geworden, sobald die Zeugin zu sprechen begonnen hatte. Wiederholt hatte sich Nellie von ihrem Sitze erhoben, sich dann aber immer wieder zögernd niedergesetzt, bis sie nun nichts länger mehr auf ihrem Platze zurückhielt. Sie machte einige Schritte auf den Distriktsanwalt zu, und als ihr Ramsay in der Absicht, sie zu beruhigen, den Weg vertreten wollte, wurde sie sehr erregt.

„Nein, ich muß sagen, was ich weiß!“ rief sie, unbekümmert um das dadurch erregte Aufsehen, mitten

in die Verhandlung hinein. „Ich erkenne jetzt diese Frau. Sie machte uns jene Szene in Nizza und nannte sich Chadwicks Gattin!"

Die Wirkung dieser urplötzlich laut gewordenen Anschuldigung war derartig gewaltig, daß selbst der Richter im ersten Moment fassungslosen Erstaunens darauf vergaß, Ruhe zu gebieten, sondern untätig zuwartete, bis es ganz von selbst wieder still im Saale geworden war.

Zum ersten Male war die Zeugin von ihrer ruhigen Selbstbeherrschung verlassen worden. Sie und Nellie waren seit Verhandlungsbeginn noch nicht in persönliche Berührung miteinander gekommen, jedenfalls hatte die von einer Gefühlserregung in die andere taumelnde Nellie sich um die als Zeugin vernommene frühere Krankenpflegerin in Freehurst, die sie dort niemals zu Gesicht bekommen hatte, nicht im geringsten gekümmert.

Wie jetzt die beiden einander gegenüberstanden, denn unwillkürlich hatte Betsy sich im Zeugenstuhl erhoben, sprühte unverhüllter Haß aus den Blicken, mit denen sie sich gegenseitig maßen.

Wieder trat der Staatsanwalt vermittelnd ein. „Sie erkennen in der Zeugin jene unbekannte Frau wieder, die im Hotel d'Angleterre in Nizza Chadwick insultierte?"

„Ja, sobald ich sie sprechen hörte, wußte ich auch schon, daß ich jene Frau vor mir hatte. Der damalige Auftritt war demütigend genug für mich, um mir seine Urheberin für immerdar in die Erinnerung einzuprägen."

Als der Distriktsanwalt sich fragend an Betsy wandte, sah er in ein gänzlich verschlossenes Gesicht, nur die Augen blickten noch unruhig wie bei einem

Menschen, der gefährlichen Boden betreten hat und nun seine Sinnesorgane doppelt anstrengt, um jederzeit auf seiner Hut zu sein.

„Ich weiß nicht, wovon die Lady spricht, jedenfalls erinnere ich mich nicht, sie schon jemals gesehen zu haben.“

„Aber Sie müssen sich doch erinnern können, ob Sie schon jemals in Nizza waren?“

„Gewiß, dort weilte ich wiederholt.“

„Auch im Hotel d’Angleterre?“

„Dort steige ich in der Regel ab.“

„Und Sie schlugen Chadwick in der Vorhalle dieses Hotels mit Ihrem Schirm ins Gesicht?“

Ehe die Zeugin, die ohnehin mit ihrer Antwort zauderte, auf seine Frage eingehen konnte, wurde diese vom Richter für unstatthaft erklärt. „Kein Zeuge darf zur Beantwortung von Fragen gezwungen werden, wenn er Gefahr läuft, sich dadurch selbst zu belasten,“ verkündete er.

„Aber Euer Ehren kann unmöglich entgangen sein, von welch wichtiger Bedeutung die Feststellung sein muß, ob die Zeugin wirklich mit Chadwick, wie sie damals behauptet haben soll, verheiratet war oder nicht,“ wendete der Distriktsanwalt ärgerlich ein, „denn alsdann bedürfen sowohl die Ursachen ihrer Anwesenheit in Freehurst als auch die von ihr bisher gemachten Aussagen einer genauen Nachprüfung.“

„Aber nicht im Rahmen dieser Verhandlung, die nur eine etwaige Verschuldung des Angeklagten festzustellen hat, keineswegs aber darf hier ein Ermittlungsverfahren gegen etwa in Schuldverdacht geratene Dritte eingeleitet werden,“ beharrte der Richter bei seiner Entschließung.

„Dann habe ich an die Zeugin einstweilen keine

weitere Frage zu stellen!“ erklärte der öffentliche Ankläger verstimmt.

Sehr zur Enttäuschung des Publikums durfte Betsy Greene auf einer der Zeugenbänke Platz nehmen, was zu ihrer ersichtlich großen Erleichterung geschah. Statt ihrer wurde der Butler Doyle wiederum auf den Zeugenstuhl gerufen.

Jack sah nicht ganz so würdig und feierlich aus wie sonst. Sein stets frischgebügelter schwarzer Anzug saß jetzt ziemlich schlapp, einige Knöpfe fehlten am Rock, und der gestärkte Umlegkragen schien mit den Fäusten Dritter unliebsame Bekanntschaft gemacht zu haben, denn die Ösen waren zerrissen und wurden nur durch den gleichfalls ramponierten Bindeschlips noch notdürftig zusammengehalten. Mit funkelnden Blicken schaute Jack, als er im Zeugenstuhle saß, im Saale umher, nicht anders, als ob es darin von seinen persönlichen Feinden wimmelte, und als er schließlich den öffentlichen Ankläger musterte, schillerte seine Gesichtsfarbe wieder ins Grünliche, und seine Augen schossen wahre Haßesblicke.

„Zeuge, wie kamen Sie dazu, die Nadel und den Chadwickschen Manschettenknopf aus dem Schreibtischfache, in das Zeuge Pettit sie gelegt gehabt, zu entwenden?“ begann der Distriktsanwalt.

„Sprechen Sie, bitte, nicht mit mir in einem Tone, als wäre ich Ihresgleichen!“ sagte der Butler patzig. „Ich bin weder ein Dieb noch ein Spitzel.“

„Ein solch kindisches Benehmen ist hier ganz und gar nicht am Platze. Die Zeugin Greene, mit der Sie, entgegen Ihrer Zeugenaussage, in ziemlich vertrautem Verhältnis stehen müssen, hat bereits eingestanden, daß sie die beiden Fundgegenstände von Ihnen zur Aufbewahrung erhalten hat,

weil diese Ihrer Ansicht nach bei ihr besser aufgehoben waren."

„Nun?" fragte der Butler.

„Ich sollte meinen, daß Sie einsehen müßten, wie eine derartige Enthüllung eine zufriedenstellende Erklärung Ihrerseits notwendig macht. Wollen Sie den Diebstahl eingestehen?"

„Wollen Sie nicht lieber Ihren geistigen Bankrott einräumen?" gab der Butler giftig zurück. „Die Zeugin Greene, die ich hoch verehre und schätze, kann nicht behauptet haben, was Sie ihr in den Mund legen — das ist unmöglich!" Er ließ den Blick nach der Richtung schweifen, wo er Betsy sitzen wußte, und als sie, wie von ungefähr, unmerklich mit dem Kopfe schüttelte, kam in seinen Mienen ein triumphierendes Lächeln zum Durchbruch. „Wenn Sie's genau wissen wollen," höhnte er, zum öffentlichen Ankläger gewendet, „so diene Ihnen zur Nachricht, daß ich die beiden Sachen gefunden habe."

„In der Schreibtischschublade?"

„Warum nicht gar in Ihrer Hosentasche? Nein, ich habe Nadel und Knopf nicht eigentlich gefunden," schränkte er nach kurzer Überlegung seine Aussage ein, „denn ich sah genau, wem die beiden Dinger aus der Tasche fielen, als er in großer Hast den Pavillon verließ und nach dem Herrenhaus zurücklief."

„Wem soll dies passiert sein?"

„Connelly," kam es wie aus der Pistole geschossen zurück.

Der auf der letzten Zeugenbank sitzende Bankier schnellte empor. „Ah, das ist infam! Dieser gewissenlose Bursch erhebt die frivolsten Anklagen. Er lügt!" keuchte er.

„Verhalten Sie sich ruhig, oder ich lasse Sie aus

dem Saal führen," unterbrach ihn der Richter verweisend. „Warten Sie es ab, bis man Ihrer Erklärung bedürfen wird."

Die Blässe des also Zurechtgewiesenen verwandelte sich in fahles Grau, er biß sich auf die Lippen und setzte sich wieder neben Viola, die bei den tückischen Worten des Butlers wie schirmend den Arm um ihren Vater geschlungen hatte und auch jetzt wieder bittend seine Hand ergriff und festhielt.

„Wie können Sie denn Connelly beim Verlassen des Pavillons beobachtet haben?" wollte der Distriktsanwalt wissen. „Dorthin begab er sich doch erst in vorgerückter Nachmittagsstunde, während Sie Ihrer eigenen Aussage gemäß Freehurst schon unmittelbar nach dem um zwölf Uhr mittags servierten Lunch verlassen haben."

„Sie denken wohl, mich meineidig machen zu können?" fragte der Butler spitz zurück, dann lächelte er ordentlich mitleidig. „Ich verließ Freehurst um die Mittagszeit, aber ich kehrte heimlich dorthin zurück, weil eine innere Stimme mir sagte, daß ich dort wertvolle Beobachtungen machen würde."

„Sie meinen wertvoll im Sinne einer von Ihnen geplanten Erpressung?"

„Vielleicht auch das, Geschäft ist Geschäft, und es hat nicht jedermann den politischen Einfluß, um sich zum Distriktsanwalt wählen lassen zu können."

Wieder ignorierte der öffentliche Ankläger vornehm die gemeine Unterschiebung des Zeugen. „Sie wurden erst vor wenigen Stunden auf Antrag Connellys verhaftet, weil Sie diesem mit einem neuen Erpressungsversuch zu nahen wagten."

„Well, wenn Sie was vom Gesetz verständen, so würden Sie solche Ausdrücke nicht gebrauchen, denn

damit blamieren Sie sich höchstens," bemerkte der Butler unter wachsender Heiterkeit im Zuhörerraum, wo seine höhnischen Bemerkungen auf ein verständnisvolles Publikum trafen. „Ich habe diesem Connelly lediglich ein Rechtsgeschäft vorgeschlagen, er sollte mir gewisse Dokumente abkaufen, die —"

„Ebenfalls nur durch Diebstahl in Ihren Besitz gelangt sein können," fiel der Distriktsanwalt ein. „Aber warum versteiften Sie sich gerade bei Connelly auf einen solch hohen Preis? Das von Ihnen dem Zeugen Pettit zugeschickte Dokument brachte Ihnen doch nicht nur nichts ein, sondern kostete Sie sogar die Freimarke."

„Wer sagt Ihnen denn, daß ich der Absender bin?" meinte der Butler und machte dazu ein Gesicht wie ein Fuchs, der der Witterung nicht recht traut.

„Verstellen Sie sich doch nicht! Die heute abend in Ihrer Behausung vorgenommene Durchsuchung hat ein wahres Arsenal von Gegenständen ergeben, die sämtlich zum Connellyschen Haushalt gehören und von Ihnen wahrscheinlich zum — Andenken mitgenommen worden sind."

Das Publikum lachte.

Jack rümpfte wieder die Nase. „Darauf antworte ich nicht, und ebensowenig können Sie mir beweisen, daß ich mit dem Absender identisch bin. Aber wenn's Ihnen Freude macht zu hören — immerzu: Ja, der Brief stammt von mir."

„Lügner sollten ein gutes Gedächtnis haben! Unter Eid haben Sie das Gegenteil ausgesagt."

„Habe ich wirklich?" fragte der Butler, wie um Zeit zu gewinnen. „Nun, das müßte mir erst durchs Protokoll bewiesen werden. Im übrigen habe ich mir jetzt natürlich nur einen Scherz mit Ihnen erlaubt,

den ich sofort zurückgenommen haben würde, auch ohne Ihr Zutun."

„Sie wollen das Dokument also nicht abgesendet haben? Was war gleich sein Inhalt?"

„Häha, mit Speck fängt man Mäuse! Fragen Sie doch den Zeugen Pettit nach dem Inhalt. Ich vermute, daß dieser sich mit gewissen anderen Dokumenten so ziemlich deckt."

„Sie spielen auf verschiedene Schriftstücke an, die Ihnen bei Ihrer körperlichen Untersuchung vorhin abgenommen worden sind?"

„Ja," schnappte der Butler erbost. „Und wo man mir meine Kleider zerrissen hat. Dafür wird man mich bezahlen, und auf Ehrenbeleidigung, gefährliche Körperverletzung, Amtsmißbrauch, Rechtsbeugung und Freiheitsraub klage ich noch außerdem. Darauf steht Freiheitsstrafe, auch wenn man Distriktsanwalt ist!"

„Meine Geduld mit dem Zeugen ist zu Ende," wendete sich der öffentliche Ankläger an die Geschworenen. „Der Sachverhalt ist einfach der folgende. Im Besitz dieses Mannes wurde ein augenscheinlich von der Hand des Zeugen Connelly herrührender, aber schon vor mehr als dreißig Jahren abgefaßter Brief vorgefunden, der an einen gewissen Leicester W. Pettit, anscheinend den Vater des heutigen Zeugen Doktor Pettit, gerichtet ist und dessen Inhalt ein Schuldbekenntnis darstellt, auf das näher einzugehen für mich keinerlei Veranlassung vorliegt."

„Ich beantrage die Verlesung des Briefes. Daraus wird man erkennen, daß nur jener Connelly im Verein mit dem Doktor Pettit Interesse an der Beseitigung Chadwicks gehabt haben kann!" unterbrach ihn der Butler.

Doch der Distriktsanwalt achtete gar nicht auf

seinen wütenden Protest, er wartete geduldig, bis der Butler wieder ruhig geworden war, und fuhr dann im vorigen, sachlichen Tone fort: „Aus dem Inhalt des Dokuments werden gewisse Andeutungen, die Chadwick am Abend vor seinem Tode der Zeugin Viola Connelly gegenüber gemacht hat, und worin er sich eines Einflusses über ihren Vater rühmte, weitreichend genug, um diesen zur Aufhebung ihres damaligen Verlöbnisses bestimmen zu können, ohne weiteres verständlich. Daraus geht wiederum hervor, daß Chadwick dieses Dokument, ebenso wie das andere inzwischen an Doktor Pettit gelangte, mit nach Freehurst gebracht haben muß. Da eines dieser Dokumente im Besitz des Zeugen Doyle gefunden wurde, so hat er uns entweder über dessen Herkunft vollständig befriedigenden und jeglichen Schuldverdacht gegen ihn selbst ausschließenden Aufschluß zu geben oder aber er und nur er ganz allein muß als Dieb der in Chadwicks Besitz befindlich gewesenen Dokumente gelten. Daß aber der Dieb mit dem Mörder des Anwalts identisch sein muß, das leuchtet jedem vernünftig denkenden Menschen ohne weiteres ein. Und darum frage ich den Zeugen nochmals, wo, wann und unter welchen Umständen er in den Besitz dieses Dokuments hier gelangt ist?“

Wieder herrschte atemlose Stille im Saal, und mit jener gespannten Erwartung, wie man sie im Theater einem guten Schauspieler widmet, der an der kritischen Stelle seiner Rolle angelangt ist, beobachtete man die verkniffenen Züge des Zeugen, der plötzlich bewegungslos und steif aufgerichtet im Stuhle saß.

Endlich begann er mit der Zungenspitze die trocken gewordenen Lippen anzufeuchten, und seine Augen wanderten wieder von einem Gesicht zum anderen.

Nichts von den kleinen Vorgängen da und dort im Saale entging ihm, er gewahrte offenbar das maßlose Befremden, das seine letzten Worte in dem jungen Arzte, der nun mit unsicherem Blicke bald Viola, bald deren in sich versunken sitzenden Vater betrachtete, ausgelöst hatten. Ein fast vergnügtes Lächeln umspielte seine dünnen Lippen, als er seinen früheren Brotherrn eingehend musterte und feststellen durfte, daß dieser im Zeitraum von wenigen Minuten völlig zusammengesunken zu sein schien. Dahin war die noch vorhin zur Schau getragene Gleichgültigkeit, verschwunden seine Selbstbeherrschung. Wie Connelly jetzt fahl und hohläugig dasaß, wie seine Hände sich bald spreizten und dann wieder zur Faust ballten und um seine herabgezogenen Mundwinkel ein nervöses Zittern huschte, glich er dem tragischen Helden, der längst im Schoße der Vergessenheit begraben gewähnte blutige Schatten wieder dräuend heraufsteigen sieht. Doch dieser Schwächeanfall dauerte nur durch Sekunden. Sobald seine Tochter sich flehend an ihn schmiegte und flüsternd auf ihn einsprach, war er auch schon wieder der alte, und mit Verachtung im Blick begegnete er dem lauernd auf ihn gerichteten Augenpaar des im Zeugenstuhle Hockenden.

„Wollen Sie mir Antwort geben — ja oder nein?" fragte der öffentliche Ankläger scharf.

„Nein," rief Jack, „ich lasse mich zu keiner Antwort nötigen, die mich belasten könnte!"

„Dann räumen Sie also indirekt ein, daß —"

„Was denn?" unterbrach ihn der Butler. „Gar nichts räume ich ein. Das könnte Ihnen wohl passen, mich wegen Diebstahls der Aktentasche zu verfolgen."

„Um solche Lappalien handelt es sich hier nicht, sondern lediglich um den von Ihnen geforderten Nach-

weis, daß dieses Dokument hier nicht durch Verübung eines Kapitalverbrechens in Ihre Hände gelangt ist. Aber darüber verhandeln wir richtiger wohl erst später hier im Saale und mit Ihnen als Angeklagten." Er wendete sich zum Richter. „Wenn es Euer Ehren beliebt, so ziehe ich den Strafantrag gegen den Angeklagten zurück."

Doch der Richter verhielt sich ablehnend, er wies mit der Hand auf Jack, der ersichtlich in einem inneren Kampfe begriffen war.

„Nun gut," platzte der Butler endlich heraus, „wenn man mir die Pistole auf die Brust setzt und so lächerliche Sachen behauptet, dann brauche ich auch niemand länger zu schonen. Warum soll ich denn Chadwick um die Ecke gebracht haben? Was hat er mir denn zuleide getan? Oder was hatte ich von ihm zu befürchten? Hatte er mir mit Enthüllungen gedroht? Hatte ich zu befürchten, daß man mir die Maske vom Gesicht reißen und mich als einen Schurken bloßstellen könnte, der den Freund zum Verbrecher gemacht und die eigene Schwester um den letzten Cent ihres Vermögens bestohlen und in den Wahnsinn getrieben hat, nur damit —"

Wieder gebot der Richter in sehr energischem Tone Einhalt. „Diese Angelegenheiten gehören absolut nicht hierher und dürfen nicht erörtert werden!" erklärte er. „Sie haben die an Sie gerichtete Frage des Distriktsanwalt zu beantworten."

Doyle lachte verbissen vor sich hin. „Nun ja, die Herrschaften halten immer zueinander — meinetwegen!" knurrte er. „Ich habe die Aktentasche an mich genommen."

„Wann geschah dies?"

„Als ich durchs Oberlichtfenster über der Tür ins

Chadwicksche Schlafzimmer schaute und ihn tot auf dem Bette liegen sah. Die Türe war doch nicht verschlossen, wie ich gleich bemerkte. Nun, in der Nacht zuvor hatte ich genug gehört und gesehen. Da dachte ich mir, daß in der Aktentasche interessante Sachen stecken könnten. Und wie die Erfahrung lehrte," schloß er mit dreistem Auflachen, „habe ich mich in meiner Annahme auch nicht getäuscht!"

„Wo befindet sich diese Aktentasche jetzt?" fragte der Staatsanwalt. „Bei der Haussuchung vorhin wurde nichts Derartiges vorgefunden."

„Na, da müßte ich noch dümmer sein, wie andere Leute ausschauen, wenn ich so was einfach herumliegen ließe. Die Tasche ist fort, vielleicht schwimmt sie im Atlantischen Ozean — was weiß ich."

Die allgemeine Aufmerksamkeit war derartig dem Zeugen zugewendet, daß nur wenige Personen darauf achteten, wie Erik sich erhoben hatte, auf den Verteidiger zugetreten war und sich mit ihm eine Weile flüsternd besprochen hatte. Ramsay wendete sich daraufhin an den Richter, der gerade prüfend das ihm vom Staatsanwalt eingehändigte Dokument zur Hand genommen hatte, verhandelte kurze Zeit mit ihm und winkte dann den jungen Arzt mit heran.

Nun wurde man freilich im Saale aufmerksam, auch der Zeuge schielte nach der kleinen, um den Richtertisch versammelten Gruppe. Aber man konnte nur wahrnehmen, wie Erik die verschiedenen Briefbogen flüchtig besichtigte, sie dann dem Richter zurückgab und zu diesem flüsternd etwas äußerte, was den Richter wiederum zum Niederschreiben einiger Zeilen veranlaßte. Das allgemeine Erstaunen wuchs noch, als Erik gleich darauf in Begleitung eines ihm vom Richter mitgegebenen Polizisten den Saal verließ. Aber die

weis, daß dieses Dokument hier nicht durch Verübung eines Kapitalverbrechens in Ihre Hände gelangt ist. Aber darüber verhandeln wir richtiger wohl erst später hier im Saale und mit Ihnen als Angeklagten." Er wendete sich zum Richter. „Wenn es Euer Ehren beliebt, so ziehe ich den Strafantrag gegen den Angeklagten zurück."

Doch der Richter verhielt sich ablehnend, er wies mit der Hand auf Jack, der ersichtlich in einem inneren Kampfe begriffen war.

„Nun gut," platzte der Butler endlich heraus, „wenn man mir die Pistole auf die Brust setzt und so lächerliche Sachen behauptet, dann brauche ich auch niemand länger zu schonen. Warum soll ich denn Chadwick um die Ecke gebracht haben? Was hat er mir denn zuleide getan? Oder was hatte ich von ihm zu befürchten? Hatte er mir mit Enthüllungen gedroht? Hatte ich zu befürchten, daß man mir die Maske vom Gesicht reißen und mich als einen Schurken bloßstellen könnte, der den Freund zum Verbrecher gemacht und die eigene Schwester um den letzten Cent ihres Vermögens bestohlen und in den Wahnsinn getrieben hat, nur damit —"

Wieder gebot der Richter in sehr energischem Tone Einhalt. „Diese Angelegenheiten gehören absolut nicht hierher und dürfen nicht erörtert werden!" erklärte er. „Sie haben die an Sie gerichtete Frage des Distriktsanwalt zu beantworten."

Doyle lachte verbissen vor sich hin. „Nun ja, die Herrschaften halten immer zueinander — meinetwegen!" knurrte er. „Ich habe die Aktentasche an mich genommen."

„Wann geschah dies?"

„Als ich durchs Oberlichtfenster über der Tür ins

Chadwicksche Schlafzimmer schaute und ihn tot auf dem Bette liegen sah. Die Türe war doch nicht verschlossen, wie ich gleich bemerkte. Nun, in der Nacht zuvor hatte ich genug gehört und gesehen. Da dachte ich mir, daß in der Aktentasche interessante Sachen stecken könnten. Und wie die Erfahrung lehrte," schloß er mit dreistem Auflachen, „habe ich mich in meiner Annahme auch nicht getäuscht!"

„Wo befindet sich diese Aktentasche jetzt?" fragte der Staatsanwalt. „Bei der Haussuchung vorhin wurde nichts Derartiges vorgefunden."

„Na, da müßte ich noch dümmer sein, wie andere Leute ausschauen, wenn ich so was einfach herumliegen ließe. Die Tasche ist fort, vielleicht schwimmt sie im Atlantischen Ozean — was weiß ich."

Die allgemeine Aufmerksamkeit war derartig dem Zeugen zugewendet, daß nur wenige Personen darauf achteten, wie Erik sich erhoben hatte, auf den Verteidiger zugetreten war und sich mit ihm eine Weile flüsternd besprochen hatte. Ramsay wendete sich daraufhin an den Richter, der gerade prüfend das ihm vom Staatsanwalt eingehändigte Dokument zur Hand genommen hatte, verhandelte kurze Zeit mit ihm und winkte dann den jungen Arzt mit heran.

Nun wurde man freilich im Saale aufmerksam, auch der Zeuge schielte nach der kleinen, um den Richtertisch versammelten Gruppe. Aber man konnte nur wahrnehmen, wie Erik die verschiedenen Briefbogen flüchtig besichtigte, sie dann dem Richter zurückgab und zu diesem flüsternd etwas äußerte, was den Richter wiederum zum Niederschreiben einiger Zeilen veranlaßte. Das allgemeine Erstaunen wuchs noch, als Erik gleich darauf in Begleitung eines ihm vom Richter mitgegebenen Polizisten den Saal verließ. Aber die

rücksichtslos scharfe Weise, in der der öffentliche Ankläger dem Zeugen mit immer weiteren Fragen zusetzte, fesselte die Aufmerksamkeit der Zuhörer alsbald wieder, zumal der Butler sich neuerlich als ebenbürtiger Gegner entpuppte, der sich durch keine noch so verfänglich und unerwartet gestellte Frage irremachen ließ.

Seiner Versicherung gemäß war alles mit natürlichen Dingen und in harmlosester Weise zugegangen. Gewiß, er war mit Miß Greene recht gut bekannt, er hatte sie auch gebeten, ihm Nadel und Manschettenknopf an einem Orte, wo niemand sie vermuten würde, aufzubewahren. Aber das war nur geschehen, um im richtigen Augenblick mit den Beweisstücken aufwarten zu können, wie es in Wirklichkeit auch geschehen war.

„Der ganze Verlauf der Verhandlung hat den Beweis erbracht, wie notwendig und wohlberechtigt meine Vorsicht gewesen ist!“ rief er schließlich herausfordernd. „Ist das nicht die reinste Klassenjustiz, wenn man einen Mann, der so schwer belastet erscheint, wie jener Connelly dort, so parteiisch in Schutz nimmt? Warum verliest man nicht den Brief, dessen bloßer Inhalt ihn von Chadwicks Willkür abhängig machte und dessen Besitz darum auch dem Anwalt den Tod brachte? Warum länger noch die Komödie aufrecht erhalten, als sei man bemüht, den Schuldigen ausfindig zu machen? Sein Name schwebt auf aller Lippen, in den Augen eines jeden anständigen Menschen ist jener Mann längst gerichtet! Wie teuer mag es ihm wohl zu stehen gekommen sein, diesen merkwürdigen Vertretern der Gerechtigkeit die Augen zu verbinden?“ Er lachte auf. „Handelte es sich nicht um den reichen Finanzmann, sondern nur um mich oder sonst einen

gewöhnlichen Bürger, so würde man wohl anders vorgegangen sein!“

Wohl selten oder nie war im Gerichtsaal eine solch maßlos dreiste Sprache geführt worden, doch sie prallte an den verschlossenen Mienen der Gesetzeshüter ab, und ihre beabsichtigte Wirkung verpuffte auch im Zuhörerraum, denn selbst oberflächlich Beobachtenden konnte es nicht entgehen, wie hinter der dreisten Zuversicht, mit der der Butler sprach, sich beständig steigendes Unbehagen verbarg, besonders als der öffentliche Ankläger die Vernehmung plötzlich abbrach und nunmehr Frank Ramsay das Feld überließ. Da schielte Doyle immer häufiger nach dem Richtertisch, wo der Vorsitzende mit dem öffentlichen Ankläger leise verhandelte und merkwürdigerweise immer wieder die beschlagnahmten Schriftstücke zur Hand nahm. Um sie drehte sich augenscheinlich die geheime Zwiesprache.

Im Saale begann man unruhig zu werden. Was der Verteidiger fragte, betraf lauter längst behandelte Sachen, niemand wußte etwas aus dieser Verzögerungstaktik zu machen, es gewann immer mehr den Anschein, als ob der Anwalt diese ermüdenden Fragen nur stellte, um Zeit für die Vorbereitung zu einem entscheidenden Schlage zu schaffen. Etwas ging entschieden hinter den Kulissen vor, und der immer unbehaglicher werdende Gesichtsausdruck Jacks, der notgedrungen auf die in rascher Folge an ihn gerichteten Fragen antworten mußte, ließ deutlich erkennen, daß er wie auf glühenden Kohlen saß.

Da trat Erik mit seinem Begleiter wieder in den Saal, unaufgefordert begab er sich zum Tische des Richters, der sich daraufhin sofort erhob und mit dem beschlagnahmten Dokument in der Hand, gefolgt von

Erik und dem Distriktsanwalt, das Beratungszimmer aufsuchte.

Ramsay schien von allen diesen Vorgängen nicht das geringste zu bemerken, er fragte unbeirrt darauf los, mochte sich der Zeuge auch vor ohnmächtiger Wut im Stuhl winden und drehen.

Plötzlich aber war seine Wißbegierde mit einem Schlage befriedigt, und zwar geschah dies im selben Augenblick, in dem der Richter mit seinen beiden Begleitern wieder aus dem Beratungszimmer zum Vorschein kam und seinen Sitz wieder einnahm.

Der Vorsitzende richtete nun selbst das Wort an den Zeugen. Es lastete atemlose Spannung, wie sie das schicksalsgewaltige Nahen eines entscheidenden Ereignisses mit sich bringt, über dem Saale.

„Wie Sie vorhin unter Eid angaben, haben Sie das Ihnen bei Ihrer körperlichen Durchsuchung abgenommene Schriftstück der Aktentasche Chadwicks entnommen, welch letztere Sie wiederum aus dessen Schlafzimmer entwendet hatten. Ist das richtig?“

Jack schluckte wiederholt, bevor er antwortete. „Warum soll's denn nicht wahr sein?“ brachte er schließlich hervor.

„Das ist keine Antwort, Zeuge. Haben Sie vorhin die Wahrheit gesagt — ja oder nein?“

„Selbstverständlich habe ich wahrheitsgemäß ausgesagt. Ich werde mich doch nicht meineidig machen.“

„Sie können sich nicht irren?“

„Nein, ich kann mich nicht irren!“

„Sie haben nicht etwa die Kleidung der Leiche nach derartigen Schriftstücken durchsucht?“

„Halten Sie mich für einen Leichenräuber? Nicht um alles in der Welt hätte ich Chadwicks Körper angerührt.“

„Sie haben also lediglich die Aktentasche an sich genommen, und darin befand sich hier dieser Brief?"

„Wenn es sich um dasselbe Schriftstück handelt, das man mir heute abend gewaltsam in der Distriktsanwaltsoffice abgenommen hat, dann allerdings."

„Warum bestritten Sie vorhin unter Eid, das andere Schriftstück aus dem Besitz Chadwicks in einer Weise an den Zeugen Pettit abgeschickt zu haben, die diesen zu der Annahme bringen mußte, als sei der Absender in Wirklichkeit Connelly gewesen?"

„Ich — ich habe nichts abgeschickt, mein Zeugeneid sollte —"

„Schweigen Sie, denn Sie verletzen in diesem Augenblick Ihren Zeugenschwur wiederum in eklatanter Weise!" unterbrach ihn der Richter hart. „Ja, Sie haben unter Benutzung eines alten, von Connelly adressierten und in den Papierkorb geworfenen Umschlags das betreffende Dokument an den Zeugen Pettit geschickt."

Jack versuchte die Lippen wie zu nichtachtendem Pfeifen zu spitzen. „Wenn Sie's besser als ich selbst wissen, warum fragen Sie mich da noch lange?" meinte er frech.

„Sie haben das Dokument an Pettit geschickt, und zwar in der leicht durchsichtigen Absicht, dadurch einen Druck auf den Bankier auszuüben und ihn zum willfährigen Opfer Ihrer Erpressergelüste zu machen!" fuhr der Richter erbarmungslos fort, und jedes seiner Worte sauste gleich einem Peitschenhiebe auf den sich plötzlich duckenden und wie ein gestellter Fuchs um sich starrenden Zeugen. „Es war vorauszusehen, daß Doktor Pettit mit Connelly wegen dessen vermeintlicher Sendung Rücksprache nehmen würde. Sie rechneten darauf, daß die unabwendbaren Demütigungen,

die ihm im Laufe dieser Verhandlungen nicht erspart bleiben konnten, den Bankier derart mürbe machen würden, um Ihrem heutigen Erpressungsversuch ein willfähriges Ohr zu schenken, was Ihnen bei einem weniger charakterfesten Manne sicherlich auch gelungen wäre."

Jack lachte giftig vor sich hin. „Das ist alles aus den Fingern gesogen. Aber freilich, wenn der Richter selbst dazu hilft, das Recht zu beugen, so —"

Doch der Richter winkte verächtlich mit der Hand ab. „Sparen Sie Ihre Worte, die doch nur in den Wind geredet sind. Man tut Leuten Ihres Schlages nicht die Ehre an, sich über sie zu erregen. Sie haben einen Meineid geleistet, indem Sie ableugneten, den bewußten Brief an Doktor Pettit abgesendet zu haben, Sie haben sich fernerhin meineidig durch Ihre Behauptung gemacht, das heute bei Ihnen gefundene Dokument aus der Aktentasche Chadwicks genommen zu haben, denn in Wirklichkeit haben Sie beide Schriftstücke der inneren linken Brusttasche des von Chadwick im Augenblicke seiner Ermordung getragenen Rockes, und zwar ganz kurze Zeit nach eingetretenem Tode, entnommen."

Wie von der Tarantel gestochen fuhr der Butler im Stuhle auf. „Das ist gelogen! Kein Wort davon ist wahr!" Er konnte nicht weiterschreien, denn die Stimme schnappte ihm über. Aber er beruhigte sich rasch wieder und vermochte sogar höhnisch zu grinsen. „Lächerlich, daß ich mich über solchen Quatsch aufrege!" sagte er. „Wenn Sie mit den Chadwickschen Taschenverhältnissen so genau Bescheid wissen, dann haben Sie ihm die Taschen vielleicht selbst durchsucht. Es ist ja lachhaft — ausgerechnet die linke Brusttasche soll ich ihm durchschnüffelt haben!"

„Wollen Sie eingestehen, in der von mir geschilderten Weise vorgegangen zu sein, sei es nun, daß Sie die Leiche im Parke entdeckten oder sie später oben im Schlafzimmer beraubten?“ fragte der Richter scharf.

Jack legte jetzt sein Gesicht in solch feierliche Unschuldsfalten, als es ihm bei seiner hochgradigen Erregung nur möglich war. „Ich rufe den Himmel und alles, was heilig in der Menschenbrust ist, zum Zeugen dessen an, daß ich die Wahrheit ausgesagt habe,“ beteuerte er salbungsvoll. „Ich habe Chadwicks Leiche nicht früher gesehen und von seinem Tode nicht eher eine Ahnung gehabt, als bis ich ihn durchs Oberlichtfenster tot auf dem Bett in seinem Schlafzimmer liegen sah.“

„Dann verzeihe Ihnen der Himmel diesen neuen Meineid!“ sagte der Richter eisig. Er hob die von ihm bisher lässig in der Hand gehaltenen Schriftstücke hoch und wendete sich damit an die Geschworenen. „Sie werden nunmehr der Reihe nach diese beiden Dokumente durch eine Lupe betrachten und Ihr Augenmerk auf eine Durchlöcherung sämtlicher Blätter unweit vom mittleren Faltenbruche lenken. Sie werden alsdann entdecken, daß an dieser Stelle sämtliche Blätter von einem spitzen, runden Gegenstande, ohne Zweifel einer kräftigen Nadelspitze, durchbohrt worden sind. Sie werden weiter feststellen, daß sich rings um die sämtlichen Lochränder ein dunkelschattierter, unregelmäßig gezackter Rand von rötlicher Färbung befindet, offenbar hervorgerufen durch die Einwirkung einer roten flüssigen Substanz. Sie werden schließlich finden, daß Sie die untere Bruchhälfte der viel besagten Nadel jetzt noch mit Leichtigkeit durch diese Löcher führen, also beide Dokumente daran aufspießen können, ohne das Papier nochmals durchstechen zu müssen.“

Längst hatten sich auf des Distriktsanwalts Wink die Geschworenen um den Tisch des Richters versammelt, wo dieser ihnen nun seine Ausführungen praktisch demonstrierte.

„In anderen Worten ausgedrückt,“ fuhr er fort, während die Geschworenen der Reihe nach die Blätter durch die Lupe beschauten, „Chadwick trug diese Dokumente in der linken inneren Rocktasche, als er von seinem plötzlichen Ende ereilt wurde. Die mörderische Nadel stieß durch die vierfach zusammengefalteten Blätter, und die geringe Blutung der Brustwunde teilte sich dem Papier mit und wurde von ihm aufgesogen, woraus es sich erklärt, daß auf dem Rocke Chadwicks keinerlei Blutspur wahrgenommen werden konnte. Dieses Blatt hier“ — er wies auf die Außenseite des einen Dokuments, das dem Butler in der Office des Distriktsanwalts abgenommen worden war — „befand sich dem Körper Chadwicks offenbar am nächsten, es wurde deshalb auch vom Blute mehr als die anderen Blätter durchfeuchtet. Das Blut wurde auf dieser Seite auch verwischt, was nur beim Herausziehen der Papiere geschehen sein kann — wiederum ein Beweis dafür, daß die Taschen Chadwicks schon bald nach dessen Ermordung durchsucht worden sein müssen. Dies vorausgesetzt, bleibt schließlich nur noch der Schluß übrig, daß so rasch nach verübtem Verbrechen nur entweder der Täter selbst oder eine mit ihm in Verbindung stehende Person die Schriftstücke an sich gebracht haben kann. Folglich ist der Zeuge Doyle als Besitzer der fraglichen Dokumente auch als Täter oder dessen Helfershelfer anzusehen, was vor dem Gesetz und der Schwere der verwirkten Strafe keinen Unterschied macht,“ schloß der Richter unter lautloser Stille im Saale.

Jack Doyle bewegte die Lippen, aber kein Laut kam darüber, seine Mienen waren völlig entgeistert, und er machte etwa den Eindruck eines geriebenen Bauernfängers, der von der Unfehlbarkeit seines „Tricks" durch langjährige Praxis derartig durchdrungen ist, daß ihm seine unverhoffte Entlarvung die Sprache völlig verschlägt.

Der Richter räusperte sich. „Damit sind wir am Ende dieser Verhandlung angelangt," äußerte er in geschäftsmäßigem Tone. „Jedenfalls erscheint die Nichtbeteiligung des gegenwärtigen Angeklagten an dem zur Aburteilung stehenden Verbrechen hinreichend erwiesen. Wir verdanken die Feststellung des wirklichen Sachverhalts dem Scharfsinn des Zeugen Pettit, der die blutumrandete Nadelspur in dem ihm zugesendeten Schriftstück sofort entdeckte, sie von einem Chemiker untersuchen und sich darüber ein Zeugnis ausstellen ließ, das er mit dem Dokument selbst in einem Sicherheitsfach der hiesigen Nachtbank verwahrt hat. Da diese Bank unausgesetzt dem Publikum geöffnet bleibt, bot sich dem Gerichtshof die Möglichkeit, das Schriftstück sofort zur Stelle bringen zu lassen und dadurch jetzt schon die Verhandlung zu beendigen. Die Jury wird sich jetzt auf ihre Plätze zurückbegeben."

Ein Freudenruf wurde laut. Ben Slotery hatte ihn ausgestoßen. Er wäre am liebsten auf den Richter zugeeilt und hätte ihm die Hände geschüttelt, wäre er von Frank Ramsay nicht gewaltsam zurückgehalten worden.

Einige Polizisten hatten sich inzwischen dem noch immer im Zeugenstuhle hockenden Butler genähert. Nun legte ihm einer davon mit schwerem Drucke die Hand auf die Schulter. „Jack Doyle, im Namen des Volkes von New York verhafte ich Sie wegen Ermordung des Anwalts Chadwick!"

Jack schlotterte an allen Gliedern, und seine Zähne klapperten aufeinander, während dicke Schweißtropfen auf seiner Stirn hervortraten. „Verhaften will man mich — das ist ja Unsinn, was der Mensch da schwatzt! Ich bin unschuldig, ich schwöre es bei allem, was mir hoch und heilig ist!"

„Schweigen Sie!" herrschte ihn der Distriktsanwalt an, der mit an den Zeugenstuhl herangetreten war. „Sie sind Chadwicks Mörder!"

„Nein, der bin ich nicht! Ich habe niemand gemordet — ich nicht! Aber ich weiß, wer's war!" kreischte der Butler auf. Wild schlug er mit den Armen um sich, aber mit wenigen Griffen war er gefesselt.

Der Distriktsanwalt maß ihn mit Blicken tiefster Verachtung. „Das ist das erste wahre Wort aus Ihrem Munde, denn alles, was Sie auf dem Zeugenstuhle vorbrachten, war Lug und Trug. Natürlich kennen Sie den Mörder Chadwicks, denn Sie selbst sind es!"

Alle Frechheit hatte den Butler plötzlich verlassen. „Ich bin unschuldig! Ich kann's beweisen!" schrillte er. „Betsy Greene hat's getan! Ich habe selbst mit zugesehen! Sie hat Chadwick erstochen, so wahr ein Himmel über uns ist!"

Schon hatte der Richter, angeekelt von dem Gebaren des Verhafteten, Befehl zu dessen gewaltsamer Fortschaffung erteilt. Doch jetzt, angesichts der überraschenden neuen Anklage des an allen Gliedern schlotternden und vor Angst schier vergehenden Menschen, widerrief er seinen Befehl. Gleich ihm wendeten sich die Blicke sämtlicher Anwesenden auf die so urplötzlich Beschuldigte.

Unbeachtet hatte sie bis dahin auf der Zeugenbank gesessen, und nichts in ihren bleichen Zügen hatte

Kunde von den in ihr vorgehenden Seelenkämpfen gegeben.

Nun stand sie plötzlich auf und schritt bis zum Richtertisch vor. Mit einem Blick voll unsäglicher Verachtung streifte sie im Vorübergehen das angstverzerrte Gesicht des Butlers. Dann begegnete sie ohne Wimperzucken dem forschend auf sie gerichteten Blick des Richters. „Ja,“ sagte sie tonlos, „obwohl ich leugnen und niemand mir etwas beweisen könnte, will ich doch die Wahrheit gestehen, denn mir graut davor, länger noch die Genossin jenes Menschen dort zu sein.“ Mit der ausgestreckten Rechten wies sie verächtlich auf den zitternden Jack. „Ja, ich bin die verratene und verlassene Ehefrau jenes Ungeheuers Chadwick — oder ich glaubte es wenigstens zu sein. Und mit dieser meiner Hand“ — hier hielt sie die Rechte hoch empor — „habe ich ihm den Tod gegeben, den er tausendfach verdient hat!“

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Man hätte ein Blatt zu Boden fallen hören können, so still verhielten sich die Anwesenden, nachdem das letzte Wort der Selbstanklage der stolz und in selbstbewußter Haltung vor dem Richter Stehenden längst verklungen war.

„Bevor Sie ein weiteres Wort sprechen, Zeugin,“ mahnte der Richter, „mache ich Sie auf die für Sie daraus entstehenden Folgen aufmerksam. Was Sie aber immer auch aussagen mögen, so vergessen Sie nicht, daß Sie unter Eid aussagen.“

Mit ungestümer Bewegung hob Betsy den Kopf, und in ihrem totenbleich gewordenen Antlitz, aus dem die Augen voll düsterer Entschlossenheit glühten,

prägte sich der leidenschaftliche Drang, alles, was lastend auf ihrer Seele gelegen, kund und offenbar zu machen.

„Ich will aussagen,“ begann sie mit einer Stimme, die klar durch den ganzen Saal drang. Sie hatte wiederum im Zeugenstuhle Platz nehmen müssen, doch es ereignete sich im weiteren Verlaufe ihres Geständnisses häufig genug, daß die Erregung sie aufspringen und stehend weitersprechen ließ, ohne daß sie darum vom Richter unterbrochen worden wäre. Schon von ihren ersten Worten an ging es wie bannend von ihren Lippen, und es war niemand im Saale, der ihr nicht erschüttert gelauscht hätte.

„Ich will alles aussagen!“ wiederholte sie. „Hätte ich nur gleich den Mut zur Wahrheit gefunden, wie viel folternde Gewissensbisse und Demütigungen wären mir alsdann erspart geblieben! Aber man hängt so feig und zähe am eigenen Leben, und nach geschehener Tat überkam mich eine Verzagtheit, die ich jetzt kaum selbst mehr verstehen kann. Doch ich will mich kurz fassen und angeben, wie sich alles in jener Nacht zugetragen hat.“

„Sprechen Sie sich ruhig alles vom Herzen, was Sie bekümmert,“ meinte der Richter in mildem Tone. „Sie waren die Gattin Chadwicks oder glaubten es zu sein?“

„Ich war nur eines seiner zahlreichen Opfer, eine Törin, die auf seine glatten Worte wie ein Vogel auf die Leimrute kroch,“ stieß sie erbittert hervor. „Es gibt der Frauen noch mehr, die durch jenen gewissenlosen Mann um Ehre und Selbstachtung gekommen sind. Er machte ja ein Geschäft daraus. Als ich ihn geheiratet hatte, mußte ich schon nach kurzer Zeit erfahren,

daß er bereits anderweitig verehelicht war und ich keinen Rechtsanspruch darauf besaß, vor der Welt seine Gattin zu heißen. Wie mir, so war es auch anderen vor mir ergangen. Einem gewissenlosen Mädchenjäger machen es die Gesetze hier in diesem Lande ja so leicht, seine verbrecherischen Absichten auszuführen. Er bringt sein ahnungslos ihm vertrauendes Opfer einfach zu irgend einem Friedensrichter, unterschreibt dort ein vorgedrucktes Formular, in dem er an Eidesstatt versichert, daß keinerlei Ehehindernis vorhanden sei, dann zahlt er seine Gebühren und wird getraut. Von der Tatsache erfährt niemand etwas — und kommt die von ihm Betörte schließlich hinter den ihr gespielten Betrug, sieht sie sich entehrt und verlassen, so fehlt ihr der Mut zur Verfolgung des Schuftes. Sie wagt sich kaum selbst, geschweige Dritten, ihre Schande einzugestehen. Darauf rechnete Chadwick — oh, er war ein vortrefflicher Menschenkenner und überdies vorsichtig genug, seine Opfer derartig zu wählen, daß weite Entfernungen sie voneinander trennten und nur ein Zufall sie zusammenbringen konnte. Bis heute ist es mir nicht gelungen, die Zahl seiner Opfer festzustellen, ich weiß nur, daß er vor mir mindestens drei andere Frauen gehabt hat — darunter auch die irrsinnige Schwester des Bankiers Connelly. Sie eröffnete die Reihe seiner Opfer und war darum nicht nur seine einzige rechtmäßige Gattin, sondern ist auch die einzige, die sich seine Witwe nennen kann!"

Unter dem gewaltigen Eindrucke, den ihre letzten Worte auf ihn gemacht, hatte sich Connelly von seinem Sitze erhoben und legte derartige Anzeichen von Unruhe an den Tag, daß der Richter ihn fragend anschaute.

„Bitte um Verzeihung, Euer Ehren, wenn ich die



Zeugin zu unterbrechen wage, aber sie muß sich, wenigstens soweit meine unglückliche Schwester in Betracht kommt, irren. Diese war mit Chadwick niemals verheiratet. Ich weiß dies um so genauer, als ich selbst gegen eine derartige Heirat war, weil meine arme Schwester schon damals Spuren ihrer späteren Krankheit zeigte."

„Was ich sage, ist volle Wahrheit!" erklärte Betsy unbeirrt. „Chadwick spielte Ihnen, Mister Connelly, ebenso wie aller Welt, eine Komödie vor. Während er Ihnen versprach, sich fortan Ihrer Schwester fernzuhalten, wußte er diese zu einer heimlichen Heirat zu überreden, wobei es ihm natürlich weniger um sie selbst als um ihr Vermögen, das von Ihnen verwaltet wurde und sich auf eine halbe Million beziffern sollte, zu tun war."

Kopfschüttelnd schaute Connelly sie an. „Ich bin längst irre an Chadwick geworden, aber noch unbegreiflicher erscheint mir, wie Sie Dinge erfahren konnten, die selbst mir verheimlicht blieben."

„Ihre Schwester ist krank, und Chadwick war der geborene Komödiant, der alle Welt über seinen wahren Charakter zu täuschen wußte," antwortete Betsy mit melancholischem Lächeln, „und was mich anbelangt, so hatte ich von dem Augenblick an, wo ich mich von ihm betrogen und entehrt sah, nur noch den einzigen Lebenszweck, mich an ihm zu rächen und ihn zu vernichten. Als einzelne war ich machtlos gegen ihn, denn er war so angesehen und erfreute sich solch einflußreicher Verbindungen, daß meine Anklage gegen ihn einfach nicht geglaubt oder schlimmstenfalls vertuscht worden wäre, ohne ihn selbst zu schädigen. Darum mußte ich meine Rache aus langer Hand vorbereiten, mir Waffen schmieden und Beweise gegen den Er-

bärmlichen sammeln. Ich spürte planmäßig seiner Vergangenheit nach, und dabei führte mich der Zufall auch zu einem Friedensrichter im benachbarten Staate New Jersey. Der alte Herr gestattete mir Einsicht in sein Register, und ein Eintrag darin zeigte, daß er vor langen Jahren Chadwick und Ihre Schwester getraut hatte. Er war nach einem leerstehenden Landhaus gerufen worden, dort hatte er ein junges Paar nebst zwei Zeugen vorgefunden und die Trauung vollzogen, obwohl ihm die Sache nicht ganz geheuer vorgekommen war. Ich ließ mir von dem Manne, wie ich es in allen anderen derartigen Fällen getan hatte, eine beglaubigte Abschrift des Registereintrags anfertigen. Sie befindet sich mit den anderen Papieren an einem Orte, den Ihre Detektive bisher noch nicht entdeckt haben," wendete sie sich mit mattem, rasch wieder verschwindenden Lächeln an den öffentlichen Ankläger.

Dann schaute sie Connelly wieder an, der noch immer vor seinem Sitze stand und fassungslos vor sich hin starrte.

„Vielleicht erscheint Ihnen nun erklärlich, warum ich mich so sehr um eine Anstellung als Wärterin bei Ihrer Schwester bemühte, ja, zur Erreichung dieses Zweckes ein ganzes Lebensjahr opferte und einen praktischen Pflegerinnenkurs in einer englischen Irrenanstalt nahm, der mir ein solch glänzendes Zeugnis eintrug, daß Sie mich auf Grund dessen ohne weiteres anstellten. Ich hoffte, um ganz aufrichtig zu sein, durch den ständigen Umgang mit der Unglücklichen Beweismaterial erlangen zu können. Darin hatte ich zwar nur teilweisen Erfolg, aber aus den verworrenen Redensarten meiner Pflegebefohlenen konnte ich immerhin entnehmen, wie schändlich Chadwick ihr mitgespielt hatte. Durch irgendwelche Umstände muß die Ärmste

unmittelbar vor ihrer heimlichen Heirat um ihr Vermögen gekommen sein, und dieser Umstand kühlte die Neigung des vortrefflichen Chadwick so stark ab, daß er ihr mit eiserner Stirn erklärte, die ganze Trauungszeremonie sei nur ein Scherz gewesen, was zur Folge hatte, daß die sich schnöde um ihre Frauenehre betrogen Glaubende in ein hitziges Gehirnfieber verfiel, von dem sie nur wieder genas, um in die Nacht ewigen Wahnsinns zu verfallen."

Connelly wischte sich mit der flachen Hand den Schweiß von der Stirn. „Mein Gott," stammelte er, „welch ein Schurke war doch dieser Chadwick!"

„Kommen wir zur Sache, Zeugin," versetzte der Richter mahnend. „Wußte Chadwick um Ihre Gegenwart in Freehurst?"

„Nein, erst ganz zuletzt, als ich selbst an ihn, der damals in Paris weilte, schrieb, erfuhr er davon, was seine sofortige Rückreise zur Folge hatte."

„Im Laufe der Verhandlungen wurde öfters von einer Geldverlegenheit Chadwicks, die ihn sehr beunruhigt haben soll, gesprochen. Hatten Sie von ihm ein Schweigegeld verlangt?"

„Nicht das, aber ich verlangte von ihm die bedingungslose Rückerstattung meines von ihm veruntreuten mütterlichen Vermögens im Betrage von zwanzigtausend Dollar. Doch das war nur eine ihm vorgeworfene Lockspeise, die ihn dazu veranlassen sollte, sich sicher zu fühlen. Um alles Geld in der Welt hätte er mein Schweigen nicht erkaufen können, ich wollte ihn nur an Ort und Stelle haben — und ihn dann schonungslos an den Pranger stellen."

„In jener Nacht zum 1. Oktober hatten Sie nun im Freehurster Parke ein Stelldichein mit Chadwick, nicht wahr?" fragte der Richter weiter.

Betsy wurde rot im Gesicht und nickte wiederholt. „Ja, und hier muß ich zugleich ein Unrecht bekennen, das ich auf meine Seele geladen habe. Ich habe früher die Unwahrheit gesprochen, als ich aussagte, daß Miß Irene sich in jener Nacht nicht im Parke aufgehalten habe. Gerade das Gegenteil davon war der Fall, und nur meine Unachtsamkeit machte dies möglich. Meine Gedanken waren derartig mit der unmittelbar bevorstehenden Zusammenkunft beschäftigt, daß ich beim Verlassen des Pavillons es ganz übersehen hatte, die innere Ausgangstür abzuschließen. Dies fiel mir erst ein, als ich mich schon auf dem Wege zum Aussichtskiosk, wo ich mich mit Chadwick verabredet gehabt hatte, befand. Da ich die Kranke schlafend zurückgelassen hatte und auch schon bald wieder bei ihr zu sein hoffte, so kehrte ich nicht um. Aber als ich den Aussichtskiosk betrat, befand sich niemand darin. Ich wartete wohl eine halbe Stunde auf Chadwick, ohne daß er gekommen wäre. Und dann hörte ich plötzlich Schritte vor dem Kiosk. Dort war es so dunkel, daß ich von Personen draußen am Strandwege nicht gesehen werden konnte. Ich dagegen vermochte die Gestalt eines dort in großer Erregung auf und nieder schreitenden Mannes deutlich zu erkennen. Ihm gesellte sich bald darauf eine Frau zu. Sie trug einen roten Automantel und war in großer Hast den Terrassenweg hinabgeeilt."

„Es handelte sich um den heute Angeklagten und Miß Fresham?"

„Ja. Ich mußte zur unfreiwilligen Belauscherin ihrer nicht für andere Ohren bestimmten Unterredung werden. Und wenn noch etwas gefehlt hätte, um das Maß meiner Empörung zum Überlaufen zu bringen, so bewirkte dies die Kunde, daß Chadwick sich Miß Fresham als neues Opfer auserkoren hatte und im

Begriffe stand, sie gleichfalls zu verderben. Daß sie bereits ihrer Meinung nach sein Weib geworden und identisch mit jener Frau war, die ich an seinem Arme in Nizza hatte hängen sehen, konnte ich natürlich nicht wissen."

„Die Unterredung nahm den Verlauf, wie hier vor Gericht berichtet worden ist?"

„Genau so. Und wenn jemand himmelschreiendes Unrecht geschehen ist, so sicherlich Miß Fresham, vom Angeklagten gar nicht zu sprechen," versicherte Betsy. „Ach, wie viele schlaflose Nächte voll Qual und und Angst habe ich verbracht, während deren in meiner Seele erbärmliche Feigheit und Angst vor Strafe mit dem befreienden Mute zur Wahrheit um die Oberhand rangen! Wie verächtlich war es von mir, zu schweigen und dadurch einen Unschuldigen anklagen und ein armes, liebes Mädchen unverdient an den Pranger stellen zu lassen!"

Wie abbittend streckte sie die Hände gegen die schluchzende Nellie aus, aber der Richter duldete keinerlei Abschweifung, sondern mahnte in dringlichem Tone zur Eile. „Was trug sich weiter zu?" fragte er gemessen.

Betsy schaute ihn mit unnatürlich weitgeöffneten Augen an, dann legte sie die Hand an die Stirn. „Was sich dann weiter zutrug?" fragte sie dumpf. „Ach, ich fragte mich oft selbst, ob nicht all das, was jene Nacht an Schrecknissen für mich brachte, nur im Traume geschehen sein konnte. Ich vermag immer noch nicht zu begreifen, daß jene dunkle Stunde mein Dasein wandelte und einen Fluch darauf setzte, daß etwas sich ereignen konnte, das mich aus der menschlichen Gesellschaft ausschied und mich, die ich mir angemaßt hatte, als Rächerin dem Ewigen vorzugreifen, geächtet und vogelfrei machte!"

Einen Augenblick barg sie, von ihren Empfindungen überwältigt, das Gesicht in beiden Händen. Doch sie faßte sich rasch wieder.

„Nur dunkel kann ich mich noch darauf entsinnen,“ fuhr sie fort, „wie sich die Unterredung zwischen beiden immer schärfer zuspitzte, bis schließlich Miß Fresham sich kurzerhand umwendete, den Angeklagten stehen ließ und den Terrassenpfad hinaufeilte.“

„Der Angeklagte blieb vor dem Kiosk stehen?“

„Nur noch ganz kurze Zeit. Dann verschwand er in den Büschen. Ganz oben am Terrassenwege war inzwischen im Mondenschein Chadwicks Gestalt aufgetaucht, ich sah ihn näher und näher kommen und stand schon im Begriffe, ihm ein Zeichen zu geben, als ich plötzlich vom Nebenwege her eine weitere Gestalt auftauchen und ihm den Weg vertreten sah. Doktor Pettit war es. Offenbar hatte er, getäuscht durch den Anblick des seiner Verlobten gehörigen Automantels, diese mit Miß Fresham verwechselt und befand sich in dem Wahne, durch seine Dazwischenkunft ein heimliches Stelldichein gestört zu haben. Beide Männer sprachen so laut, daß ich in meinem Versteck jedes Wort hören mußte, und mit immer steigender Empörung mußte ich aus Chadwicks Drohungen seinen ganzen Schurkencharakter erkennen. Die Vorstellung, daß er auch das Herzensglück dieses jungen Paares, von dessen Liebesglück ich häufig ungesehen Augenzeugin war, zu bedrohen wagte, versetzte mich in einen Zustand blinder Wut. Ich hatte rein mechanisch und ohne mir etwas dabei zu denken, einen Hut in die Hand genommen, auf den ich im Dunkeln getreten, den ich vom Boden aufgehoben und neben mir auf die Bank gelegt hatte, und ebenso unabsichtlich hatte ich die darin steckende Nadel zu fassen bekommen und sie heraus-

gezogen. Als nun Chadwick, gedemütigt von seinem Gegner, der ihn verächtlich hatte stehen lassen, endlich auf den Pavillon zukam, da befand ich mich nicht länger im Besitze meiner gesunden Sinne. Ein rasendes Racheverlangen erfüllte mich in jenem schrecklichen Augenblick, und wie der Schurke da im Mondschein auf mich zutrat — ich hatte inzwischen den Pavillon verlassen, und er konnte mich auf dessen Eingangsstufen stehen sehen — da zwang mich eine fremde Macht in mir, die Hand zu heben und rasch einen Stoß nach seinem treulosen, verräterischen Herzen zu führen. Ich will meine Tat nicht beschönigen, aber soll ich die lautere Wahrheit sagen, so wußte ich wirklich nicht, was ich tat, ich war lediglich das willenlose Werkzeug der in mir lodernden Empörung — und ich begriff noch nicht einmal, was sich eigentlich zugetragen hatte, als er plötzlich einen Schritt zurücktaumelte und dann, ohne daß auch nur ein Laut über seine Lippen gekommen wäre, halb ins Gebüsch fiel, sich im Tode noch einmal streckte und dann regungslos liegen blieb."

Überwältigt von den Schauern der Erinnerung schwieg sie. Dann ließ sie wieder langsam die Hände sinken und fuhr ganz von selbst in ihrer Beichte fort.

„Was ich damals zuerst getan, als die Erkenntnis mir in Herz und Hirn kroch, daß ich zur Mörderin geworden war, kann ich nicht genau sagen. Ich erinnere mich dunkel, wie die Nadel in meiner Rechten mir plötzlich glühend geworden zu sein schien und ich sie von mir schleuderte. Dann floh ich. Ich hatte nicht einmal den Mut, mich über den Körper Chadwicks zu beugen und mich davon zu überzeugen, ob er wirklich tot war. Ich kam erst wieder zur Besinnung, als ich den Krankenpavillon erreicht und die Haustür hinter mir abgeschlossen hatte."

„Bald darauf kam Mister Connelly und fragte nach dem Verbleib seiner Schwester?“

„Er kam nur wenige Minuten später. Ich hatte in meiner Erregung meine Pflegebefohlene ganz vergessen gehabt. Erst der Klang der Türglocke und die Stimme Mister Connellys brachten mich zur Wirklichkeit zurück. Ich lief in das Schlafzimmer der Kranken, und als ich den Raum leer und das Bett von der Schläferin verlassen fand, hatte ich die Empfindung, als müßte mir das Herz stillstehen. Doch ich faßte mich schnell wieder, blitzschnell kam mir die Erleuchtung, daß niemand an die Möglichkeit meines Verschuldens auch nur denken würde, und so behauptete ich samt meiner Schutzbefohlenen den Pavillon nicht verlassen zu haben. Es gelang mir auch, Mister Connelly zu beschwichtigen.“

„Aber Sie mußten doch fürchten, als Lügnerin ertappt zu werden? Dazu genügte ja schon, daß Connelly auf seinem Rückwege die Schwester entdeckte.“

„Daran dachte ich in jenen schrecklichen Augenblicken nicht. Das Glück begünstigte mich ja auch wirklich, ich konnte mir überdies denken, daß sie nur die einsamsten Wege aufgesucht haben würde, wo sie so leicht nicht entdeckt werden konnte.“

„Es gelang Ihnen später in der Nacht, Ihren Pflegling wieder nach dem Pavillon zurückzubringen?“

„Ja, aber erst nach stundenlangem Suchen. Wir fanden sie auf der Veranda des japanischen Pavillons und mußten sie gewaltsam nach dem Hause zurückbringen.“

„Sie befanden sich in Begleitung einer dritten Person?“

„Ja, der Butler Doyle half mir die Kranke suchen.“

„Wie kamen Sie mit Doyle zusammen?“

„Ich hatte mich, sobald ich dies mit einiger Sicherheit

tun zu können glaubte, auf die Suche nach der Kranken begeben. Als ich den Strandweg hinabging, kam mir die Erinnerung an meine rasche Tat zurück, und ich gewann es über mich, nachzuschauen, ob Chadwick immer noch im Gebüsch läge oder ob der Himmel barmherziger gewesen als ich und mein Stoß ihn nur betäubt und er sich inzwischen nach dem Herrenhaus zurückbegeben hatte. Aber er lag still und tot am alten Platze. Und als mich die Erkenntnis überkam, daß ich wirklich zur Mörderin geworden war, da spürte ich, wie sich eine Hand auf meine Schulter legte, und ich blickte in das höhnische Gesicht jenes Menschen dort. Er stand im vollen Mondschein, und ich glaubte in jener Unglücksstunde nicht anders, als der leibhaftige Satan sei vor mich hin getreten und habe Gewalt über meine Seele gewonnen. — ‚Siehe da, Ihnen scheint ein kleines Mißgeschick passiert zu sein?‘ begann er und wies auf die dunkle Gestalt im Gebüsch. ‚Nun, um den Burschen ist's nicht schade. Wir wollen die Geschichte schon so drechseln, daß kein Mensch Verdacht gegen Sie schöpfen wird. Aber eine Gefälligkeit ist der anderen wert und wenn auch die Gelegenheit zu einem Liebesantrag eine ungewöhnliche sein mag, so muß ich's Ihnen doch sagen, daß ich Sie mir schon lange zur Frau gewünscht habe.‘ So sagte der Elende. Was sich dann weiter zutrug, ist bald gesagt. In jener Nacht verkaufte ich meine Seele, weil ich zu feige war, um die Folgen meiner unbesonnenen Tat auf mich zu nehmen. Ach, es war ein schlechter Tausch! Statt des einen Schurken, den ich unschädlich gemacht, hetzte ich anderthalb auf meine Spur. Wie dieser Mensch mich gemartert hat, wie er mich in den Schlamm niederzwang, wie er mich Zoll um Zoll vor mir selbst erniedrigte und verächtlich machte und ich ihm doch aus

Furcht nicht zu widerstreben wagte, denn ich hatte ja mein Leben lieb, und er drohte mir tagtäglich mit Verrat und Anzeige, wagte ich zu widersprechen!" schrie sie in wildem Jammer hinaus und rang die Hände. „In jener Nacht trug ich mit Butler Doyle den Leichnam Chadwicks ins Haus. Der Himmel weiß, wie mich das Grauen damals schüttelte, und wie die Todesangst in mir mich doch wiederum stark genug machte, um das Grauenhafte zu vollbringen. Der Butler durchsuchte die Kleider der Leiche. Was er fand, nahm er an sich, und als er den Revolver entdeckte, da kam er auf den Gedanken, den ganzen Vorfall als Selbstmord hinzustellen."

„Dann war es vermutlich auch Doyle, der die Revolverkugel nachträglich ins Hirn des Toten gejagt hat?"

Betsy nickte. „Ich war nicht persönlich dabei, aber wie er mir nachträglich mitteilte, hatte er seinen eigenen Rock über den Kopf des Toten gelegt und darunter die Waffe abgefeuert, um jeden unnötigen Lärm, der die Schläfer im Hause erwecken könnte, zu vermeiden."

„Eine Zwischenfrage," unterbrach sie der Richter. „Wie konnten Sie auf die Vermutung kommen, daß die Hutnadel und der Manschettenknopf sich im Besitz des Zeugen Pettit befanden?"

„Doyle hatte Doktor Pettit nach dem Strande zu gehen sehen und kam nun gelaufen, um ihn vom Observationszimmer im Turme aus zu beobachten. Er hatte vorher eine Unterredung zwischen dem jungen Arzt und Connelly belauscht und mich davon verständigt, daß wir vor dem Doktor auf der Hut sein müßten, da er der Selbstmordtheorie nicht traute. Er hatte den ganzen Vormittag den Strand nach der Hutnadel absuchen wollen, war aber nicht dazu ge-

kommen, da ihn sein Dienst im Herrenhause festgehalten hatte."

„Sie selbst hatten nicht nach der Nadel gesucht?"

„Nein, das zu tun durfte ich nicht wagen, auch konnte ich die Kranke nicht allein lassen."

„Dann wissen Sie auch nicht, was aus dem Gartenhut geworden ist?"

„Doch. Der Butler hatte ihn schon während der Nacht ins Meer geworfen, wo ihn die ausziehende Flut fortgeführt haben mag."

„Es war also Doyle, der Doktor Pettit vom Turmzimmer aus beobachtete?"

„Ja. Er konnte sich nicht lange aufhalten, da er sonst im Herrenhause vermißt worden wäre, aber er sagte mir, daß er durchs Fernrohr den Doktor ganz deutlich etwas aus dem Grase habe aufheben sehen."

„Dann war es auch Doyle, der den Diebstahl im Pavillon ausführte?"

„So sagte er mir wenigstens. Er war nur scheinbar abgereist. Unbemerkt war er von der Station aus zurückgekehrt und war gerade zur rechten Zeit gekommen, um Doktor Pettit in der Richtung nach dem Herrenhaus verschwinden zu sehen. Da hat er sich schleunigst in den Pavillon geschlichen und dort alles durchsucht, bis er Nadel und Manschettenknopf in einer Schublade entdeckt hatte."

„Sie planten dann gemeinschaftlich den gegen Connelly unternommenen Erpressungsversuch?"

„Nein — tausendmal nein!" rief Betsy lebhaft. „Fragen Sie ihn selbst, ob ich ihn nicht angefleht habe, alles zu unterlassen, was doch nur unser Schicksal besiegeln konnte. Aber die Habgier hatte ihn verblendet, er lachte mich aus und tat, was ihm beliebte. Ich mußte tun, was er wollte, mußte hier in den Ver-

handlungen auch genau so aussagen, wie er es mir vorgeschrieben hatte, ja, ich mußte seine neuerlichen schamlosen Erpressungsversuche dulden und dazu schweigen. Ach, ich schwebte ja ständig in der Angst, mein Leben verlieren zu müssen. Nun wissen Sie's, wie und durch wen Chadwick seinen Tod gefunden hat. Machen Sie mit mir, was Sie wollen, denn nun ich alles gestanden habe, was mir wie Höllenfeuer in der Seele brannte, fühle ich mich wie befreit."

Im Saale blieb es so still, daß sich selbst die freudige Erregung Margots und ihres Mannes, die nun auf Erik zueilten und ihm die Hände entgegenstreckten, nicht laut zu äußern wagte. Die kleine Frau lag an der Brust des Bruders und herzte und küßte ihn immer wieder, als sei er ihr neu vom Himmel geschenkt worden. Harry konnte nur des Schwagers Hand mit warmem Drucke umspannen.

Auf einen Wink des Richters waren der Distriktsanwalt und Frank Ramsay zu ihm getreten.

„Ich muß die Ärmste natürlich verhaften lassen und vor die Geschworenen stellen," meinte der öffentliche Ankläger mit einem mitleidigen Blicke auf die wieder regungslos im Zeugenstuhl sitzende Selbstanklägerin, „aber es ist nutzlos. So viel weiß ich schon heute, sie braucht nur zu wiederholen, was sie soeben ausgesagt hat, und keine amerikanische Jury spricht sie schuldig. Was dagegen diesen wackeren Doyle, der die Meineide gleich dutzendweise geschworen hat, anbelangt, so ist ihm jahrelanger beschaulicher Aufenthalt im Zuchthause sicher."

Der Richter erhob sich und richtete einige wenige Schlußworte an die Jury. Die Geschworenen weilten knapp eine Minute im Beratungszimmer, wie auch der von ihnen abgegebene Freispruch ohnehin nur eine

Formalität war. Kaum hatte der Richter die Jury mit einigen Worten der Anerkennung entlassen und die Freilassung Bens verfügt, als dieser auch schon mit halberstickten Jubelschrei nach seinem Hute griff und sich ohne weiteres dem Strome der langsam den Saal verlassenden Zuhörer anschließen wollte. Er mußte jedoch seine Ungeduld zügeln und nochmals nach dem Untersuchungsgefängnis zurück, da er dort dem Direktor erst vorgeführt werden mußte, um von ihm förmlich in Freiheit gesetzt werden zu können.

So mußte Ben Slotery sich wohl oder übel dazu bequemen, sich dem traurigen Zuge anzuschließen, der sich bald darauf über die „Seufzerbrücke" nach dem Gefängnis bewegte und zu dem auch Nellie gehörte, denn auch sie mußte, obwohl der über sie verhängte Haftbefehl aufgehoben worden war, erst förmlich entlassen werden.

Mit vom Taschentuch verhüllten Augen und ohne ihn unterwegs auch nur ein einziges Mal anzusehen, schritt Nellie, zärtlich gestützt von Viola, ihrer Freundin, neben dem Freigesprochenen dahin. Unmittelbar vor Verhandlungsschluß war ihr die Trauerkunde übermittelt worden, daß ihre nach dem Bellevue Hospital überführte Mutter, ohne wieder zum Bewußtsein zurückgekehrt zu sein, sanft an den Folgen des Herzkrampfes entschlafen war.

Draußen graute schon der erste fahle Morgenschein, und unten im Zeitungsviertel warteten die Riesenpressen ungeduldig auf den Augenblick, wo für den letzten Teil der Sonntagsauflage noch der Schluß der sensationellen Gerichtsverhandlung samt Bildern mit staunenswerter Geschwindigkeit in Formen gegossen und druckfertig gemacht sein würde.

Der Richter hatte nach Schluß der Verhandlung

Connelly und Erik nochmals zu sich berufen und auf die beiden Schriftstücke vor ihm auf dem Tische gedeutet. „Ich würde Ihnen diese Dokumente am liebsten jetzt schon zurückgeben, geböte mir nicht meine Pflicht deren vorläufige Beschlagnahme. An und für sich dürfte eine solche durch das Gesetz gebotene Maßnahme indessen überflüssig sein, denn wenn jene bedauernswerte junge Frau vor den Geschworenen erscheint, wird sie sicher ihr heutiges Geständnis wiederholen. Jedenfalls versiegle ich die Dokumente und sorge dafür, daß niemand von ihrem Inhalt Kenntnis nimmt. Ist es Ihnen recht, wenn ich sie uneröffnet verbrenne, sobald ich über sie frei verfügen darf?“

Beide Männer verbeugten sich zustimmend, und sie schieden mit stummem Händedruck von dem menschenfreundlichen Manne, der eine so schwere Sorge von ihren Herzen genommen hatte.

Der Richter blieb noch einen Augenblick hinter seinem Stuhle stehen und beschattete die Augen mit der Hand. Nun er nicht länger mehr des Gesetzes unantastbare Majestät zu hüten hatte, schien er zusammenzuschrumpfen, seine Züge wurden welk, und ein matter, abgespannter Ausdruck trat darin hervor. Und wie der alternde Mann sich endlich wendete und mit gebeugtem Haupte aus dem Saale ging, da war er nur noch ein Mensch wie andere auch, und in seinem Herzen hatte nichts anderes mehr Raum als der Schmerz um den Verlust seines kleinen toten Lieblings.

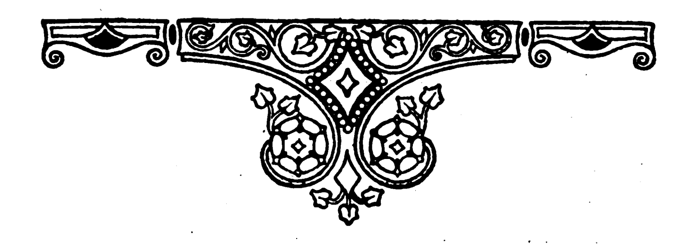
Als letzter verließ Frank Ramsay den Saal. Längst war der Reporterschwarm, der ihn mit Fragen noch bis zuletzt gequält hatte, verschwunden, und immer noch konnte er sich nicht zum Verlassen der ernsten Stätte entschließen, in der er seinen ersten Sieg erfochten hatte. Aber seltsam, dieser Sieg machte ihm keine

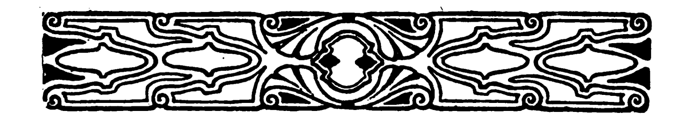
Freude, es war überhaupt nicht sein Sieg, sondern er selbst in dieser aufregenden Verhandlung nur einer der vielen mitwirkenden Schauspieler gewesen, und obendrein hatte er seine Rolle keineswegs so, wie er gehofft hatte, gespielt.

Mit einem bitteren Geschmack auf der Zunge wendete auch er sich zum Gehen, als die Lichter im Saal bereits verlöscht wurden.

Das kalte Morgenlicht draußen tat seinen Augen weh, ein katzenjämmerliches Gefühl überkam ihn, und er gelobte sich, in Zukunft die Hände von solchen gefährlichen Wagnissen lassen und alle krummen Praktiken vermeiden zu wollen — natürlich soweit dies der erfolgreichen Ausübung seiner Rechtspraxis nicht hinderlich sein würde.

(Fortsetzung folgt.)





Das Reiterbild des Großherzogs.

Humoreske von Reinhold Ortmann.

Mit Bildern
von Th. Volz.



lso hören Sie, Exzellenz, was mir das Oberhofmarschallamt mitteilt. Der Brief ist nur kurz. Ich will Ihnen das famose Schriftstück vorlesen.

‚Herrn Kunstmaler Erwin Leupold. In Erledigung Ihrer an Seine Königliche Hoheit den Großherzog gerichteten Immediateingabe vom 25. vorigen Monats ist der unterfertigte Oberhofmarschall beauftragt, Ihnen zu eröffnen, daß Seine Königliche Hoheit sich zu Höchstihrem Bedauern nicht in der Lage sehen, Ihrer Bitte um Gewährung einer oder mehrerer Sitzungen für das von Ihnen geplante Bildnis zu willfahren.‘

Er ließ das Blatt sinken und fuhr fort: „Einige beschönigende Schlußworte ändern an der Tatsache nichts."

„Wie schade!" erklärte der Besucher, ein alter Herr, dem man trotz seiner bürgerlichen Kleidung sofort den früheren Militär ansah.

„Ich werde nun die Übernahme des schönen Auftrages, auf den ich so große Hoffnungen gesetzt hatte, überhaupt ablehnen müssen." Der junge Künstler ging mit großen Schritten vor seinem weißhaarigen Besucher auf und nieder. Mit einer Gebärde der Verzweiflung fuhr er sich in das lockige braune Haar, als er an der großen Farbenskizze vorüberkam, die auf einer

Staffelei inmitten des Ateliers stand. In flüchtigen, andeutenden Pinselstrichen stellte sie einen stattlichen Herrn in Generalstabsuniform dar, der auf bäumendem Rosse saß und den gezogenen Säbel schwang, wie um damit das Zeichen zu einem Angriff zu geben. Das Gesicht war nur ein gelblicher Farbenfleck mit einigen grauen Tupfen, die den Bart andeuten sollten; die bewegte Haltung der Figur aber wirkte schon auf dieser rasch hingeworfenen Skizze sehr lebendig und überzeugend. „Es wäre ein so gutes Bild geworden, ein Bild, das mir möglicherweise mit einem Schlag einen Namen gemacht hätte!"

Der alte Herr wiegte bedauernd den Kopf. „Ich hätte Ihnen den Mißerfolg Ihres Gesuchs voraussagen können. Der Großherzog bewilligt schon seit Jahren keine Porträtsitzungen mehr. Er ist der Meinung, daß die vorhandenen Photographien als Vorlagen für die Künstler vollkommen ausreichend seien."

„Aber das sind sie eben nicht, Exzellenz! Wenigstens nicht für den, der etwas Gutes und Charakteristisches schaffen will. Da" — er wies auf einen ganzen Stoß von Photographien des verschiedensten Formats — „ich habe mir so ziemlich alles angeschafft, was an Bildnissen des Großherzogs aufzutreiben war; aber es ist nicht eine einzige Aufnahme darunter, die ich brauchen könnte. Seine Königliche Hoheit hat die Gewohnheit, sein Gesicht zu einem leutseligen Lächeln zu verziehen, sobald er das Objektiv des Lichtkünstlers auf sich gerichtet weiß, und Exzellenz werden mir zugeben, daß ein zum Sturm reitender General mit leutseligem Lächeln ein Ding der Unmöglichkeit ist. Sobald ich aber aus der Tiefe des Gemüts versuche, die huldvoll lächelnden Züge in ernste und gebieterische zu verwandeln, kommt ein Gesicht heraus, das nicht mehr die geringste Ähnlichkeit

mit dem unseres erlauchten Landesherrn hat. Da will ich doch lieber auf die erhofften Künstlerlorbeeren ver-



zichten, als daß ich mich am Ende unsterblich blamiere."

Der General v. Hersfeld trat vor die Farbenskizze, um sie lange und aufmerksam zu betrachten. „Schade! Auch ich hege keinen Zweifel, daß es ein gutes Bild

geworden wäre. Aber bestehen die Herren vom Kasino denn durchaus auf dieser kriegerischen Auffassung?“

„Durchaus! Der Festsaal ihres neuen Vereinshauses soll einen ganz militärischen Charakter erhalten und außer mit dem lebensgroßen Reiterporträt des Großherzogs nur noch mit Schlachtenbildern geschmückt werden.“

„Ich weiß nur nicht, ob Sie viel gewonnen hätten, wenn die Sitzungen bewilligt worden wären. Hoheit würde Sie ja vermutlich ebenso herablassend angelächelt haben wie die Photographen.“

„Oh, ich wäre im Notfall schon auf irgend ein Mittel verfallen, ihn in die richtige Stimmung zu versetzen. Selbst mit der Allerhöchsten Ungnade wäre mir der Anblick seines richtigen Feldherrngesichts nicht zu teuer bezahlt gewesen.“

„Sie sagten vorhin, lieber Erwin, daß Sie sehr große Hoffnungen auf den Erfolg des Bildes gesetzt hätten. Hoffnungen, die vielleicht sich noch auf anderes richteten als auf die rein künstlerischen Ehren?“

Der junge Maler wurde rot. „Wenn Exzellenz mir gestatten wollen, ganz aufrichtig zu sein —“

„Gewiß, lieber Freund! Und ich glaube, Ihnen das Geständnis sogar ein bißchen erleichtern zu können. Ich sah Sie nämlich gestern, ohne von Ihnen bemerkt zu werden, an einer recht entlegenen Stelle des Stadtparks im eifrigen Gespräch mit einer jungen Dame, die mir nicht ganz unbekannt ist, und ich —“

„Exzellenz tadeln es also nicht, daß ich mich mit so vermessenen Wünschen trage?“

Der alte Herr lächelte. „Tadeln, mein junger Freund, kann ich Sie darum wohl nicht. Ob Sie aber auf eine Verwirklichung Ihrer Glücksträume hoffen dürfen, ist eine andere Frage. Fräulein Henny Olden-

dorff ist die Tochter eines Mannes, der — nun, Sie haben ihn ja wahrscheinlich bereits persönlich kennen gelernt und —"

„Allerdings. Ich mache mir auch keine Illusionen über die Aufnahme, die meine Werbung heute bei Herrn Oldendorff finden würde. Er macht so wenig Hehl aus seinem Stolz auf den selbsterworbenen Reichtum und aus seinen hochfliegenden Plänen für Hennys Zukunft, daß ihm ein unberühmter Maler als Schwiegersohn schwerlich sehr willkommen sein wird."

„Ganz meine Meinung. Dieser bärbeißige Herr, der durch seine rücksichtslose Grobheit hier fast noch berühmter geworden ist als durch seine industriellen Erzeugnisse und seine glänzenden Diners, hat nur eine einzige schwache Seite. Wenn nicht irgend ein glücklicher Zufall Sie in den Stand setzt, ihn von dieser Seite zu fassen, werden Sie kein leichtes Spiel mit ihm haben."

„Ja — die liebe Eitelkeit!"

„Derselbe Mann, der so stolz darauf ist, seinen Reichtum einzig der eigenen Tüchtigkeit zu verdanken, verzehrt sich in kaum verhehlter Sehnsucht nach einer Auszeichnung, die wahrscheinlich den meisten anderen in seiner Lage herzlich bedeutungslos erscheinen würde. Man erzählt sich in den Kreisen seiner Bekannten die drolligsten Geschichten von den vergeblichen Bemühungen des Herrn Oldendorff, das Ritterkreuz des Löwenordens zu erhalten."

„Und warum kriegt er ihn nicht? Der schwarze Löwe ist doch meines Wissens schon manchem Staatsbürger von geringeren Verdiensten ins Knopfloch geflogen."

„Ohne Zweifel. Aber aus Gründen, die ich nicht kenne, ist man bei Hofe auf Herrn Oldendorff nicht

sehr gut zu sprechen. Vielleicht hat er sich gerade darum so auf den Orden kapriziert, weil er keine Aussichten hat, ihn jemals zu erhalten."

„Und auf der ganzen Welt ist sicherlich kein Mensch weniger in der Lage, ihm dazu zu verhelfen als ich. Wenn Henny Oldendorff nur um diesen Preis zu haben wäre, müßte ich wohl meine Hoffnungen begraben."

„Nun, es wird ja hoffentlich auch noch einen anderen Weg zum Herzen des gestrengen Vaters geben. Ein großer und aufsehenerregender künstlerischer Erfolg würde Ihnen immerhin von einigem Nutzen gewesen sein. Darum sollten Sie sich die Ablehnung des ehrenvollen Auftrages doch noch überlegen. Vielleicht findet sich eine Möglichkeit, Ihnen über die gefährliche Klippe hinwegzuhelfen."

„Exzellenz halten es für denkbar, daß mir die Sitzungen doch noch bewilligt werden könnten?"

„Nein, das glaube ich nicht. Aber mir ist da ein anderer Gedanke gekommen — ein Einfall, über den ich mich zunächst noch nicht weiter auslassen möchte. Lassen Sie mir ein paar Stunden Zeit. Wenn Sie mich heute abend besuchen wollen, sollen Sie selbst entscheiden, ob meine Idee ausführbar ist oder nicht."

* * *

„Das ist ja alles sehr gut und sehr schön, mein bester Herr v. Mathusius! Sie brauchen sich auch nicht mit weiteren Versicherungen Ihrer heißen Leidenschaft für meine Henny zu strapazieren. Daß Sie in das Mädel verliebt sind, glaube ich Ihnen ohne weiteres, weil ich das nicht gerade für ein besonderes Kunststück halte. Aber wenn das auch vielleicht die Hauptsache ist, so ist es doch noch lange nicht alles. Sie haben natürlich

darauf gerechnet, daß ich meiner Tochter einen großen Geldbeutel mitgeben werde?"

Der sehr vornehm aussehende junge Herr, an den diese unverblümte Frage gerichtet war, hatte einige Mühe, seine Verlegenheit zu verbergen. „Ich habe diese Frage bisher überhaupt nicht in den Kreis meiner Betrachtungen gezogen, Herr Oldendorff. Ich brauche mich hoffentlich auch nicht ausdrücklich gegen den Verdacht zu verwahren, ein gewöhnlicher Mitgiftjäger zu sein."

Der große, wohlbeleibte Herr mit dem blühenden, lebhaft geröteten Antlitz lachte behaglich. „Schön gesagt, Herr Regierungsassessor! Ist aus irgend einem Theaterstück — wie? Aber daß Sie mir so was Ähnliches antworten müßten, konnt' ich mir wohl denken. Na, ich will Sie nicht lange zappeln lassen. Daß Sie kein Vermögen haben, weiß ich, und was Sie einmal als Landrat oder Regierungsrat verdienen werden, weiß ich auch. Wenn ich meine Tochter verheirate, sorge ich selbstverständlich dafür, daß sie standesgemäß leben kann. Ich kann mir's ja leisten. Reden wir also bloß von dem, was etwa noch vorher in Ordnung gebracht werden müßte. Wie steht's denn da, verehrter Herr v. Mathusius?"

Der elegante junge Herr drehte seinen spiegelblanken Zylinder zwischen den Fingern und studierte angelegentlich das Teppichmuster. „Wenn ich Sie recht verstehe und wenn ich nicht fürchten muß, mir Ihr unschätzbares Wohlwollen zu verscherzen —"

„Na, nur heraus damit! Und damit Sie gleich wissen, wie hoch Sie mein unschätzbares Wohlwollen zu taxieren haben: fünfzigtausend Mark und keinen Pfennig mehr werfe ich für diesen Posten aus! Können Sie mir Ihr Ehrenwort geben, daß damit alle Ihre Schulden bezahlt sein würden?"



„Mein Ehrenwort darauf, Herr Oldendorff! Es würden sogar wahrscheinlich noch ein paar tausend übrig bleiben."

„Für die Sie sich meinetwegen Krawatten kaufen können. Die geschäftliche Seite wäre also ebenfalls erledigt."

Heino v. Mathusius legte seine Hand auf die seidene Weste. „Wenn ich doch Worte fände, Herr Oldendorff, Ihnen zu sagen, wie überglücklich —“

„Halt, ganz so weit sind wir noch nicht! Wie stehen Sie mit Henny? Haben Sie die Liebeserklärung schon hinter sich?“

„Als Mann von Ehre mußte ich es für meine Pflicht halten, zuerst die Einwilligung des Vaters zu erbitten.“

„Gewöhnlich halten die jungen Leute den anderen Weg für sicherer. Ich für meine Person aber habe gegen die von Ihnen beliebte Reihenfolge nichts einzuwenden. Bemerken muß ich Ihnen nur, daß ich nicht daran denke, das Mädel zu zwingen. Wenn sie lieber Frau Doktor oder Frau Leutnant werden möchte als Frau Assessor, so werden Sie sich wohl oder übel damit abfinden müssen. Ich werde sie also nachher fragen und Ihnen Bescheid zukommen lassen. Die Liebesschwüre und so weiter können Sie dann später nachholen. — Haben Sie übrigens persönliche Beziehungen zum großherzoglichen Hofe?“

„Ich bin selbstverständlich hoffähig, Herr Oldendorff, und meine verstorbene Tante war viele Jahre hindurch Palastdame bei Ihrer Hoheit der verewigten Frau Großherzogin.“

„Unter uns gesagt, lieber Mathusius: ich möchte den schwarzen Löwen haben — Ritterkreuz natürlich. Es ist das so eine Marotte von mir oder Eigensinn, wenn Sie wollen. Sehen Sie, auswärtige Dekorationen kann ich für mein gutes Geld haben, so viel ich will. Aber mein Ehrgeiz ist, ebenda zu Ehren und Auszeichnungen zu gelangen, wo ich einst als simpler Laufbursche angefangen habe. Ich weiß, daß ich bei Hofe starke Einflüsse gegen mich habe, und weil unsereins da nichts ausrichten kann, hoffte ich immer, daß mir dermaleinst

mein künftiger Schwiegersohn von einigem Nutzen sein würde."

„Selbstverständlich habe ich vorzügliche Beziehungen, verehrter Herr Oldendorff. Und da ich außerdem die Absicht hege, mich politisch hervorzutun, wird es mir gewiß gelingen, Ihrem sehr berechtigten Wunsche zur Erfüllung zu verhelfen."

„Na, wenn das auch nicht viel ist, so ist es doch wenigstens etwas. So, und jetzt nehmen Sie mir's wohl nicht übel, wenn ich zum Frühstück gehen möchte. Es ist schon eine Viertelstunde über meine Zeit, und Regelmäßigkeit in der Lebensweise ist die Grundlage der Gesundheit. Einladen kann ich Sie nicht, weil ich dabei mit dem Mädel reden will."

Mathusius erhob sich, und mit seinem liebenswürdigsten Lächeln erwiderte er den verabschiedenden Händedruck, was ihn nicht hinderte, draußen auf der Treppe ein ingrimmiges: „Plebejer!" vor sich hin zu murmeln.

* * *

„Neuigkeiten, mein Töchting — sehr interessante Neuigkeiten! Weißt du, daß eben jemand bei mir gewesen ist, der dich haben wollte?"

Fräulein Henny, die wartend am Frühstückstisch stand, wurde dunkelrot. „Oh, Papa — ist es möglich? Und was — was hast du ihm geantwortet?"

„Daß es dabei zuallererst auf dich ankommt. Wenn er dir gefällt, habe ich nichts Ernstliches einzuwenden. Er ist aus guter Familie und allem Anschein nach ein netter, anständiger Mensch."

„Ja, Papa, das ist er," bestätigte Henny glückstrahlend mit dem Brustton innigster Überzeugung. „Der netteste und anständigste Mensch von der Welt."

„Na, wenn du das so gewiß weißt,“ lachte Oldendorff, „wollen wir von seinen Schulden nicht weiter reden, obwohl sie ja ein ganz hübsches Sümmchen auszumachen scheinen.“

Henny horchte hoch auf. „Aber Papa, das ist sicher ein Irrtum. Schulden hat er gewiß nicht — nicht einen Pfennig! Er führt ja ein so anspruchsloses, bescheidenes Leben.“

„Du liebe Unschuld! Der und anspruchslos! Außerdem hat er auf meine Frage sofort Farbe bekannt. Ein halbes Hunderttausend wird mich die Verlobung kosten. Aber für das Glück meines Mädels ist mir das nicht zu viel. Hoffentlich erlebe ich's noch, daß du Frau Oberpräsidentin oder gar Frau Minister wirst.“

Hennys Augen wurden immer größer. „Seit wann werden denn die Maler Oberpräsidenten und Minister, Papa?“

„Wie? — Was? — Was für ein heilloses Geschwätz ist das, Mädel? Ein Maler? Willst du dir einen Witz mit mir machen?“

„Aber du sagtest doch selbst, daß Erwin bei dir gewesen ist, um —“

„Erwin? Welcher Erwin? Doch nicht am Ende gar dieser Kleckser, der Leupold, den wir ein paarmal bei den großen Abfütterungen hier im Hause gehabt haben?“

„Gewiß meine ich ihn und keinen anderen. Hast du mir nicht oft erklärt, Papa, daß du mich niemals zwingen würdest, einen ungeliebten Mann zu heiraten?“

„Davon ist auch jetzt nicht die Rede. Wenn dir der Regierungsassessor nicht paßt, werde ich ihm nachher telephonieren, daß er sich seine Schulden von jemand anders bezahlen lassen soll.“

„Herr v. Mathusius? Oh, den eingebildeten Gecken



würde ich niemals genommen haben, auch wenn ich Erwin nie gesehen hätte."

„Kommst du mir schon wieder mit dem verwünschten Kleckser? Wenn du dich noch einmal unterstehst, von dem Terpentinfritzen in meiner Gegenwart zu reden, und gar seinen Vornamen zu gebrauchen, so rede ich

anders mit dir, darauf kannst du dich heilig verlassen. — Und jetzt werd' ich mir das Bürschchen kaufen — gleich jetzt auf der Stelle!"

In Fräulein Henny regte sich nun doch eine gewaltige Angst. „Willst du nicht wenigstens erst frühstücken, Papa?" sagte sie und deutete auf den Tisch. „Es gibt eine so schöne Hummermayonnaise."

Christoph Oldendorff warf einen Blick auf die appetitlich lockende Schüssel. „Du hast recht, Mädel, warum soll ich mir von dem Menschen den Appetit verderben lassen!"

Er ließ sich's denn auch gründlich schmecken, dann klingelte er dem Diener, um das Auto zu bestellen.

* * *

„Es ist unmöglich — ich kann Sie nicht einlassen und auch nicht anmelden. Wenn Herr Leupold an dem Porträt des Großherzogs malt, empfängt er durchaus keinen Besuch."

Oldendorff hörte kaum, was der alte Diener sagte. „Mich wird er wohl empfangen müssen, ob es ihm angenehm ist oder nicht," erklärte er und näherte sich mit dröhnenden Schritten der Tür, hinter der er das Atelier vermutete.

Man schien sich da drinnen in bester Laune zu befinden, denn Oldendorff vernahm ein lautes, sonores Lachen, und dann hörte er, wie eine tiefe Stimme in jovialem Tone sagte: „Da soll man nun eine ernsthafte Kommandomiene aufsetzen, wenn Sie so gottvolle Späße erzählen. Aber seien Sie nur nicht wieder böse, lieber Herr Leupold! Ich will mir ja alle mögliche Mühe geben. Also — vorwärts zur Attacke! Marsch! Marsch!"

Oldendorff hatte die Tür erreicht, und ohne eine Antwort auf sein kurzes Klopfen abzuwarten, trat er ein.

„Ein unerwarteter Besuch, aber Sie können sich vielleicht denken, wesha—“

Das begonnene Wort blieb dem armen Oldendorff im offenen Munde stecken unter dem überwältigenden Eindruck dessen, was sich erst jetzt seinem Blick offenbarte. Den jungen Maler sah er überhaupt nicht, aber auf einem erhöhten Tritt standen zwei Stühle, die wiederum einem ganz gewöhnlichen Sägebock, wie ihn die Holzhacker benützen, als Unterlage dienten. In die Gabeln dieses Bockes war eine fest zusammengerollte Matratze mit buntem Drellüberzug eingeklemmt, auf das dadurch gebildete Polster war ein Kavalleriesattel gelegt, und auf diesem Sattel saß — Seine Königliche Hoheit der regierende Großherzog Hans Heinrich in Generalsuniform mit kriegerisch gezücktem Pallasch.

Ein Irrtum war ausgeschlossen, denn Oldendorff hatte den hohen Herrn bei feierlichen Anlässen so oft und aus so unmittelbarer Nähe gesehen, daß seine charakteristischen Züge sich seinem Gedächtnis längst unauslöschlich eingeprägt hatten. Und daß statt des sonst gewohnten gnädigen Lächelns jetzt ein Ausdruck unwilligen Erstaunens auf dem ihm zugewandten Antlitz Seiner Hoheit war, wurde durch die Art seines Eindringens ja mehr als ausreichend erklärt.

Christoph Oldendorff war kein Mann der bleichen Furcht, jetzt aber fühlte er seine Knie beben, und nie zuvor hatte sein stolzes Selbstbewußtsein ihn so ganz verlassen als in diesem schrecklichen Augenblick. Alles, was er zu tun wußte, war, daß er eine tiefe Verbeugung nach der anderen machte.*)

In diesem peinlichen Augenblick trat der junge Maler

*) Siehe das Titelbild.

hinter einer riesigen Staffelei hervor, Pinsel und Palette in den Händen.

„Guten Tag, Herr Oldendorff," sagte er ruhig. „Ich bin in der Tat etwas überrascht. Darf ich fragen, welchem Anlaß ich die Ehre Ihres Besuches verdanke?"

Der Großherzog hatte den erhobenen Pallasch sinken lassen und verharrte auf seinem sonderbaren Throne in abwartendem Schweigen. Oldendorff aber fühlte, daß die gebieterischen Augen des erzürnten Landesherrn unverwandt auf ihn gerichtet waren, und er mußte alle Kraft des Willens aufbieten, um sein Denkvermögen notdürftig zusammenzuraffen.

„Mein lieber Herr Leupold," stammelte er, „verehrtester junger Meister, wenn ich geahnt hätte, daß Seine Königliche Hoheit — mein Gott, welche Tölpelhaftigkeit! Aber ich ziehe mich selbstverständlich auf der Stelle zurück."

Seine Vorderseite pflichtschuldigst dem Fürsten auf der Drellmatratze zukehrend, bewegte er sich unter erneuten Verbeugungen, die ihn schier aus dem Gleichgewicht brachten, langsam rückwärts nach der Richtung hin, wo er die Tür vermutete. Aber er stieß dabei unsanft gegen einen Sessel, der polternd umfiel und ihn damit vollends aus der Fassung brachte. Mit tiefster Dankbarkeit empfand er die großmütige Hilfe, die ihm von seiten Erwin Leupolds wurde.

„Sie können mir vorher immerhin mitteilen, Herr Oldendorff, was Sie zu mir geführt hat. Oder haben Sie vielleicht den Wunsch, mich unter vier Augen zu sprechen?"

„Oh, es ist nicht eilig, mein lieber Herr Leupold, durchaus nicht eilig. Ich war nur gekommen, um Sie zu fragen, ob — ob Sie — ob Sie mir vielleicht die Ehre erweisen würden, ein Bild für mich zu malen."

„Wessen Bild, Herr Oldendorff? Das Ihrige?“

„Jawohl. Oder auch das meiner Tochter, wenn es Ihnen angenehmer sein sollte. Aber, wie gesagt, wir können das ja auch später besprechen.“ Er hatte glücklich die Tür gewonnen, und nach einem letzten, ersterbend gemurmelten: „Königliche Hoheit wollen gnädigst verzeihen!“ war er draußen. Schweratmend, fassungslos und mit schweißbedeckter Stirn stand er noch auf dem nämlichen Fleck im Vorgemach, als eine halbe Minute später der junge Maler zu ihm trat.

„Es war mir ein großes Vergnügen, verehrter Herr Oldendorff, und wenn ich Sie jetzt auch nicht um Ihr längeres Verweilen bitten darf —“

Der andere machte eine lebhaft abwehrende Geste. „Selbstverständlich — selbstverständlich! Gehen Sie nur sofort wieder hinein. Sie müssen ja sonst notwendig in ebenso tiefe Ungnade fallen wie ich Unglückseliger.“

Leupold lächelte. „Darüber dürfen Sie ganz unbesorgt sein. Wir haben Zeit genug, uns über den Auftrag, den Sie mir freundlichst zugedacht haben, zu unterhalten.“

„Und unterdessen soll Seine Königliche Hoheit auf dem Sägebock sitzen und warten? — Junger Mann, Sie haben ein Selbstgefühl, das wahrhaftig nicht mehr zu übertreffen ist.“

„Nennen wir es meinetwegen den berechtigten Stolz des Künstlers, Herr Oldendorff. — Sie haben mich also ausersehen, Ihr Fräulein Tochter zu malen. Wann darf ich beginnen?“

Hennys Vater kämpfte mit sich selbst. Aber wenn dieser Maler jetzt hineinging, um dem Großherzog zu erzählen, daß die Geschichte mit der Bestellung nur eine Finte gewesen sei, so war er für alle Zukunft ein

unmöglicher Mann. Darum gab er seinem Herzen einen Stoß und erwiderte mit aller Freundlichkeit, die er aufbringen konnte: „Wann Sie wollen, junger Freund, wann Sie wollen! — Natürlich müssen Sie gestatten, daß meine Hausdame bei den Sitzungen zugegen ist.“

„Gewiß! Sie haben in dieser Hinsicht ganz nach Ihrem Ermessen zu verfügen. Sagen wir also: in vier Tagen. Denn bis dahin hoffe ich mit dem Porträt des Großherzogs fertig zu sein.“

„In vier Tagen also. — Aber wenn mir eine Frage gestattet ist: Sie können doch Seine Hoheit unmöglich als Matratzenreiter darstellen wollen?“

Erwin Leupold lachte so laut, daß man es notwendig nebenan im Atelier hören mußte. „Nein, gewiß nicht. Und wenn Sie einen Blick auf mein nahezu vollendetes Bild geworfen hätten, würden Sie gesehen haben, daß das Streitroß schon fix und fertig dasteht. Das habe ich im großherzoglichen Marstall malen müssen, weil es sich für zu vornehm hielt, hierher zu kommen.“

Nun stimmte auch Herr Oldendorff, wenn schon stark gezwungen, in seine Heiterkeit ein. „Famos! — Sie haben einen prächtigen Humor, lieber Meister! — Und nun, bevor ich gehe, noch ein Wörtchen im Vertrauen. Sie stehen sich allem Anschein nach sehr gut mit dem — mit dem Herrn da drinnen?“

„Ausgezeichnet! Wir sind im Verlauf der Sitzungen die dicksten Freunde geworden.“

„Das hab' ich gemerkt, schon ehe ich eintrat. Aber wenn es so ist, können Sie dann nicht bei Gelegenheit ein freundliches Wort für mich einlegen? Gerade an dieser Stelle möchte ich doch nicht gern für einen ungeschliffenen Menschen gelten.“

„Damit hat's keine Not. Machen Sie sich, bitte, deswegen keine weitere Sorge.“

„Sie fürchten also nicht, daß ich bei dem Großherzog nunmehr endgültig in Ungnade gefallen bin?“

„Ich bürge Ihnen mit meinem Wort dafür, daß Ihnen der Großherzog wegen Ihres etwas ungestümen Eindringens nicht böse sein wird. Seien Sie versichert, daß es genau so ist, als wenn er nicht das geringste davon wüßte.“

Oldendorff atmete auf. „Wenn Sie das fertig bringen, junger Mann, dann — dann soll es Ihnen an meiner Erkenntlichkeit gewiß nicht fehlen. Aber ein sonderbarer Anblick war es doch. Es gibt sicherlich nicht viele, die Seine Königliche Hoheit auf einem Sägebock haben reiten sehen.“

Erwin Leupold wurde plötzlich ernst. „Sie dürfen natürlich zu keinem Menschen davon sprechen, Herr Oldendorff!“

„Stumm wie das Grab! Und auf baldiges Wiedersehen, mein lieber Leupold!“

Er ließ es durchaus nicht zu, daß der Maler ihn bis an die äußere Tür geleitete. Zwar war ihm jetzt schon bedeutend leichter ums Herz, aber er fühlte sich doch noch zu aufgeregt, um das Stillsitzen im Automobil ertragen zu können. Darum schickte er den Chauffeur fort und trat den Heimweg zu Fuße an.

Das Ungefähr wollte, daß ihm ein paar Straßen weiter der Regierungsassessor v. Mathusius sozusagen in die Arme lief. Für den jungen Aristokraten war es freilich nicht gerade ein glückliches Ungefähr, denn Oldendorff war in diesem Augenblick jeder Blitzableiter willkommen.

„Ah, sieh da, der Herr v. Mathusius! Das trifft sich ja gut, denn nun kann ich mir das Telephonieren ersparen. Es ist nämlich nichts mit unserer erhofften Verwandtschaft. Das Mädel will nicht.“

Der Assessor war kreidebleich geworden. „Soll das Ihr letztes Wort sein, Herr Oldendorff?"

„Nichts zu machen! Sie können doch nicht ver-



langen, daß ich meine Henny zwinge, einen Mann mit fünfzigtausend Mark Schulden zu heiraten. Sie müssen eben anderswo Ihr Heil versuchen, junger Mann!"

Die Blässe des Herrn v. Mathusius ging ins Grün-

liche über. Er war nicht imstande, die in ihm kochende Wut zu meistern. „Ich hätte allerdings auf etwas Derartiges gefaßt sein sollen," sagte er schon von oben herab. „Das gnädige Fräulein hat ja offenbar einen etwas sonderbaren Geschmack. Ich konnte mir nur nicht recht vorstellen, daß auch Ihnen ein Anstreicher als Schwiegersohn angenehmer sein würde als ein Mann aus der anständigen Gesellschaft."

Oldendorff stieg das Blut zum Kopfe. „Es wäre mir lieb, Herr Assessor, wenn Sie sich über das, was ich mit meiner Tochter vorhabe, künftig nicht weiter den Kopf zerbrechen wollten. Und was den ‚Anstreicher' betrifft — was meinen Sie wohl, in wessen Gesellschaft ich Herrn Erwin Leupold soeben verlassen habe? — Na, Sie erraten es doch nicht. In der Gesellschaft Seiner Königlichen Hoheit unseres allergnädigsten Großherzogs. — Der ‚Anstreicher' braucht keine verstorbene Tante, um sich bei Hofe Einfluß zu verschaffen."

Der Assessor machte ein halb verblüfftes und halb ungläubiges Gesicht. „Ich fürchte, Sie haben sich da einen gewaltigen Bären aufbinden lassen, Herr Oldendorff. Der Großherzog und dieser Herr Leupold!"

„Beruhigen Sie sich, mein Lieber! Es wird Ihnen hoffentlich genügen, wenn ich Ihnen sage, daß ich mit meinen eigenen leiblichen Augen Seine Königliche Hoheit auf einem — na ja, ich weiß zu schweigen! Guten Morgen, Herr Assessor!"

* * *

Zwei Tage später sah sich Oldendorff plötzlich genötigt, in einer wichtigen geschäftlichen Angelegenheit zu verreisen, und als er nach Verlauf einer Woche wiederkam, erfuhr er, daß die Sitzungen für Hennys Porträt bereits ihren Anfang genommen hatten. Der

kleine blaue Salon, der reines Nordlicht hatte, war während seiner Abwesenheit in eine Art von Atelier umgewandelt worden, und das angefangene Bild ließ schon in der Untermalung erkennen, daß es gut werden würde. Henny strahlte vor Glückseligkeit, als sie ihren Vater vor die Staffelei führte.

Bei Oldendorff aber war die Wandlung noch nicht ganz bis zu so vollständigem Umschwung gediehen, und er drohte seinem Töchterchen recht ernsthaft mit dem Finger.

„Daß du mir keine Geschichten machst, Mädel! Das mit dem Porträt war eine Überrumplung, die ich mir wohl oder übel gefallen lassen mußte. Mein Schwiegersohn aber ist der Herr Leupold darum noch lange nicht, und wenn ich merke, daß er sich zu dreiste Hoffnungen macht, hat die Sache mit einem Male ein Ende. Ehe sich darüber ernsthaft reden ließe, müßte ich erst greifbare Beweise dafür haben, daß er bei Hofe ebenso fest im Sattel sitzt wie Seine Königliche Hoheit auf dem — na ja. Also merk dir's!"

Henny nahm die Mahnung lächelnd hin und begnügte sich, dem Papa einen herzhaften Kuß zu geben.

Am nämlichen Vormittag noch brachte die Post Herrn Christoph Oldendorff einen Brief, dessen Umschlag eine mächtige Freiherrnkrone schmückte. Nicht ohne Neugier schnitt er ihn auf; aber schon bei der Lektüre der ersten Zeilen wurden seine Augen groß, und als er bis zum Schluß gekommen war, hatte sein Gesicht eine nahezu violette Färbung angenommen. Das war am Ende auch begreiflich, denn das Schreiben lautete:

„Sehr geehrter Herr Oldendorff! Trotz der schroffen Abweisung, die ich vor einer Woche von Ihnen erfahren mußte, ist mein Interesse an Ihrer verehrten Person und an Ihrem mit Recht geschätzten Hause ein so leb-

haftes geblieben, daß ich mir's nicht versagen konnte, einer Vermutung nachzugehen, die schon unter dem unmittelbaren Eindruck Ihrer damaligen Mitteilungen in mir aufgestiegen war — der Vermutung nämlich, daß Sie einer groben Täuschung zum Opfer gefallen seien. Meine Beziehungen zur Hofgesellschaft sind doch vielleicht besser, als Sie annehmen, und sie setzen mich zu meiner Freude in den Stand, Ihnen heute eine Aufklärung zu geben, für deren Richtigkeit ich jede Bürgschaft übernehme. — Zunächst konstatiere ich, daß es Seiner Königlichen Hoheit unserem allergnädigsten Landesherrn niemals in den Sinn gekommen ist, dem obskuren Maler Leupold die Gunst einer Porträtsitzung zu bewilligen. Das Subjekt, das man Ihnen in Leupolds Atelier als unseren erlauchten Landesherrn zu zeigen gewagt hat, war in Wirklichkeit der pensionierte Wachtmeister Wilhelm Hergenhahn, der zurzeit in dem Nachbarorte Neudorf eine Bierwirtschaft betreibt, und der während seiner Dienstzeit durch seine auffallende Ähnlichkeit mit dem Großherzog eine gewisse Berühmtheit erlangt hatte. Diesen hat Leupold als Modell für sein Porträt benützt. Ich kann Ihnen, um die Gründlichkeit meiner Informationen zu erweisen, schließlich sogar noch mitteilen, daß die Generalsuniform mit allem sonstigen Zubehör aus dem Besitz des Herrn Generalleutnant v. Hersfeld stammt, eines Herrn, der durch die Darleihung dieser Requisiten dem unbekannten jungen Menschen in großmütiger Weise förderlich zu sein wünschte.

Mit dem Ausdruck meiner vorzüglichen Hochachtung
Ihr ergebenster
Heino v. Mathusius."

Oldendorff schlug mit der Faust auf die Schreibtischplatte, daß sämtliche daraufstehenden Photographien

umfielen. Nach dieser kleinen Erleichterung klingelte er, daß es wie ein Alarmsignal durch das ganze Haus schallte.

„Ich lasse Fräulein Wermuth bitten, sich sogleich zu mir zu bemühen.“

Die erschrockene Hausdame erschien, und Oldendorff schnaubte sie an: „Ich bin in hohem Grade unzufrieden, daß Sie den Beginn dieser Porträtsitzungen vor meiner Rückkehr gestattet haben. — Bitte, entschuldigen Sie sich nicht! An dem Geschehenen wird damit ja nichts geändert. Aber ich hoffe, Sie sind jedesmal von Anfang bis zu Ende zugegen geblieben.“

„Selbstverständlich, Herr Oldendorff.“

„Und Sie können mir auf Ehre und Gewissen versichern, daß zwischen meiner Tochter und diesem — diesem Malmenschen nichts Ungehöriges vorgekommen ist?“

„Oh, Herr Oldendorff, was denken Sie von mir?“

„Daß Sie ein Weib sind wie alle anderen, denk' ich. Wo ihr eine Liebschaft begünstigen könnt, seid ihr Evastöchter immer bei der Hand. Aber wenn ich herauskriege, daß sich etwas Derartiges zugetragen hat, sind wir geschiedene Leute — verstanden? Und nun schicken Sie mir meine Tochter!“

„Fräulein Henny ist vor einer Viertelstunde ausgegangen.“

„Es findet also heute keine Porträtsitzung statt?“

„Nein. Herr Leupold hat vorhin telephonisch mitgeteilt, daß er zu seinem Bedauern heute im Atelier festgehalten sei.“

„Na, dann weiß ich wenigstens, wo ich den Patron zu suchen habe. Es ist gut. Das weitere wird sich finden.“

Er machte sich zum Ausgehen fertig. Offenbar war er bemüht, sich schon jetzt zu eisiger Ruhe zu zwingen, zu der unbarmherzigen und unerbittlichen Ruhe eines Menschen, der entschlossen ist, einen anderen in Grund

und Boden zu vernichten. Seine Hand zitterte nicht im mindesten, als er vor der Wohnungstür des Malers die Glocke zog, und seine Stimme klang durchaus beherrscht, als er den öffnenden Diener fragte: „Herr Leupold zu Hause?“

„Jawohl, zu Hause ist er,“ lautete die Antwort, „aber durchaus nicht zu sprechen. Diesmal ist es wirklich ganz und gar unmöglich, und ich muß Sie schon bitten —“

Im nächsten Augenblick war der Diener gegen die Wand des Korridors geflogen, daß ihm schier Hören und Sehen verging, und daß er beim besten Willen nicht mehr imstande gewesen wäre, irgend etwas zu verhindern. Christoph Oldendorff aber schritt durch den Gang und das Vorgemach wie der Rachegott in eigener Person, und er ersparte sich diesmal sogar das Anklopfen, als er die Tür des Ateliers aufstieß.

Ein einziger Blick belehrte ihn, daß er es so günstig getroffen hatte, wie er sich's nur immer hatte wünschen können. Vor der Riesenstaffelei, auf der in leuchtenden Farben das fertige Reiterbildnis prangte, stand nicht nur der eigentliche Gegenstand seines heiligen Zornes, sondern auch sein Spießgeselle, der Matratzenreiter von damals, in voller Generalsuniform, Mantel und Helm, nur ohne gezogenen Pallasch. Auch heute sah er dem regierenden Großherzog zum Verwechseln ähnlich, aber Oldendorff begriff dennoch nicht, wie er sich auch nur eine Sekunde lang hatte täuschen lassen können, denn diesem verkleideten Bierwirt konnte man den ehemaligen Wachtmeister ja schon an der lebhaften Röte seiner Nase ansehen.

So ganz waren die beiden in die Betrachtung des Bildes und in ihr Gespräch vertieft, daß sie Oldendorffs geräuschvollen Eintritt offenbar überhört hatten.

Aber der Rächer seiner Ehre zögerte nicht, sich be-

merklich zu machen, indem er dem ehemaligen Wachtmeister derb auf die Schulter klopfte und in vernichten-



dem Hohne sagte: „Schönen guten Morgen, mein lieber Hergenhahn! — Wie befinden sich Eure Königliche Hoheit? Darf ich Höchstdieselben vielleicht bitten, mich zum nächsten Ordensfest für den schwarzen Löwen in

Vormerkung zu nehmen? Ich trinke zum Dank dafür gelegentlich einen Schoppen in Ihrer Kneipe."

Das entlarvte Modell war um einen Schritt zurückgetreten und starrte wie entgeistert auf den Sprechenden.

Leupold aber packte mit allen Anzeichen größter Erregung Oldendorffs Arm. „Um des Himmels willen, sehen Sie denn nicht, daß Sie vor Seiner Königlichen Hoheit stehen?"

Oldendorff schüttelte ihn ab und lachte. „Nee, Männeken! Auf den Leim krieche ich nicht zum zweiten Male. Wo haben Sie denn Ihr Streitroß gelassen, Hergenhahn? Ich schenke Ihnen einen Taler, wenn ich Sie noch einmal als Großherzog auf dem Sägebock reiten sehe."

Ob es die Aussicht auf den leicht zu verdienenden Taler oder irgend eine andere Ursache war, die den Mann in der Generalsuniform plötzlich zur Heiterkeit stimmte, jedenfalls brach er in ein schallendes Gelächter aus und winkte dem jungen Maler, der eben wieder hatte sprechen wollen, abwehrend mit der Hand. „Ich habe doch die Ehre mit Herrn Oldendorff, wenn ich nicht irre?"

„Ja, die Ehre haben Sie allerdings. Es hat Ihnen wohl neulich höllischen Spaß gemacht, einen Mann wie mich vor Ihnen katzbuckeln zu sehen? — Na, Ihnen bin ich darum nicht weiter böse. Mit dem Herrn da aber möchte ich nun endlich aus einer anderen Tonart reden, denn der Mensch soll erst noch geboren werden, von dem Christoph Oldendorff sich ungestraft zum besten halten läßt."

Er wandte sich wieder Erwin Leupold zu, aber er verstummte jäh, als er außer ihm noch zwei uniformierte Herren erblickte, die ihm bisher, da sie hinter der gewaltigen Staffelei gestanden hatten, verborgen geblieben waren. Den einen von ihnen erkannte er so-

fort, obwohl er ihn sonst nur in bürgerlicher Kleidung zu sehen gewöhnt war, als den Generalleutnant v. Hersfeld, und er wußte nicht, was er daraus machen sollte, als dieser in straffer, militärischer Haltung salutierend vor den ersichtlich noch immer sehr vergnügten „Wachtmeister“ hintrat und sagte: „Wollen Königliche Hoheit mir gnädigst gestatten, den Sachverhalt aufzuklären?“

Der vermeintliche Wachtmeister aber erwiderte lachend: „Ist nicht mehr nötig, lieber Hersfeld! Nachdem ich schon vorgestern von Ihnen gehört habe, wie wacker mein Doppelgänger als Modell meine Stelle vertreten hat, ist mir die Geschichte ganz klar. Vielleicht versuchen Sie also lieber, Herrn Oldendorff zu überzeugen, daß er diesmal den richtigen Großherzog vor sich hat. Ihnen glaubt er's am Ende eher als mir.“

Christoph Oldendorff war ein Mann, der das Leben liebte; in diesem Augenblick aber wünschte er sich ein Versinken bis zum Mittelpunkt der Erde. Selbst wenn die Großmut des Landesherrn ihm die Beleidigung gnädig nachsah, blieb er doch hier in der Residenz für alle Zukunft eine lächerliche Figur, die für Ehren und Auszeichnungen selbstverständlich nie mehr in Frage kommen konnte.

Da geschah etwas, was er von allem Unmöglichen sicherlich für das Unmöglichste gehalten hätte. Er fühlte nämlich plötzlich die Hand des Großherzogs auf seiner Schulter und hörte den gutgelaunten Fürsten im liebenswürdigsten Tone sagen: „Beunruhigen Sie sich wegen der kleinen Verwechslung weiter nicht, mein lieber Herr Oldendorff! Sie erklärt sich aus den Umständen ja leicht genug, und der Vorfall bleibt selbstverständlich ganz unter uns. Vor diesem Hergenhahn aber werde ich auf meiner Hut sein müssen. Er setzt sich sonst vielleicht eines Tages allen Ernstes statt meiner auf den

Thron meiner Väter, wie er ja schon hier auf Herrn Leupolds trefflichem Bilde an meiner Stelle den Heerführer macht."

Da er sah, wie alle anderen den Scherz Seiner Königlichen Hoheit belachten, stimmte auch Christoph Oldendorff zaghaft ein, und das Lächeln, zu dem er seine eben noch in Verzweiflung zuckenden Lippen verzogen, hatte eine geradezu wunderbare Wirkung auf seine Gemütsverfassung. Neuer Lebensmut strömte in seine Seele. „Königliche Hoheit halten zu Gnaden, wenn ich ungefragt rede," sagte er. „Aber ich kann nicht anders. Wenn sich auch vielleicht noch nie ein Mensch so unsterblich blamiert hat wie ich — ein Gutes soll diese ungeheure Dummheit doch gehabt haben. So wie Eure Königliche Hoheit mir huldvoll zu verzeihen geruhten, so verzeihe ich dem jungen Maler hier. Und wenn er selber nichts dagegen hat, nehme ich mir die Freiheit, ihn Eurer Königlichen Hoheit als meinen künftigen Schwiegersohn vorzustellen."

Diese improvisierte Rede entsprach ganz gewiß nicht höfischer Etikette und höfischen Gepflogenheiten, den Großherzog aber belustigte sie sichtlich aufs höchste, und er reichte dem glückverwirrten jungen Maler lachend die Hand.

„Meinen Glückwunsch, Herr Leupold! Nach allem, was ich bisher gehört habe, kommen Sie da in eine sehr ehrenwerte Familie. Das wird für Ihre weitere künstlerische Laufbahn gewiß nur von Vorteil sein. — Es bleibt also dabei, daß ich Ihnen die beiden gewünschten Sitzungen gewähre. Auf einem so vorzüglichen Bilde, wie es das Ihrige ist, möchte ich doch nicht bloß als Wachtmeister Hergenhahn figurieren. Ein paar Züge, die mir allein angehören, können Sie immerhin noch in das Gesicht hineinbringen. — Es freut mich,

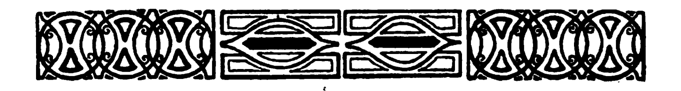
mein lieber General Hersfeld, daß Sie Gelegenheit gefunden haben, mich auf das schöne Porträt und seinen talentvollen Urheber aufmerksam zu machen. — Auf Wiedersehen, Herr Leupold! Mein heutiger Besuch in Ihrem Atelier wird mir immer eine angenehme Erinnerung bleiben."

Er grüßte lächelnd und ging zur Tür, die der Flügeladjutant dienstbeflissen vor ihm öffnete.

Auf der Schwelle aber drehte er sich noch einmal um. „Was ich noch sagen wollte: auch den schwarzen Löwen werde ich nicht vergessen. Sie verdienen ihn, Herr Oldendorff, und wenn Sie ihn haben, trinken Sie das Glas Bier, das Sie dem Wachtmeister Hergenhahn zudachten, wohl gelegentlich einmal bei mir."

Er legte die Hand an den Helm und verschwand.

Christoph Oldendorff aber schloß tränenden Auges den jungen Maler in seine Arme. „Junge," rief er, „das wird ein Verlobungsfest, wie hier noch keines gefeiert worden ist!"



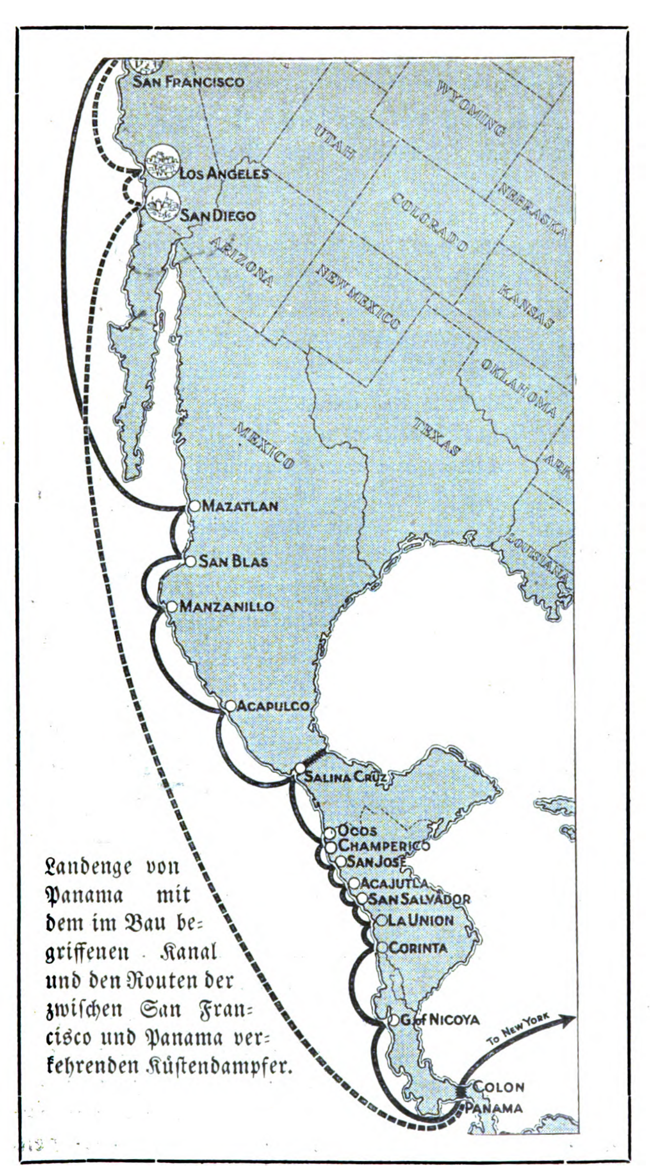
Vom Panamakanal.

Von R. F. Hermann.

Mit 8 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Der Gedanke, die Landenge von Panama zu durchstechen und damit eine Wasserverbindung zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ozean herzustellen, war schon in weit zurückliegenden Zeiten ein Gegenstand lebhafter Erörterung und verwegener Projekte. Die Spanier trugen sich mit dieser Idee, sobald sie von Mittelamerika Besitz ergriffen hatten, und nur der Mangel an den erforderlichen gewaltigen Geldmitteln war es, der sie von dem Versuch der praktischen Ausführung zurückschreckte.

Als dann in den vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts die Halbinsel Kalifornien durch die Entdeckung großer Goldfelder zu einem neuen Dorado wurde, trat auch das halb in Vergessenheit geratene Kanalprojekt wieder in den Vordergrund des allgemeinen Interesses. Der ungeheure Nutzen, den eine solche künstliche Wasserstraße dem Weltverkehr bringen mußte, lag ja auf der flachen Hand. Um nur einige wenige Zahlen herauszugreifen, sei hier bemerkt, daß die durch den Kanal erzielte Wegersparnis, von Liverpool aus berechnet, bis nach Auckland 817, bis nach Valparaiso 4535 und bis nach San Francisco 9527 Kilometer gegen den jetzt notwendigen Umweg durch die Magalhäesstraße beträgt. Die Versuchung, dem Plane näher zu treten, mußte um so größer sein, als die Schmalheit der Landenge das Unternehmen wenigstens auf



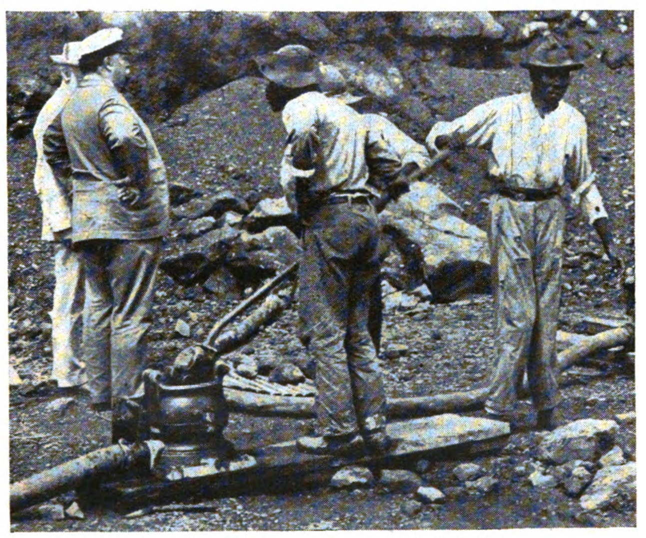
Landenge von Panama mit dem im Bau begriffenen Kanal und den Routen der zwischen San Francisco und Panama verkehrenden Küstendampfer.

den ersten Blick als gar nicht so ungeheuerlich erscheinen ließ. Zwischen dem Golf von San Blas und der Mündung des Rio Bayano rücken die beiden Ozeane ja bis auf eine Entfernung von kaum 46 Kilometer einander nahe, und man hätte an dieser schmalsten Stelle verhältnismäßig leichtes Spiel gehabt, wenn sich nicht die mittelamerikanische Landbrücke gerade hier bis zu einer Höhe von 750 Meter erhöbe.

Man mußte also sein Augenmerk auf die Niederung zwischen Panama und Colon am Rio Chagres richten, wo nur Erhebungen von ungefähr 80 Meter zu überwinden waren, während allerdings eine erheblich größere Länge des Kanals erforderlich wurde.

Eine greifbare Gestalt aber gewann das Projekt erst, nachdem es 1879 auf dem Pariser Geographischen Kongreß für ausführbar erklärt worden war, und nachdem Ferdinand v. Lesseps, der geniale Erbauer des Suezkanals, mit einem großen Stabe von Ingenieuren an Ort und Stelle die erforderlichen Vermessungen und Berechnungen ausgeführt hatte. Diese Berechnungen ergaben, daß der Bau eines Niveaukanals die Fortschaffung einer Erdmasse von 75 Millionen Kubikmeter erfordern und mit einem Kostenaufwande von 843 Millionen Franken (674,4 Millionen Mark) zu bewirken sein würde. Bei einer verhältnismäßig so geringen Bausumme konnte die Rentabilität des Unternehmens keinem Zweifel unterliegen, und es bot bei dem hohen Ansehen, dessen sich Lesseps erfreute, denn auch keine besonderen Schwierigkeiten, das erforderliche Kapital aufzubringen. Schon im Jahre 1881 konnte die zu diesem Zweck gebildete Aktiengesellschaft auf Grund einer Konzession, die dem Marineleutnant Bonaparte Wyse bereits 1878 von der Republik Kolumbia erteilt worden war, mit dem Bau beginnen.

Nach dem damaligen Plane sollte der Kanal eine Länge von 75 Kilometer erhalten und die beiden Meere als offener Niveaukanal miteinander verbinden. Die auf seinem Wege liegenden Erhebungen sollten durchstochen werden. Die Breite des Wasserspiegels sollte im Hügelland 28 Meter, in der Ebene 56 Meter, die Tiefe am atlantischen Eingang 8,5 Meter, am pazifischen,



Amerikanische Ingenieure und Arbeiter.

wo bei Ebbe das Wasser um 2 bis 6 Meter tiefer als bei Flut steht, 10,54 Meter betragen. Bei solcher Beschaffenheit des Kanals berechnete man die Durchfahrtszeit auf höchstens sechs Stunden. Als Termin für die Fertigstellung des Riesenwerkes wurde vertragsmäßig das Jahr 1889 festgesetzt.

In bezug auf die Führung des Kanals verfuhr man nach folgendem Plane. Von Colon aus sollte er zu-

nächst im wesentlichen der Linie der Panamabahn folgen, die in den Jahren 1850 bis 1855 erbaut worden war. Nach 10 Kilometer sollte er bei Gatun den Rio Chagres erreichen und diesen natürlichen Wasserlauf, unter teilweiser Abschneidung seiner zahlreichen Krümmungen,



Eine Dampfschaufel.

bis Obispo benützen. Nachdem er dem Flusse gleichen Namens 7 Kilometer aufwärts gefolgt war, sollte er südlich von Culebra die tiefe, nur von niedrigen Hügeln durchsetzte Lücke im Kordillerenzuge, die Wasserscheide zwischen den beiden Meeren, durchbrechen und im Tale des Rio Grande bis in den Golf von Panama weitergeführt werden.

Der Plan war gewiß nicht schlecht und machte dem Scharfblick seines kühnen Urhebers alle Ehre; aber es stellte sich bald heraus, daß man die Schwierigkeiten, die sich seiner Ausführung entgegenstellten, gewaltig unterschätzt hatte. Daß die mörderischen klimatischen Verhältnisse von dem Augenblick an, wo man mit der



Typisches Bild auf einer Station der Panamabahn.

Bewegung der fieberschwangeren Erdmassen begonnen hatte, eine ungeheure Zahl von Opfern unter den beim Kanalbau beschäftigten Arbeitern und Ingenieuren forderten, war eine Widerwärtigkeit, der man durch die Schaffung kostspieliger hygienischer Vorkehrungen und durch Zahlung enorm hoher Arbeitslöhne zu begegnen suchen mußte.

Als ungleich verhängnisvoller aber erwiesen sich die unerwarteten Widerstände des Geländes. Man geriet

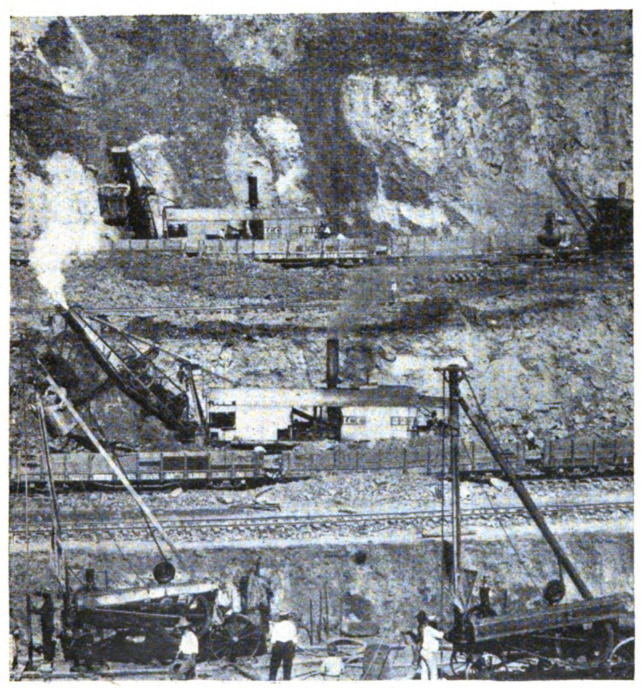
vielfach auf fließendes Gestein, und die Hochwasser des Rio Chagres machten ein Festhalten an dem ursprünglichen Plane beinahe unmöglich. Als man erkannte, daß die bereits eingezahlten und weiter zu erwartenden Baugelder auch nicht annähernd ausreichen würden, sah man sich wohl oder übel gezwungen, den Bau eines Niveaukanals — vorgeblich allerdings nur provisorisch — aufzugeben und die künstliche Wasserstraße als Schleusenkanal weiterzubauen. Die gefährlichen Wasserfluten des Rio Chagres versuchte man durch die Anlage von Seitenkanälen unschädlich zu machen.

Immerhin waren bis zum Jahre 1888 bereits 14 Millionen verausgabt, ohne daß dafür auch nur ein Drittel der darauf entfallenden Arbeiten geleistet worden wäre. Die verfügbaren Kapitalien und der Kredit der Gesellschaft waren völlig erschöpft, und die bis dahin mit allen erdenklichen Mitteln durchgeführte Täuschung des Publikums über den verzweifelten Stand der Dinge konnte nicht länger aufrecht erhalten werden. Als die Gesellschaft den Dezemberzinscoupon des Jahres 1888 nicht mehr einzulösen vermochte, erfolgte jener ungeheure Panamakrach, dessen Folgen auf politischem und wirtschaftlichem Gebiete die französische Republik noch Jahre hindurch bitter empfinden mußte.

Die Gesellschaft liquidierte am 26. Januar 1889 mit einer Schuldenlast an Aktien und Obligationen von nominell 2245 Millionen Franken, und der bis dahin als nationale Berühmtheit hochgefeierte Lesseps war ein moralisch toter Mann.

Natürlich hatten die Arbeiten am Kanal mit diesem jammervollen Zusammenbruch vorläufig ihr Ende erreicht, und die Aussichten für ihre Weiterführung schienen sehr gering. Doch gelang es zur allgemeinen Überraschung dem obengenannten Wyse, die Republik

Kolumbia zum Abschluß eines neuen Vertrages zu bewegen, der die bereits abgelaufene Frist für die Vollendung des Werkes bis zum Jahre 1910 verlängerte. Im Jahre 1894 kam glücklich die Bildung einer neuen



Ausschachtungen bei Culebra.

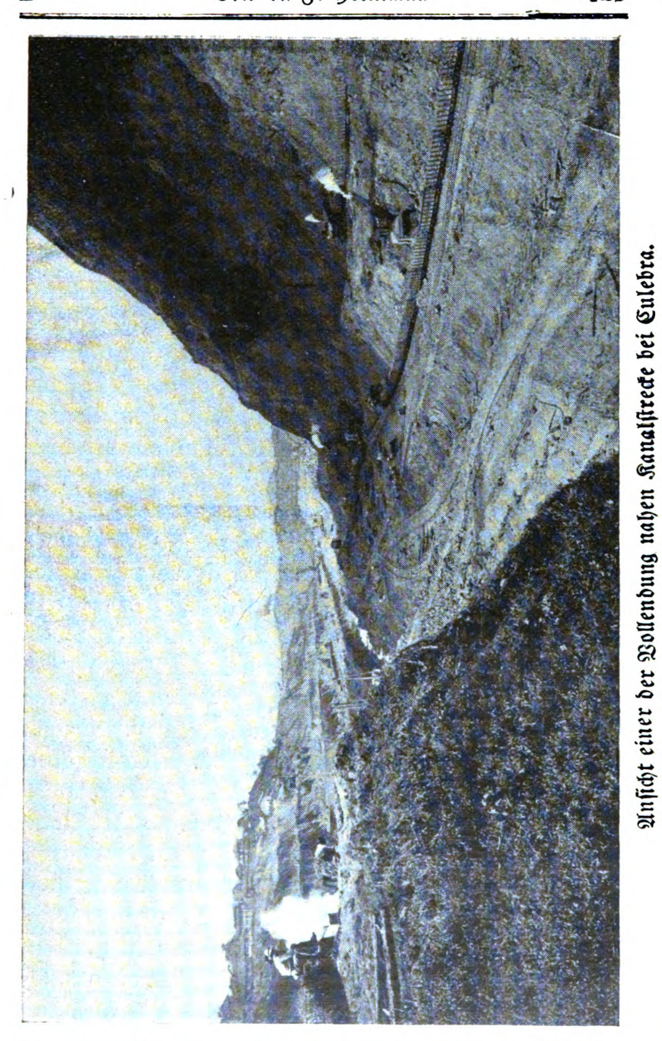
Gesellschaft mit einem Kapital von allerdings nur 65 Millionen Franken zustande. Sie beabsichtigte, den Kanal als Schleusenkanal mit acht Schleusen fertig zu bauen. Die Scheitelhöhe sollte 29,6 Meter, die Tiefe 9 Meter, die Sohlenbreite 34 Meter betragen. Bei Bohio Soldado sollte durch einen Damm ein schiff-

barer See aufgestaut werden, und ein zweiter künstlicher Stausee sollte bei Alhajuela die gefürchteten Hochwasserfluten des Rio Chagres aufnehmen.

Aber es war vorauszusehen, daß die Gesellschaft mit ihren unzulänglichen Mitteln nimmermehr zu dem angestrebten Ziele kommen könne, und eine zweite Katastrophe wäre wohl unvermeidlich gewesen, wenn nicht die Vereinigten Staaten von Nordamerika, die allerdings das unmittelbarste Interesse an einer Vollendung der bedeutsamen Verbindungsstraße haben, rettend eingesprungen wären. Sie erwarben im Jahre 1902 alle Rechte und Konzessionen der Panamagesellschaft gegen Zahlung einer Summe von 40 Millionen Dollar und knüpften mit der Regierung von Kolumbia Verhandlungen an, die freilich nicht bloß auf die Ermöglichung des Weiterbaues gerichtet waren, sondern zugleich ziemlich durchsichtige politische Nebenzwecke verfolgten.

Der in Washington ausgearbeitete Vertrag lautete dahin, daß die Vereinigten Staaten gegen einmalige Zahlung von 10 Millionen Dollar und eine jährliche Rente von 250,000 Dollar das Kanalterrain auf eine Breite von 10 Kilometer mit Übertragung aller Hoheitsrechte auf hundert Jahre von der Republik Kolumbia pachteten.

Dem Senat dieser Republik aber mochte es zu bedenklich scheinen, dem mächtigen Nachbar solche Befugnisse inmitten des eigenen Landes einzuräumen, und er versagte dem von der anderen parlamentarischen Körperschaft bereits angenommenen Vertrage seine Zustimmung. Die Folge war eine jener politischen Umwälzungen, wie sie in Mittelamerika leicht genug vor sich gehen. Das Departamento Panama, das sich die von den Vereinigten Staaten gebotene schöne Kauf-



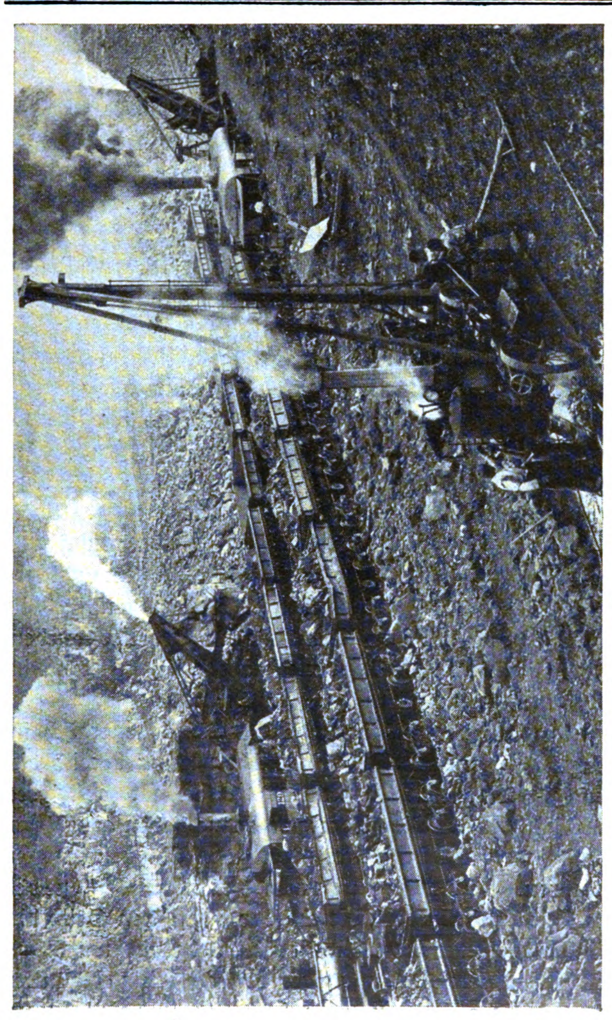
Ansicht einer der Vollendung nahen Kanalstrecke bei Culebra.

summe nicht gern entgehen lassen wollte, erklärte sich am 4. November 1903 kurzerhand als selbständige Re-

publik und schloß, nachdem diese fast von allen Mächten anerkannt worden war, nun seinerseits mit der Union einen Vertrag, bei dem man in richtiger Würdigung der günstigen Konjunktur in Washington noch erheblich bessere Bedingungen herausschlug, als man sie Kolumbia zugemutet hatte. Denn in diesem, schon am 18. November 1903 getroffenen Übereinkommen ist festgesetzt, daß die Vereinigten Staaten gegen eine einmalige Zahlung von 10 Millionen Dollar das volle Souveränitätsrecht über die Kanalzone auf ewige Zeiten erhalten. Nebenher wurde bestimmt, daß der Kanal neutral und allen Völkern zu gleichen Bedingungen offen sein solle.

Daß der Widerstand des Senats von Kolumbia nicht ganz ungerechtfertigt gewesen war, mußte der neugebackene Freistaat Panama zu seinem Schaden bald genug innewerden. Insofern wenigstens, als er einsehen lernte, daß der enge Anschluß eines kleinen Landes an ein großes immer sehr ernste Gefahren für die Selbständigkeit des ersteren in sich schließt. Die nordamerikanische Kommission, die auf Grund des Vertrages alsbald Besitz von dem Kanalgebiet ergriff, gab den einzelnen Bestimmungen des Abkommens eine Auslegung, die von Panama so sehr als eine Verletzung seiner Interessen empfunden wurde, daß es einen förmlichen Protest gegen den Kanalentwurf einreichte.

Der Versuch, durch eine Vereinigung mit der Nachbarrepublik Costarica einen Rückhalt gegen den mächtigen nordamerikanischen Einfluß zu gewinnen, mißlang, und als dann auch noch allerlei bedrohliche Mißhelligkeiten mit dem Mutterlande Kolumbia ausbrachen, sah man sich sogar schweren Herzens genötigt, die freundliche Vermittlung der Vereinigten Staaten in Anspruch zu nehmen. Heute, nachdem die Grenzen, sowohl nach der kolumbischen wie nach der Seite von Costarica hin,



Arbeiten am Gatundamm.

endgültig reguliert sind, umfaßt die junge Republik ein Gebiet von rund 20,781,000 Acres (87,480 Quadrat-

kilometer) Land, von denen ungefähr 76,450 bebaut sind. Der größere Teil dieser Ländereien ist sehr fruchtbar. Die von den Vereinigten Staaten für die Kanalzone gezahlte Kaufsumme soll hauptsächlich zur Errichtung einer Hypothekenbank Verwendung finden, die Farmern und Grundbesitzern Geld zu geringem Zinsfuß gewähren kann.

Was den Kanalbau selbst betrifft, so sind die Vereinigten Staaten damit sofort in einer Weise vorgegangen, wie sie den reichen Hilfsmitteln eines so großen und hochentwickelten Staatswesens entspricht. Sie suchten zunächst alle von den Franzosen begangenen, teilweise recht schweren Sünden gutzumachen, indem sie die umfassendsten Sanierungsarbeiten vornahmen. Sowohl in der schrecklich ungesunden Hauptstadt Panama wie in Colon, dem jenseitigen Ausgangspunkt des Kanals, wurde eine einwandfreie Wasserleitung gebaut, und außer den unter Berücksichtigung aller hygienischen Erfordernisse eingerichteten Wohnungen für die beim Bau beschäftigten Beamten und Arbeiter wurden vorzügliche Krankenhäuser errichtet, an denen bis dahin noch immer empfindlicher Mangel gewesen war.

Die Arbeiten selbst wurden alsbald so energisch in Angriff genommen, daß die Erdbewegung bereits bis auf 1,5 Millionen Kubikmeter im Monat gesteigert werden konnte. Die bisherigen Pläne haben allerdings schon jetzt vielfache Änderungen und Einschränkungen erfahren. So wurde der Bau der mächtigen Dämme bei La Boca und Corozal, die auf der pazifischen Seite die Wasser des im unteren Rio Grande-Tal gebildeten Stausees zurückhalten sollten, wegen der rechtzeitig erkannten Schwäche der Fundamente aufgegeben, und die Dämme und Schleusen werden nunmehr um 8 und 10 Kilometer nach Miraflores und Pedro Miguel zurückverlegt.

Im Jahre 1908 begann man auf der atlantischen Seite mit der Ausführung des gewaltigen Gatundammes, der, wie schon früher erwähnt, die Wassermassen des Rio Chagres abhalten soll. Wie groß die



Beim Bau des Dammes von Miraflores.

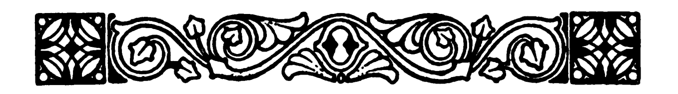
noch zu überwindenden Schwierigkeiten sind, hat man gerade hier bereits sattsam erfahren müssen. Man hat damit begonnen, eine 18 Meter hohe Mauer aus losen Felsstücken aufzuführen, deren Zwischenräume mit Erde gefüllt sind, und die der ungeheuren Erdaufschüttung des Gatundammes wie den gleichfalls noch anzulegen-

den Seitenböschungen als Stütze dienen sollte. Aber infolge anhaltender Regengüsse sind hier schon so bedenkliche Senkungen eingetreten, daß man sich beinahe hätte entschließen müssen, den Staudamm volle 14 Kilometer weiter landeinwärts, bei Bohio, anzulegen. Der projektierte große Stausee würde sich dadurch um etwa zwei Drittel an Umfang verringert haben, was außer anderen Unannehmlichkeiten eine nicht unerhebliche Erhöhung der Kanalbaukosten zur Folge gehabt hätte, da ja durch diese Rückwärtsverlegung der auszugrabende und durch kostspielige Stein- oder Betonbauten zu sichernde Kanal 14 Kilometer länger werden würde. Dazu kommt noch, daß eine Hauptaufgabe des Stausees, die regellos strömenden, zuzeiten ganz gewaltigen Wassermassen des Rio Chagres zu bändigen und zur Kanalspeisung zu verwenden, nicht im vollen Maße hätte ausgeführt werden können.

Aber auch diese Möglichkeit wäre noch nicht einmal die ungünstigste gewesen, mit der man zu rechnen hatte. Denn es hätte sehr wohl sein können, daß man mit dem Staudamm bis nach Mamei zurückgehen mußte.

Immer zahlreicher aber werden bereits die Stimmen der Kanaltechniker, die sich für eine Rückkehr zu dem ursprünglichen Lessepsschen Plane eines offenen Niveaukanals aussprechen, der allerdings vorderhand noch als der kostspieligste erscheint, sich aber bei seinen ungeheuren Vorzügen für den Schiffsverkehr doch vielleicht später als der rentabelste erweisen würde.





Freundschaft.

Novelle von Paul Bliß.

(Nachdruck verboten.)



Hastig riß Melanie den Brief ihres Anwalts auf, zog das kleine Billett heraus und durchflog die paar Zeilen.

„Ah!“ Sie atmete wie befreit auf. „Gewonnen!“ Der langwierige Prozeß um ihr Autorrecht war endlich zu ihren Gunsten entschieden worden.

Das war wirklich eine Freude!

Und wem dankte sie das? Ihm, ihm allein, dem kühnen Anwalt, ihrem besten, getreuesten Freunde!

Mit glückstrahlender Miene sah sie hinüber, wo sein Bild hing, und mit dankbarem Lächeln nickte sie diesem Bilde zu. Ja, er war ihr ein wirklicher, echter Freund, stets hilfsbereit und voll edler, aufopfernder Treue! Was dankte sie diesem lieben Menschen nicht schon alles!

Die Rührung übermannte sie. Ein paar Tränen stahlen sich ihr in die Augen. Aber es waren Tränen, hinter denen die Freude und das Glück hervorleuchteten.

Ach, wie unendlich reich war ihr Leben, seit sie ihn kennen gelernt hatte! Und vorher — oh, wie leer und trübe war es da gewesen! Wer hatte sich um sie, das alternde Mädchen, gekümmert? Niemand, wirklich niemand. Einsam und allein war sie ihre Wege gewandelt. Freundinnen hatte sie nie gehabt, weil sie ihren Mitschwestern geistig zu sehr überlegen war. Und Freunde schon gar nicht. Dem einen war sie zu herb, zu spröde und zu wenig anmutig, dem anderen war sie zu klug,

zu gebildet und zu emanzipiert. So war sie allein für sich geblieben.

Aber da war er gekommen! Bei einer Ibsenvorstellung hatte sie ihn kennen gelernt. Er war ihr Nachbar gewesen. In der Pause hatte er ein Gespräch mit ihr begonnen und hatte kluge, gute Worte über die Dichtung gesprochen, solche Worte, die dem Wissenden einen Blick in die Seele gestatten. Da hatte sie Interesse an ihm gefunden. Nach der Vorstellung hatte er sie nach Hause begleitet und um ein Wiedersehen gebeten, das sie ihm auch zugesagt hatte. Und dann waren sie fast jeden zweiten Tag zusammengetroffen, und es hatte sich ergeben, daß der eine dem anderen bislang gefehlt hatte — sie ergänzten sich. Er war, wie sie, einsam und allein in dem Getriebe der Großstadt, er hatte sich aus kleinsten Anfängen heraufgearbeitet, hatte sich nie Zeit gelassen, sein Leben und seine Jugend zu genießen, weil immer der Ernst der Arbeit ihn festhielt. Nun hatte er sein Ziel erreicht, und nun fing er an, ein wenig um sich herumzuschauen und sich zu interessieren für das, was außerhalb seines Berufes vorging.

Am meisten interessierten ihn die neueren Werke der modernen Literatur, Ibsens Schöpfungen vor allem. Und da hatte er dann an der neuen Freundin eine treffliche Beraterin gefunden. Stundenlang saßen sie oft im eifrigen Gespräch über die neuen Bücher und Stücke und tauschten ihre Meinungen aus — es waren für beide Teile interessante und anregende Stunden, die sie so verbrachten.

So waren sie gute Freunde geworden — alles ohne große Worte, ohne Versprechungen und Feierlichkeiten, stillschweigend war es geschehen. Sie fanden, daß sie zueinander gehörten, ohne danach zu fragen, wo-

hin das führen oder wie sich die Zukunft gestalten würde.

Sie stellte das Bild zurück auf die Etagere, ging an den Schreibtisch und sandte ihm vorerst ein paar innig gemeinte Dankesworte. Zugleich lud sie ihn für heute abend zum Tee.

Um sechs Uhr würde er kommen.

Erregt lief Melanie hin und her, ohne ihrer Stimmung Herr zu werden. Es war etwas Fremdes in ihr, etwas, für das sie keine Erklärung fand. Wohl zehnmal trat sie vor den Spiegel und musterte genau ihre Toilette und ihr Aussehen. Bald fand sie, daß sie zu blaß sei, dann wieder, daß die Farbe der Bluse zu kraß wirke. So änderte und besserte sie fortwährend an sich herum.

Endlich ging draußen die Glocke. Eine Minute später trat Doktor Wolfram ein.

Mit hochrotem Gesicht eilte sie ihm entgegen, reichte ihm beide Hände hin und rief: „Dank — herzlichen Dank, lieber Herr Doktor!"

Er nickte lächelnd, zog ihre Hände an seine Lippen und sagte dann: „Aber weshalb denn so viel Aufhebens von der Kleinigkeit? Die Sache lag ja so klar, daß kein Mensch an Ihrem Recht zweifeln konnte, verehrtes Fräulein Walter!"

„Nun, ganz so klar muß es doch wohl nicht gewesen sein, denn sonst hätte ich doch in der ersten Instanz bereits gewonnen," meinte sie lächelnd.

„Wissen Sie was," rief er da heiter, „lassen wir die ganze Prozeßgeschichte auf sich beruhen. Die Hauptsache ist doch die, daß wir gewonnen haben! — So, und nun geben Sie mir, bitte, eine Tasse Tee, denn ich bin unterwegs fast erfroren."

Er trat an den Kamin und rieb die Fingerspitzen aneinander, bis sie warm wurden.

Sie war sofort an den kleinen Teetisch geeilt und hatte die Flamme unter dem Kupferkessel angezündet.

Nach einer Weile setzte er sich in den großen Lehnstuhl, streckte die Füße von sich, und im Vollgefühl der Behaglichkeit sagte er dann: „Da säße ich nun ja glücklich wieder in meinem Sorgenstuhl!“

Sie rief: „Einen ganz kleinen Augenblick noch, dann sollen Sie auch heißen Tee haben!“ Und dabei hantierte sie eifrig am Büfett und am Tischchen herum.

„Wissen Sie auch, Fräulein Walter,“ sagte er heiter, „daß hier in diesem Stuhl der beste Platz von ganz Berlin ist!“

„Freut mich, es zu hören. Bisher wußte ich es nämlich noch nicht,“ entgegnete sie, indem sie lächelnd zu ihm hinübersah.

„Ja, ja, ganz gewiß! Wenn ich von den lieben Freunden und getreuen Nachbarn wieder einmal total verärgert bin, so daß ich von der ganzen miserablen Welt nichts mehr hören und sehen mag, dann flüchte ich mich hierher zu Ihnen, in diesen alten bequemen Stuhl, und hier finde ich mich dann so nach und nach wieder.“

Sie wurde rot, wendete sich aber schnell zur Seite, um ihre Verlegenheit nicht merken zu lassen. Erst als sie wieder Herrin ihrer selbst war, antwortete sie mit gelungener Verstellung: „Jetzt wollen Sie mich wohl gar in Verlegenheit bringen, lieber Doktor!“

Ein wenig erstaunt sah er sie an. Dann fragte er: „In Verlegenheit? Wieso denn? Ich sprach doch nur ganz offen meine Meinung aus. Und das müssen Sie doch selber merken, verehrtes Fräulein, daß ich mich

sehr wohl bei Ihnen fühle. Es vergeht ja kaum ein Tag, ohne daß ich bei Ihnen gewesen wäre."

„Und das ist recht so," entgegnete sie, immer noch ein wenig unsicher. „Kommen Sie nur, so oft Sie wollen, mein Heim soll Ihnen stets das Erholungsplätzchen bieten, das Sie bei mir suchen."

Er nickte nur und sah sinnend in die Kaminglut.

Eine Pause trat ein, die fast eine Minute andauerte.

Dann kam sie zu ihm heran, deckte das kleine Tischchen, das neben seinem großen Stuhl stand, und brachte Tee und Gebäck; als sie das dampfende Getränk einschenkte, war sie vollkommen ruhig und sicher.

„So, lieber Doktor," sagte sie scherzend, „nun können Sie auch den inneren Menschen erwärmen."

Behaglich schlürfte er den duftenden Tee. „Wenn ich so bedenke, wie gut ich es habe," sagte er langsam, „dann möchte ich immer ein stilles Dankgebet ausstoßen, daß mir all das Gute auch so erhalten bleibe."

„Und warum sollte Ihnen denn das nicht erhalten bleiben?"

„Nun, ich denke eben daran, daß sich hier die Lage doch auch einmal ändern wird. Na, und dann ist es doch für mich aus mit diesen traulichen Plauderstunden."

„Ich verstehe Sie nicht, Doktor. Was soll sich denn hier ändern?"

„Nun, wenn Sie sich einmal verheiraten."

Einen Augenblick lang sah sie ihn fast entsetzt an, dann schlug sie die Augen nieder und wurde purpurrot. Dann sagte sie mit einem herben Lachen: „Ich und heiraten! Ach, das ist ja ganz ausgeschlossen!"

„Nun, nun," meinte er zögernd und erstaunt über den Wechsel ihres Aussehens, „das kann man doch nie so bestimmt vorhersagen."

„Ich — ja!“ entgegnete sie nun fest und ernst. „Ich kann es sagen.“

„Und weshalb, wenn ich fragen darf?“

„Weil — weil —“ Einen Augenblick schwieg sie verlegen. Dann raffte sie sich energisch auf und rief heiter: „Das ist ja Unsinn, das ist ja alles Unsinn! Weshalb wollen wir uns denn die Stimmung verderben! Genießen wir doch den Augenblick und das, was er uns gibt! Das ist und bleibt doch immer noch die höchste Lebenskunst.“

Er nickte nur und wurde nachdenklich.

Nach einer Weile, als der aromatische Tee seine anregende Wirkung auf ihn ausübte, begann er wieder: „Wie nett und stimmungsvoll das hier alles bei Ihnen ist! Dort das knisternde Kaminfeuer, das rote, matt gedämpfte Licht, das alles so zart und rosig erscheinen läßt, und hier der Teetisch. Alles so sauber und hübsch arrangiert, und ringsum die matten, milden Farben, die dem müden Auge so wohltun — da stört auch nicht ein einziger schreiender Ton! — Ach, Fräulein Melanie, Sie haben mich sehr verwöhnt, wirklich sehr verwöhnt! Und ich sage Ihnen offen und ehrlich, daß es mir in meinem Junggesellenheim gar nicht mehr gefällt, seit ich an diese Behaglichkeit hier gewöhnt bin. Nein, wirklich, das ist wahr! Ganz trüb und öde kommt es mir vor, so daß ich am liebsten gar nicht mehr daheim bin!“

Sie glättete an ihrem Schürzchen, und ohne ihn anzusehen, sagte sie: „Jetzt könnte ich Ihnen ja das gleiche sagen, was Sie mir eben —“

Schnell unterbrach er sie: „Natürlich! So muß es ja kommen! Jetzt werden Sie mir empfehlen, zu heiraten! Ausgezeichnet! Sie müssen mir das anraten! Aber jedes Weib ist ja eine geborene Ehestifterin!“

„Nun, nun,“ begütigte sie, „seit wann sind Sie denn ein so geschworener Feind der Ehe?“

„Der bin ich durchaus nicht.“

„Na also!“

„Wissen Sie vielleicht eine Frau für mich?“

„Ich? Aber, Doktor, was fällt Ihnen denn ein?“

„Na, es schien mir beinahe so. Aber das wäre doch vergebene Liebesmüh gewesen. Ich würde nämlich nie ein Mädchen heiraten, das man mir empfohlen hätte — gewiß nicht! Und selbst, wenn ich mich in dies Mädchen auch noch sterblich verlieben sollte, ich würde es dann doch nicht heiraten — rein aus Trotz nicht, weil man sie mir empfohlen hatte! Deshalb allein! — Sie lachen. Ja, nennen Sie mich immerhin, wie Sie wollen, aber ich habe nun einmal den Ehrgeiz, daß ich mir mein Glück stets allein suchen und es nie einer Empfehlung verdanken will! — Ein sonderbarer Schwärmer — wie?“

Sie reichte ihm die Hand und sagte: „Ich wünsche Ihnen alles Glück dazu, lieber Doktor!“

„Ich danke Ihnen, Fräulein Melanie!“ entgegnete er mit warmen, vollen Tönen, ihren Händedruck erwidernd. „Ja, Sie meinen es gut mit mir, das weiß ich. Und nun verzeihen Sie mir auch, daß ich eben ein bißchen zu lebhaft wurde. Das können Sie mir glauben: zu Ihnen habe ich festes Vertrauen, und wenn ich wirklich noch eine für mich passende Frau finden sollte, dann sollen Sie die erste sein, die von meinem Glücke etwas erfährt.“

Kaum hatte er geendet, als sie sich verfärbte und ein jäher Schreck durch ihren Körper zitterte, so daß sie sich kaum aufrecht zu erhalten vermochte.

„Was ist Ihnen, Fräulein Melanie?“ fragte er angstvoll.

„Nichts, lieber Doktor, gar nichts! Meine alte Schwäche — Blutandrang nach dem Kopf. Ich habe etwas viel gearbeitet. — Sehen Sie, es geht schon wieder besser!“ Sie lächelte matt und nahm sich mit aller Energie zusammen, um ihn nicht noch mehr zu beunruhigen.

„Richtig,“ sagte er, „Ihre Arbeit! Davon haben wir heute ja noch gar nicht gesprochen. Was macht denn der neue Roman?“

„Er geht so langsam dem Ende entgegen.“

„Und sind Sie zufrieden?“

Sie verneinte. „Das wissen Sie ja, wenn ich ein neues Werk fertig habe, finde ich immer, daß es hätte besser werden müssen.“

„Sie sind ein strenger Kritiker.“

„Das muß man auch, lieber Freund, und erst recht an den eigenen Arbeiten, sonst wird nie etwas daraus.“

Er nickte, erhob sich und reichte ihr zum Abschied die Hand. „Also herzlichen Dank für Speise und Trank!“ sagte er heiter. „Und morgen um drei Uhr gehen wir aufs Eis — nicht wahr?“

„Wenn nichts dazwischen kommt.“

„Was soll denn dazwischen kommen?“

„Nun, man kann doch nie wissen.“

„Ach was! Sie kommen mit und damit basta! Die Bewegung in der frischen Luft tut Ihnen doch wahrhaftig not genug! — Also um drei Uhr am Neuen See. Bis dahin addio, cara mia!“

Sinnend sah sie ihm nach. Noch schwirrten seine letzten Worte vor ihren Ohren. Noch fühlte sie den Druck seiner weichen und doch so kräftigen Finger.

Endlich setzte sie sich nieder und ließ die Hände matt in den Schoß sinken und starrte in die knisternde Glut des Kamins.

Was war denn mit ihr vorgegangen? Was durchrüttelte sie denn mit glutender Hitze, bald mit fiebernden Schauern? Etwas Fremdes, Unsicheres, Haltloses war in ihr, das sie vordem nie gekannt hatte.

Was war es denn? Was war es denn nur?

Noch immer schwirrten seine Worte vor ihren Ohren, noch immer fühlte sie seine Blicke und noch immer den Druck seiner Hände.

Und hier, hier auf diesem Stuhl hatte er gesessen, hier hatte er es gesagt. Noch ganz genau hörte sie die Worte: „Sie sollen die erste sein, die etwas von meinem Glück erfährt!"

Plötzlich sinkt sie ins Polster, preßt das Gesicht in die Hände und fängt bitterlich an zu weinen.

Minutenlang verharrt sie so.

Endlich rafft sie sich auf, trocknet die Tränen und zwingt sich energisch zur Ruhe.

Das also war aus der Freundschaft geworden! Jetzt liebte sie ihn! Ja — ja! Nun war es ihr sonnenklar — sie liebte ihn!

Aber ihr Herz jubelte nicht auf, nicht jauchzte ihre Seele empor in seliger Lust, nein, trübe und trostlos sah es in ihr aus. Matt und gebrochen saß sie da. Sie wußte ja, daß ihre Liebe hoffnungslos war, sie wußte ja, daß sie ihm nur eine Freundin, mehr aber auch nicht, war.

Und es wäre auch Torheit, sich solchen Hoffnungen hinzugeben! Sie ist ja älter als er, volle fünf Jahre älter! Und sie hat es ja nur zu deutlich gemerkt, daß er nichts als Freundschaft für sie empfindet.

Aber stark sein, damit er nichts davon merkt, und damit sie in ihm nicht auch den Freund noch verliert!

Entsagen! Sie war ja daran gewöhnt — entsagend und schweigend alles ertragen, das war ihr Los.

Mutig und stark stand sie auf. Und weil sie seit Jahren daran gewöhnt war, etwas, das sie sich einmal fest vorgenommen, auch durchzuführen, erschien es ihr auch nicht schwer, ihr neues Vorhaben streng und gewissenhaft innezuhalten. —

Aber als sie am anderen Tage Toilette machte zu dem Gang nach der Eisbahn, auf der er ihrer harrte, da saß sie noch länger als gewöhnlich vor dem Spiegel, und als sie so ihr Aussehen einer genauen Prüfung unterzog, fand sie, daß ihre Frisur eigentlich recht unkleidsam sei.

Sie rief die alte Kathi, ihr treues Faktotum, die von frühester Jugend an in ihrer Familie lebte und nun den Dienst einer Köchin, Magd und Vertrauten bei ihr innehatte. Mit Hilfe der guten Alten machte sie sich eine andere Frisur zurecht, die kleidsamer war und sie vor allem bedeutend jünger erscheinen ließ.

Und dementsprechend wählte sie nun auch Kleid und Bluse, alles in frischen und lebhaften Farben, die ihrem Aussehen ebenfalls bedeutend zustatten kamen.

Als sie so ihr Spiegelbild aufmerksam betrachtete, keimte ganz versteckt in ihrem Herzen eine leise, scheue Hoffnung auf, daß sie ihn, den geliebten Freund, sich vielleicht doch noch erobern könne.

„Na, Fräuleinchen, wenn unser Herr Doktor sich heute nicht freut, dann tut er es nie!“ sagte die alte Kathi begeistert, indem sie ihre Herrin von allen Seiten genau bewunderte.

„Wieso denn?“ fragte Melanie erstaunt.

„Nun, Sie sehen aus, Fräuleinchen, daß es eine wahre Freude ist!“

„Aber was kümmert denn das den Doktor?“

„Was ihn das kümmert? Na, ich danke schön! Ich denke, das soll ihn recht viel kümmern. Man nimmt

sich doch keine häßliche Frau, wenn es nicht gerade sein muß!"

Jetzt war Melanie starr. Einen Augenblick war sie ganz sprachlos und sah verwirrt die Alte an.

„Ja, ja, Fräuleinchen!" rief diese lachend. „Ich habe noch ganz gute Augen!"

Endlich fand Melanie ihre Fassung wieder. Ruhig antwortete sie: „Du irrst dich, Kathi. Herr Doktor Wolfram ist ein guter Freund und ein treuer Kamerad von mir — mehr nicht."

Die Alte jedoch meinte treuherzig: „Ach, Fräuleinchen, das kenn' ich nu! So sagen alle jungen Mädchen. Zuerst immer nur Freund oder Kamerad, bis dann plötzlich der goldene Ring da ist. — Na, und warum sollen Sie sich denn vor mir genieren, Fräuleinchen? Die alte Kathi hat doch das Fräulein schon getragen, als es noch ganz klein war. So was vergißt man doch nicht so leicht, vor mir brauchen Sie sich wirklich nicht zu genieren."

„Nun, Detchen, mach dir deshalb vorerst nur keine Sorgen. Wenn es so weit ist, sollst du die erste Brautjungfer werden." Damit schob sie die Alte, die wieder zu einer längeren Rede ausholte, sanft zur Tür hinaus.

Auf dem Wege zur Eisbahn gingen ihr die Worte der Alten immer wieder durch den Kopf und gaben ihr zu denken. Wenn die Alte es gemerkt hatte, daß der Doktor ihr nicht gleichgültig war, dann mußten es andere wohl auch gemerkt haben — ja, vielleicht der Doktor selber! Bei diesem Gedanken schoß ihr eine Blutwelle ins Gesicht.

Unterwegs traf sie eine Bekannte aus dem Frauenklub, ein Fräulein Bingen, eine vorlaute Person, die sich immer als Emanzipierte aufspielte, gern und viel

Klatsch trieb und deshalb von den meisten Klubmitgliedern gemieden wurde.

„Ach, da sind Sie ja endlich, Walterchen!“ rief Fräulein Bingen der ankommenden Melanie entgegen. „Nun beeilen Sie sich nur, sonst kriegt Ihr Doktor janz kalte Beene! — Er wartet nämlich schon lange.“

Melanie war wütend, aber sie bezwang sich, nickte der Kleinen nur zu und wollte weitergehen.

Diese aber ließ sie nicht so schnell los. Sofort war sie neben Melanie und ging einfach mit ihr weiter. „Wissen Sie,“ begann sie wieder, „wenn ich Ihnen einen Rat geben darf — lassen Sie den Doktor schießen! — Ja, ja, was ich Ihnen sage! — Kenne ihn janz jenau — fauler Kopf, der nich weiß, was er will — und 'n Eisklumpen ist er nebenbei auch noch! — Ja, ja, was ich Ihnen sage! Glauben Sie mir nur, der läßt sich von Ihnen schon lange nicht kapern!“

Jetzt endlich kam Melanie zu Worte. Purpurrot und zitternd sagte sie: „Ich muß Sie doch ernstlich bitten, Fräulein Bingen, mit mir in einem anderen Tone zu sprechen, dann aber dieses Thema überhaupt nicht mehr zu berühren, und — —“

„Ach Jott, ach Jott! Nu man bloß nich so tragisch! Ich hab's doch nur gut gemeint, wenn ich Sie warnen wollte. Glauben Sie mir, ich kenne diese Männer von heute! Und wenn ich meinen Mitschwestern die Augen öffne, so geschieht es nur zu ihrem Besten.“

„Ich kann Ihnen nur wiederholen,“ sagte Melanie ruhig und ernst, „daß ich mir derartige Gespräche in Zukunft verbitten muß. Ich bin mit Herrn Doktor Wolfram befreundet und werde nicht dulden, daß Sie —“

„So — so! Befreundet sind Sie also mit dem Herrn Doktor! — Na ja, das ist ja was anderes, dann

habe ich mich also wieder mal getäuscht. — Na, dann bitte ich natürlich tausendmal um Entschuldigung."

Sie knickste, lächelte ironisch und verabschiedete sich dann schnell.

Melanie war wütend. Die ganze Stimmung war ihr verdorben, und sie überlegte ernsthaft, ob sie nicht lieber umkehren und nach Hause gehen sollte. Schließlich aber beruhigte sie sich. Es wäre doch zu albern, wenn sie, das erfahrene Mädchen, sich von dieser dummen Gans einschüchtern lassen sollte. Nein, nun erst recht wollte sie sich mit dem Doktor öffentlich sehen lassen! Mochten die Klatschbasen reden, was sie wollten! Ihr Gewissen war rein, sie brauchte vor niemand zu erröten.

Als sie die Eisbahn erreicht hatte, war der Ärger verflogen, nicht eine Falte des Zornes trübte mehr ihre Stimmung.

Doktor Wolfram kam ihr schon entgegen. Lächelnd rief er: „Unpünktlichkeit ist das Vorrecht der Damen, Sie aber, teure Freundin, machen einen allzu ausgiebigen Gebrauch davon!"

„Aber ich bitte sehr!" rief sie heiter und zog ihre Uhr.

„Jawohl — ich bitte sehr! Zwanzig Minuten Verspätung! Na, und was sagen Sie jetzt?"

„Aber wie ist denn das nur möglich?"

„Ob ich mir hier Eisbeine und einen waschechten Schnupfen hole, danach fragen Sie natürlich nicht."

„Sie Ärmster!"

„Geloben Sie wenigstens Besserung!"

„Feierlich gelobe ich es! Nie wieder will ich Sie warten lassen!"

„Na, dann will ich noch einmal verzeihen."

Lächelnd schraubte er ihr die Schlittschuhe fest.

Als sie dann Hand in Hand über die glatte Bahn dahinflogen, sah er sie ein wenig genauer an.

„Was ist denn eigentlich los? Sie haben ja große Gala angelegt — was?“

Leicht errötend lächelte sie. Ihr Herz bebte vor Freude. Mit zitternder Stimme antwortete sie: „Ich habe versucht, andere Farben zu tragen.“

„Recht so! Es kleidet Sie gut, sehr gut sogar! — Ach, und eine andere Frisur haben Sie sich auch zugelegt! Immer neue Überraschungen! Aber schick, das muß ich neidlos anerkennen, sehr kleidsam! Wohl die neueste Mode?“

„Ich bewundere Ihren Scharfblick.“

„Na hören Sie, Fräulein Melanie, ein Kompliment war das nicht!“

„Wollte ich Ihnen auch gar nicht sagen.“

Er lachte schallend auf.

Ein Knabe, ein Anfänger im Eislaufen, sauste gerade auf sie los, so daß Melanie um ein Haar hingefallen wäre, wenn nicht der Doktor im letzten Moment sie geschickt auf die andere Seite gezogen hätte.

„So ein Tölpel!“ schimpfte er, als sie wieder flott im Lauf waren. „Man sollte für solche Anfänger eine besondere Bahn halten.“

Sie antwortete nichts. Sie bebte noch in der Erinnerung an seine feste Berührung, mit der er sie eben vor dem Sturz gerettet hatte.

Nach einem Weilchen sagte er: „Na, hatte ich nun nicht wieder einmal recht? Bekommt Ihnen die Bewegung in frischer Luft nicht gut?“

Sie nickte nur.

„Das werden wir jetzt jeden Tag machen,“ bestimmte er. „Jeden Tag eine Stunde. Aber dann heißt es pünktlich sein, denn mehr als eine Stunde kann ich

meiner Zeit nicht abgewinnen. Die aber widme ich Ihnen gern, denn ich will einen gesunden Menschen aus Ihnen machen. Die ewige Stubenhockerei rächt sich sonst früher oder später ganz gewiß."

„Ich bin Ihnen ja so dankbar!"

„Um Gottes willen, hören Sie auf!"

„Nein, wirklich, lieber Doktor, Sie haben so viel für mich getan, daß Sie mich in der Tat beschämen."

„Und Sie haben für mich gar nichts getan — nicht? All die traulichen Plauderstunden bei Ihnen, die Unmengen Tee und Brötchen und Kuchen, die ich bei Ihnen verzehre, die rechnen Sie für gar nichts — was?"

Sie lächelte und schwieg.

„Also, wir bleiben uns gegenseitig nichts schuldig. Deswegen können Sie beruhigt sein."

In diesem Augenblick trafen sie gemeinsame Bekannte, denen sie sich anschlossen. Man unterhielt sich von alltäglichen Sachen.

Als sie nach einer Stunde die Eisbahn verließen, folgte er ihrer Einladung, noch einen Schluck Tee bei ihr zu nehmen.

Es war halb fünf. Der Tag ging zur Neige. Hinter den kahlen Bäumen leuchtete das glühende Feuerrot der sinkenden Sonne durch. Die ganze Landschaft erschien in einem mattvioletten Licht. Es war bitterkalt, so daß der Schnee unter den Tritten knarrte und knirschte.

Schweigend gingen sie nebeneinander her.

Endlich sagte er: „Sehen Sie nur diese herrlichen Farben am Horizont! Ach, so etwas auf der Leinwand wiedergeben zu können, das müßte erhaben wirken! Aber unsere schwachen Farben reichen da nicht heran — der liebe Gott ist und bleibt doch der größte Künstler."

Sie nickte nur.

Dann gingen sie schweigend weiter.

Sie hatte fast nichts von dem gehört, was er gesagt hatte. Unausgesetzt hatte sie ihn, während er sprach, von der Seite beobachtet, und immer hatte nur der eine Gedanke sie beschäftigt, der Gedanke, daß sie noch nicht zu alt für ihn sei, daß sie ganz gut seine Frau sein könne.

Plötzlich begann er wieder: „Nun, weshalb denn so schweigsam, Prinzessin? Sie denken wohl gar über die Weisheit nach, die ich soeben vom Stapel ließ? Aber tun Sie das lieber nicht, Sie kämen nicht auf die Kosten dabei. Es war nämlich die platteste Alltäglichkeit, und obendrein noch gräßlich sentimental.“

„Weshalb so oft diese Selbstverspottung?“ fragte sie ein wenig nervös.

„Weil man sich gar nicht oft genug daran erinnern kann, daß wir in einer verwünscht praktischen Welt leben, in der alles, was auch nur einen Anschein von Sentimentalität und ungesunder Phantastik hat, nicht die geringste Berechtigung haben kann und darf.“

Erstaunt und beunruhigt sah sie ihn an. Der Ton, in dem er eben gesprochen, hatte etwas so Hartes und Haarscharfes, wie sie es noch nie bei ihm wahrgenommen hatte, und dieses Neue erschien ihr plötzlich wie etwas Unbarmherziges, Kaltes, das sich zwischen sie und ihn drängte, und das die leise aufglimmende Hoffnung ihrer Seele, die Hoffnung auf Liebe, schnell wieder erlöschen ließ.

Schweigend gingen sie weiter. Sie beschleunigte ihre Schritte, denn schon senkte sich die Dämmerung nieder und die Kälte nahm zu, weil sich ein scharfer Nordwest erhob.

Mit von Tränen verschleiertem Blick sah sie um sich. Wie kalt und öde es nun aussah, nun das purpurne

Feuer der Sonne verglüht war! — Eine bitterwehe Stimmung überkam sie, eine Stimmung der trostlosen Hoffnungslosigkeit, die einen öden und endlos langen Lebens- und Leidensweg vor sich sieht.

Endlich waren sie daheim. Unten an der Haustür zog er die Uhr.

„Es ist gleich fünf. Da ist es wohl am besten, ich gehe direkt nach Hause. Ich habe nämlich noch mächtig zu arbeiten.“

„Aber machen Sie doch keine Sachen, Doktor!“ rief sie erschrocken. „Sie werden uns doch nicht um unsere gewohnte Plauderstunde bringen! Ihre Arbeit läuft Ihnen nicht fort. — Nein, Sie müssen unbedingt mit hinaufkommen, und wenn es auch nur eine halbe Stunde ist.“

„Die halben Stunden kenne ich!“ entgegnete er heiter, ging aber wirklich mit hinauf.

Als sie beim Tee saßen und sich, wie gewöhnlich, wieder festgeplaudert hatten, stand die alte Kathi an der Tür, lugte durchs Schlüsselloch und lauschte, ob sie etwas von dem Inhalt der Unterhaltung ergattern könne. Aber schon nach wenigen Minuten gab sie ihre Hoffnung, irgend etwas Verliebtes zu hören, wieder auf, denn die da drinnen sprachen von allen möglichen Dingen, nur nicht von Liebe. Enttäuscht ging die alte Person an ihre Arbeit zurück in die Küche. Das begriff sie absolut nicht. Weshalb kam er denn jeden Tag, wenn er ihr Fräuleinchen nicht leiden konnte? Und wenn er sie leiden konnte, weshalb heiratete er sie dann nicht? — —

Nein, die beiden sprachen kein Wort von Liebe, sie sprachen von neuen Romanen, von neuen Bildern, Opern und Theaterstücken. Er sprach und fragte mit dem Interesse eines Menschen, der es ernst nimmt mit

der Kunst, der sich von einem Sachverständigen gern einen Fingerzeig geben läßt, wie man an den Werken immer neue Schönheiten entdecken könne. Und sie antwortete schnell und lebhaft, schneller und lebhafter als sonst, denn sie wollte die Unterhaltung nicht von dem Gebiete der Kunst ablenken, sie fürchtete, daß sie die Stimmung ihrer Seele mit einem Wort verraten könnte, sobald sie von sich selber sprach. Das wollte sie unbedingt verhüten. Er durfte nicht wissen, wie es in ihr aussah. Wenn er es nicht von selbst merkte, durch sie sollte er es nie und nimmer erfahren.

Plötzlich lenkte er das Gespräch auf ihren neuen Roman.

„Ich hoffe, ihn in den nächsten Tagen zu beenden," antwortete sie mit leise zitternder Stimme. „Eigentlich ist er schon fertig, nur die sogenannte letzte Feile fehlt noch."

„Und darf ich nun den Titel und etwas über den Inhalt erfahren?" fragte er bittend.

Da wurde sie verlegen und unruhig. „Sie wissen doch, lieber Freund, ich spreche nicht gern über meine unfertigen Arbeiten," sagte sie endlich ausweichend.

„Aber er ist doch so gut wie fertig, denke ich."

Nach einem Weilchen antwortete sie ruhig: „Der Titel ist ‚Himmlische Liebe'. Gefällt er Ihnen?"

„Ah," rief er, „sehr gut! Das verspricht etwas! Und der Inhalt? Nur ganz wenig, so in großen Zügen, so daß man weiß, um was es sich handelt."

Mit leiser, wie verschleierter Stimme begann sie zu erzählen, sah ihn aber nicht an, sondern schaute sinnend in die Kaminglut. „Ein berühmter, geistvoller und hochbedeutender Mann hat eine Frau, die zwar frisch, hübsch und lustig, aber geistig ganz unbedeutend ist. Er lernt eine Seelenfreundin kennen, die zwar keine

weiblichen Reize hat, wohl aber hochgebildet und bedeutend ist. Nun verläßt er seine Frau und heiratet die andere. Das ist der Inhalt."

Sie schwieg. Er auch. Beide sahen hin in die verglimmenden Kohlen. Kein Laut war hörbar im ganzen Raum, nur das schwache Ticken der kleinen Kaminuhr.

Endlich stand er auf und schüttelte den Kopf.

Fragend, angstvoll sah sie ihn an.

„Das gefällt mir nicht," sagte er ruhig, aber bestimmt.

„Weshalb nicht?" Kaum konnte sie atmen vor Angst.

„Weil es zu künstlich konstruiert ist."

„Konstruiert?"

„Jawohl — konstruiert! Denn wenn der Mann wirklich so ein bedeutender Mensch ist, dann verläßt er nicht sein hübsches, frisches Frauchen, um eine reizlose, wenn auch bedeutende Person zu heiraten!"

Sprachlos starrte sie ihn an.

Er aber sprach eifrig weiter: „Nein, so was tut kein bedeutender Mann! Das gerade Gegenteil ist der Fall! Ein geistig hochveranlagter Mann ist froh, wenn er eine einfach schlichte, aber frische und herzig liebe Frau hat, bei der er für wenige Stunden den ganzen gelehrten Kram vergessen kann. So ein Mann — und sei er noch so bedeutend — will auch einmal Mensch sein! — Sehen Sie, und in solchen Augenblicken sucht man das Weib, das geliebte Weib, das uns fesselt! Da denkt man nicht an gelehrte Disputationen! — Sehen Sie, liebe Freundin, so ist das Leben. Und weil Ihr Roman etwas anderes beweisen will, deshalb nannte ich ihn konstruiert."

Sie hatte mit atemloser Spannung zugehört, nun sah sie ihn mit großen fragenden Augen an. Jetzt, erst jetzt erkannte sie zum ersten Male klar, wie es in ihm

aussah. Und diese Erkenntnis ließ sie angstvoll erzittern.

Ihre Unruhe aber erheiterte ihn. Begütigend sagte er: „Nun, Fräulein Melanie, ich kann natürlich damit noch lange kein zutreffendes Urteil aussprechen. Erstens darf man das nicht, bis man das Buch genau durchstudiert hat, und schließlich bin ich ja auch kein Kritiker von Beruf. Sie brauchen also meine Worte nicht zu hoch anzuschlagen.“

Sie zwang ihre Angststimmung mit Gewalt hinunter und entgegnete ruhig lächelnd: „Das tue ich auch nicht, lieber Doktor, denn wer in der Öffentlichkeit steht, muß eben jede Kritik ertragen können.“

„Also nichts für ungut! Wir bleiben die alten — was?“ Lächelnd reichte er ihr die Hand zum Abschied.

„Auf Wiedersehen!“ sagte sie mit einem festen Händedruck.

Während er ging, rief er noch: „Also morgen um drei Uhr auf dem Neuen See! Aber recht pünktlich, wenn ich bitten darf!“

Lächelnd nickte sie ihm nach.

Als sie allein war, ging sie im Zimmer auf und ab. Sie nahm sich vor, klar und folgerichtig nachzudenken, wie weit er mit seiner Kritik recht hatte. Aber je länger sie sich damit abquälte, desto unruhiger, nervöser, ängstlicher und mutloser wurde sie. Endlich sank sie hin in ein Polster, und nun schwand der letzte Rest von Kraft. Weinend und schluchzend preßte sie ihr Gesicht ins Kissen und ließ die Wogen des wilden Schmerzes über sich dahinbrausen.

Er hatte ja recht! Sie mußte es jetzt selbst zugeben. Und mit der Kritik, die er über ihr Buch gefällt hatte, hatte er zugleich auch das Urteil über sie gesprochen. Tausendmal hatte er recht! Mit einem wenn auch

geistvollen, aber reizlosen Weib kann ein Mann wohl disputieren, verlieben aber kann er sich nur in ein blühend schönes, junges Wesen, das seine Leidenschaft erregt! — Das hatte er ihr gesagt, und damit war ihr Urteil gesprochen.

Sie umklammerte die Lehne des Sofas und biß krampfhaft in das seidene Kissen, um dieser Stimmung Herr zu werden, sich nicht mehr so willenlos von ihren Gefühlen hin und her werfen zu lassen. —Aber alles war umsonst. Mutlos und gebrochen sank sie zurück, und der Strom wilder Schmerzen zerwühlte ihr Herz.

Wie erbärmlich, wie klein kam sie sich vor — sie, die bisher so stolz und aufrecht und kraftvoll durchs Leben gegangen war!

Es hätte bisher nur jemand wagen sollen, ihr zu sagen, daß auch sie einmal unbarmherzig vom Leben überrannt werden würde — oh, sie hätte ihm die beiden geballten Hände entgegengehalten, hätte ihm gesagt: Mit diesen beiden Händen habe ich mich heraufgearbeitet aus dem Nichts, mit diesen beiden Händen habe ich mir mein Schicksal geformt, stolz und rein stehe ich da, und mit diesen beiden Händen werde ich mir den Weg weiter bahnen — ich, ich ganz allein! Das hätte sie ihm geantwortet, vor wenigen Tagen noch. Und nun? Nun lag sie da, gebrochen, kraftlos und ohne Mut. Verschwunden der Stolz, verschwunden die Freude an der Arbeit, verschwunden der Ehrgeiz — fort, alles fort! Der eine Gedanke nur war jetzt noch da: Er liebt dich nicht und wird dich auch nie lieben können!

Und dies war ihr Urteil. Nun hatte das Leben mit all seinem Drum und Dran keinen Reiz mehr für sie; nun mochte alles gehen, wie es wollte — stumpf und gleichgültig wie ein Lasttier trug sie nun das Joch des Frondienstes weiter — ihre Seele war tot.

Leise weinend preßte sie das Tuch an die Augen.

Und trotz alledem liebte sie ihn noch immer und fühlte, daß diese Liebe ewig bleiben würde. Sie fühlte, daß sie nicht mehr die Kraft hatte, dieser Liebe entsagen zu können — nein, das war nun nicht mehr möglich! Diese Liebe war ihr letzter Halt, ihre Hoffnung im Leben. Wenn man ihr diese Liebe nehmen wollte, dann war es aus mit ihr. Lieben mußte sie ihn, und wenn sie ihn auch immer nur hoffnungslos lieben sollte — ganz gleich, aber diese Liebe durfte man ihr nicht nehmen!

Und nun — oh, du wunderbares Menschenherz! — nun glimmte plötzlich unter all der Asche des herben Schmerzes ein ganz kleines Fünkchen junger und neuer Hoffnung auf. Vielleicht, vielleicht war er doch noch zu erobern, der stolze Mann! — Und dies Fünkchen glimmte weiter und weiter, bis eine Flamme daraus wurde, und diese Flamme feuriger Hoffnung wurde stärker und stärker und gab ihr endlich den Mut und die Kraft zurück, so daß sie aufstand mit dem festen Vorsatz, alles daran zu wagen, um ihn, den geliebten Mann, doch noch zu erobern.

Von dem Tage an wurde sie eine andere — innerlich wie äußerlich.

Sie kleidete sich jetzt nach der neuesten Mode, trug nur solche Kostüme und Farben, die sie jünger erscheinen ließen und ihrem Aussehen neue Reize verliehen.

Und wenn sie mit ihm plauderte, entfaltete sie dabei all den Liebreiz und die sonnige Heiterkeit, über die sie verfügte. Sie hütete sich auch, jetzt immer nur über Literatur und Kunst zu plaudern, ja sie vermied dies sogar absichtlich, so oft es nur anging; dagegen unterhielt sie ihn durch allerlei nichtige Kleinigkeiten, die sie vordem ganz unberührt gelassen, und dies tat

sie mit einem Aufwand von weiblicher Schelmerei, daß sie im stillen oft selbst darüber verwundert war. Aber ehedem war sie eben immer nur ernst und schwerfällig gewesen, immer nur das ernste, kluge und gelehrte Weib, und das hatte allen Liebreiz in ihr unterdrückt; nun war das anders geworden, nun war das Weibliche in ihr aufgeweckt worden, und nun sprudelte all das hervor, was jahrelang unterdrückt und zurückgehalten war.

Die weibliche Feinfühligkeit leitete sie ruhig und sicher weiter. Sie sagte sich ganz klar und scharf, daß sie jetzt mit einem regelrechten Eroberungsplan vorging, um ihn zu gewinnen. Aber sie schämte sich dessen nicht; sie kämpfte doch eben nur um ihr Lebensglück, und im Kampf des Lebens waren alle Mittel, die zum Zweck führten, heilig — das hatte sie vom Leben gelernt. Und sie hatte ein Recht aufs Glück, ebensogut wie alle die anderen. Es war der gesunde Egoismus, der sie leitete, der all den Leuten, die sich im Leben durchgerungen, eigen ist.

So gestaltete sie jetzt nach und nach ihr Leben um.

Natürlich merkte der Doktor bald genug, daß sie anders wurde. Und als echter, guter Freund hatte er seine helle Freude darüber.

„Wissen Sie, Fräulein Melanie,“ sagte er eines Tages, „daß ich ganz stolz bin!“

„Weshalb denn, Doktor?“

Mit leuchtenden, ehrlichen Augen antwortete er: „Stolz, daß ich aus Ihnen einen so ganz anderen Menschen gemacht habe.“

Errötend lächelte sie: „Was Sie sagen!“

„Gewiß sage ich das! Oder ist es vielleicht nicht mein Verdienst? Wer hat Sie denn jeden Tag ausgeführt? Wer hat Sie denn aus Ihrer ewigen Stuben-

hockerei wieder unter die Menschen gebracht? Ich war es doch wohl allein! Ohne mich wären Sie total versauert und verbittert — jawohl! Lachen Sie nur getrost — ich habe Beispiele, wie es anderen Damen ergangen ist! — Nein, ich allein bin Ihr Retter! Ich habe der Welt ein lebensfrohes, glückliches Mädchen zurückgewonnen, und darauf bin ich stolz, mit Recht stolz!"

Sie errötete, denn sie schämte sich vor ihm. Da stand er nun, freute sich seines Erfolges und sah es nicht, daß sie mit aller Klugheit und Feinheit, deren das Weib nur fähig ist, geschickt operierte, bis sie seiner Liebe sicher sein würde. Sie schämte sich vor ihm, denn er war der Ehrliche. Er merkte ihren Plan nicht. Sie mußte sich schämen, aber sie liebte ihn jetzt nur noch mehr.

„Und nicht ein einziges Wort des Dankes haben Sie für mich!" rief er, erheitert über ihre Verlegenheit.

Da reichte sie ihm beide Hände hin, und während ihr die hellen Tränen in die Augen traten, sagte sie: „Ja, ich danke Ihnen! Sie sind ein guter, ein wahrhaft edler Mensch!"

„Na, gar so schlimm ist es wohl nicht!" meinte er, erstaunt über die plötzliche Rührung. „Sie brauchen mich deshalb nicht gleich heilig zu sprechen. Was ich tat, war nur Menschen- und Freundespflicht."

„Ach, lieber Doktor, Sie haben mehr an mir getan! Sie wissen ja nicht, wie öde mein Leben früher war, ehe ich Sie kennen lernte!"

„Na also! Da lassen Sie doch die Vergangenheit vergangen sein, und freuen Sie sich, daß Sie mich gefunden haben! — So, und nun wollen wir das schwere Geschütz der Rührung beiseite schaffen. Geben Sie mir schnell noch eine Tasse Tee."

Als sie ihm lächelnd den Tee brachte, sah er sie lange und prüfend an, so daß sie wieder errötete.

Endlich sagte er: „Sagen Sie, liebes Fräulein, ich möchte wohl einmal eine Gewissensfrage tun. Darf ich?"

Leise zitternd entgegnete sie: „Bitte, sprechen Sie!"

„Eigentlich ist es ja ein bißchen dreist — aber na, unter so guten Freunden! — Sagen Sie, Fräulein Melanie, wie alt sind Sie eigentlich?"

Sie zwang die Erregung nieder und fragte mit einiger Koketterie: „Für wie alt halten Sie mich denn?"

Jetzt lachte er derb los: „Oh weh! Da hab' ich mich ja schön 'reingeritten!"

„Nun, bitte — ganz frei heraus! Ich kann es vertragen."

Prüfend sah er sie an. Endlich sagte er: „Nun, ich möchte annehmen, so acht- oder neunundzwanzig."

Lachend verneinte sie.

„Zu alt?"

Wieder verneinte sie lachend.

„Was! Zu jung? Nee, nee, meine Teuerste, Sie wollen mich aufziehen!"

„Gewiß nicht!"

„Na, dann aber höchstens dreißig, mehr gewiß nicht, und ansehen kann man sie Ihnen erst recht nicht."

Sie antwortete nicht. Sie überlegte noch, ob sie vor ihm die fünf fehlenden Jahre unterschlagen sollte. Endlich sagte sie: „Genau stimmt es noch nicht."

„Aber doch so ungefähr," rief er heiter. „Na, da will ich Ihnen was sagen, liebes Fräulein: die Wahrheit brauchen Sie keinem zu sagen, denn wer's nicht weiß, der hält Sie für achtundzwanzig und keinen Tag älter."

Sie war glückselig. Diese Anerkennung aus seinem Munde tat ihr wohler als alles, was ihr Beruf an

Ehren und Erfolgen ihr in der letzten Zeit eingetragen hatte. Mit strahlendem Blick dankte sie ihm dafür.

Als er sich kurz darauf empfahl, leuchtete immer noch die helle Freude auf ihrem Gesicht.

Und diese Freude wurde zu einem stillen Glück, das tief im Herzen bei ihr Wurzel faßte. Dies heimliche, große Glück verließ sie nun nicht mehr, es begleitete sie auf Schritt und Tritt, es leuchtete aus ihren Augen, und es verjüngte sie wirklich mehr und mehr.

Von nun an glaubte sie ganz fest daran, daß sie ihn sich doch noch erringen konnte. Sie sah, wie gut ihr Plan bisher gelungen war, und nun ersann sie täglich Neues, um dem geliebten Mann den Aufenthalt bei ihr angenehm zu machen und ihn immer fester in ihren Bann zu bekommen. Jetzt schreckte sie sogar vor kleinen weiblichen Künsten der Koketterie nicht mehr zurück. Sie hatte ihr Ziel vor Augen, und sie mußte und wollte es erreichen!

Er kam fast jeden Tag. Manchmal blieb er eine Stunde, manchmal auch länger, und immer fand er, daß sie mit jedem Tage sich zu ihren Gunsten veränderte. Ein paarmal sagte er ihr das. Als sie darüber aber immer errötete, sagte er es fortan nicht mehr, sondern wunderte sich nur im stillen darüber. Er war gerade um diese Zeit von seinen Geschäften außerordentlich in Anspruch genommen, und so hatte er auch nicht recht Zeit und Gelegenheit, sich ihr immer und auf längere Zeit zu widmen, viel weniger noch Zeit, sich über den Grund ihrer Verjüngung weitere Gedanken zu machen. Er ging zu ihr, wenn er sich ein wenig erholen wollte vom Wust der Geschäfte, und sobald er die müden Nerven ein wenig ausgeruht hatte,

ging er wieder ernst und gewissenhaft an seine Arbeit. Da blieb also wenig Zeit für private Angelegenheiten.

So lebten sie nebeneinander hin. Sie stets der sonnigsten Hoffnungen voll, fest auf die Zukunft bauend. Er als ihr treuer Freund und Berater.

Der Winter schwand. Mit der Eisbahn war es längst zu Ende. Allmählich schmolz auch der Schnee dahin, und nach und nach schwand der letzte Rest winterlichen Angedenkens.

Schon wehten laue, schmeichelnde Winde, und die Sonne strahlte vom wolkenlos blauen Himmel.

Ende März erschienen die ersten schüchternen Vorboten des Frühlings, die Haselstauden bekamen Kätzchen, die Fliederbüsche streckten die ersten grünen Spitzen heraus.

Und nun ging's mit Macht vorwärts. Denn nun kam der Regen, jener wundervolle warme Rieselregen, wie ihn nur der erste Frühling hat, und dieser Regen wirkte mit Zauberkraft.

Wie über Nacht, so schnell geschah es, daß die Welt in junger Blütenherrlichkeit dastand — es hatte alles nur auf den Regen gewartet.

Und nun ging es wie ein Jubel durch die Welt. Auf den Wiesen, im saftigsten Grün, prangte es in bunter Fülle, gelbe Primeln, Sternblumen, Aurikeln, Vergißmeinnicht und Kuhblumen, alles bunt durcheinander, ausgesät mit schier verschwenderischer Hand. In den Gärten grünten die Büsche, in den Beeten blühten Narzissen und Tausendschön in allen Farben. Die Kastanien ließen ihre braunen Knospen platzen und herrlich junge kleine Blättchen herauslugen. Ein Werden und Gedeihen, wohin das trunkene Auge auch sehen mochte. Dabei eine Luft, hell, blau und klar, daß man glaubte, bis in den Himmel hineinsehen zu können.

Ach, da atmet dann der arme Mensch, der so lange auf den Lenz gewartet, ihn mit vollen Lungen ein.

Melanie saß und sah mit sinnenden Augen in all das Werden und Aufblühen der Welt. Immer wenn es Frühling wurde, war die Sehnsucht über sie gekommen, die Sehnsucht nach einem unbekannten Land, das dunkel nur ihre Seele ahnte. Dann konnte sie stundenlang sitzen und wunderholde Träume spinnen.

Wie anders in diesem Jahr. Jetzt kannte sie das Land ihrer Sehnsucht. Jetzt war in ihr erwacht, was jahrelang geschlummert hatte. Und nun erklang ihr das ganze herrliche Mysterium der neu erwachenden Erde wie eine mächtige, jubelkündende Sinfonie der Liebe — ihrer Liebe!

Und eines Tages, als sie wieder so weltvergessen allein dasaß, ward in ihrer Seele etwas lebendig, das nach Gestaltung verlangte. Langsam, wie mechanisch, holte sie Stift und Notizbuch hervor und begann zu schreiben.

Verse wurden es. Ein Liebesgedicht. Glühende, glückstrunkene Worte der Liebe. Der jauchzende Aufschrei einer reinen Seele, die, so lange im Dunkel schmachtend, nun das helle Licht der Sonne erblickt, nun zum ersten Male die überirdische Wonne des neu entstehenden Frühlings durchlebt, und die nun in liebestrunkener Glückseligkeit die Augen wie im Traum schließt und auf den Kuß des Geliebten wartet, der auch sie zu neuem Leben erwecken soll.

Als sie das fertige Gedicht las, es wieder und wieder las, kam eine ruhige, friedliche Stimmung über sie. Nun war ihr wohl. Nun war es frei geworden in ihr. Was nach Ausdruck verlangte, war nun zur Tat geworden.

Plötzlich kam ihr eine Idee. Mit fester, sicherer

Hand schrieb sie über das Gedicht die Worte: „An meinen lieben Freund!“

Und nun lief sie heim und legte das Gedicht in ein Buch, das er heute ansehen wollte.

Um fünf Uhr kam er. Müde, abgespannt und verärgert. Es war kein glücklicher Tag für ihn gewesen.

Sie merkte sofort seine Mißstimmung, und um so mehr gab sie sich Mühe, liebenswürdig zu sein, um ihn aufzuheitern. Aber auch sie hatte heute kein Glück damit. Nur schwer konnte sie die innere Unruhe verbergen. Sie dachte daran, wie das Gedicht auf ihn wirken würde, und so erschien ihr Lächeln unnatürlich und ihre Liebenswürdigkeit gemacht.

Zum ersten Male, solange er sie kannte, fiel ihm das auf. Es enttäuschte ihn, denn er hielt sie für so groß und erfahren, daß sie weiblicher Koketterien nicht bedurfte. Seine Mißstimmung wurde dadurch nicht besser.

Nur langsam floß die Unterhaltung dahin; es wollte keine rechte Stimmung aufkommen.

Plötzlich nahm er das Buch auf, das sie ihm zurechtgelegt hatte.

Sofort erhob sie sich und verließ unter irgend einem Vorwande das Zimmer. Aber sie blieb im Nebenzimmer und lugte durch den Türvorhang.

Gleichgültig blätterte er in dem Buch. Da fand er das Gedicht.

Und er las es, erstaunt las er es noch einmal, dann legte er es zurück ins Buch, stand auf, trat ans Fenster und schaute hinunter auf das Getriebe der Straße.

Gleich darauf trat sie wieder ein.

Da ging er ihr entgegen, reichte ihr die Hand und sagte: „Sie entschuldigen mich heute wohl, Fräulein Melanie. Ich bin nicht ganz wohl, muß noch ein wenig

an die Luft, und dann habe ich noch zu arbeiten. Ich übernehme nämlich demnächst die Vertretung eines erkrankten Kollegen in Dresden, und da werde ich wohl zwei bis drei Wochen fortgehen müssen. Also Sie sind mir nicht böse — was? Auf baldiges Wiedersehen!“

Ehe sie noch ein Wort erwidern konnte, war er bereits draußen.

Wie im Traum stand sie da und sah ihm nach.

Was war mit ihm vorgegangen? War es die Wirkung des Gedichtes? Er war ja wie umgewandelt! Sprache, Blick, Gebärden — alles, alles war anders als sonst. Etwas Fremdes war da, das fühlte sie deutlich, etwas Kaltes, das trennend zwischen sie beide trat. Und diese Erkenntnis machte sie erschauern bis in die Seele hinein.

Den ganzen Abend, die ganze Nacht und auch den folgenden Tag noch bedrückte sie diese entsetzliche Angst. Mit fiebernder Ungeduld wartete sie auf die fünfte Stunde. Da mußte er ja wiederkommen, und da würde sie ihn fragen, was ihn verletzt hatte.

Es wurde fünf, aber er kam nicht. Endlich wurde ein Briefchen abgegeben, das ihn entschuldigte, da er sofort abreisen müsse.

Nun begannen furchtbare Tage für sie, Tage der quälenden Angst und des peinigendsten Zweifels. Schlimmer noch waren die Nächte, denn sie fand weder Ruhe noch Schlaf.

Jeden Morgen wartete sie auf einen Brief, auf ein paar erklärende Zeilen, die ihr den Frieden wiedergeben sollten. Aber nichts kam, nichts als Ansichtskarten mit wenigen Worten und flüchtigen Grüßen.

Das ertrug sie nicht. Ihr Aussehen war fürchterlich. Angst und Zweifel hatten ihre verwüstenden Spuren

eingegraben. Fort war die Jugend, fort war der Reiz der Schönheit, fort die Ruhe, fort die Hoffnung. Alt sah sie aus, alt, vergrämt und verbittert. Ihr Spiegel zeigte es ihr jeden Tag deutlicher.

Oh, wenn er sie so sehen würde! Dieser Gedanke raubte ihr den letzten Rest von Hoffnung.

Vierzehn Tage schmachtete sie. Nichts, was sie erwartete, kam.

Da ertrug sie es nicht länger mehr. Sie schrieb ihm. Zwar bäumte sich das letzte Restchen von Stolz in ihr empor, aber sie erdrückte auch diese Regung und schrieb ihm.

Nur wenige Zeilen schrieb sie, auch erwog sie genau Wert und Deutung der Worte, denn sie durfte sich nicht zu klein machen; nur wissen wollte sie, weshalb er so plötzlich gegangen war.

Und schon am übernächsten Tage war die Antwort da. Ein langer, lieber Brief, Worte und Töne, wie sie in der ersten Zeit der reinen Freundschaft zwischen ihnen gewechselt waren, Worte echter Freundesliebe, und am Schluß dann die sie erschütternde Wendung: „Ich ging fort, weil ich nicht halten konnte, was Sie von mir erhofften."

Zitternd las sie den Brief, las ihn wieder und wieder, bis ihr die Augen voll Tränen standen und die Buchstaben durcheinander tanzten.

Dann schleppte sie sich nach dem Sofa.

Dort sank sie ohnmächtig nieder.

Bestürzt lief die alte Kathi sofort zu dem Arzt, der eine Treppe tiefer wohnte.

Zehn Minuten später lautete die ärztliche Diagnose: „Herzkrämpfe — größte Schonung!"

Furchtbare Wochen kamen. Immer ein Schweben zwischen Himmel und Erde für die Kranke. Die Ärzte machten besorgte Gesichter. Da half eben keine Kunst des Menschen mehr, da war man auf die Hilfe der Natur angewiesen.

Und sie half auch. Die Anfälle wurden überstanden, und langsam, sehr langsam begann der Anfang der Genesung.

Endlich, nach langen, schweren Leidenswochen, sah die Kranke zum ersten Male die Freiheit der Natur wieder.

Es war nun Hochsommer. Man begann schon die ersten reifen Früchte einzuernten.

Matt, mit müden Augen saß sie in ihrem Krankenstuhl und sog die schwere, volle Luft des Sommers ein. Ach, das tat wohl!

Mit der frohen Behaglichkeit des Genesenden, der nach schwerem Leiden dem Leben wiedergegeben ist, lehnte sie sich zurück in das weiche Polster und sah über die Landschaft hin.

So wohlig kam es nun über sie, so unsagbar wohlig.

Nun ging sie wieder zurück ins Leben. Zwar ihre Hoffnung war dahin, ihr Stolz war gebrochen, nur noch ein Trost blieb ihr, ein echter und guter Trost: ihre Arbeit!

Hier durfte auch sie ans Ernten denken.

Und so fand sie sich zurück ins Leben.

Nach einem Jahre ungefähr sah sie Doktor Wolfram wieder. Es war in einer Gesellschaft bei einem ihrer Verleger. Nur etwa zwanzig Personen waren da, so daß man sich nicht gut aus dem Wege gehen konnte.

Melanie sah recht alt aus. Jetzt hielt sie niemand

mehr für jünger, eher schon für älter, als sie wirklich war. Aber sie machte auch nicht den geringsten Versuch mehr, ihr Aussehen zu korrigieren; sie lebte jetzt, recht und schlecht, nur noch ihrer Arbeit.

Aber Doktor Wolfram erkannte sie doch sofort.

Er ging zu ihr, begrüßte sie sehr freundschaftlich und erkundigte sich interessiert nach ihren literarischen Erfolgen.

Ganz ruhig, ganz sicher stand sie ihm Rede und Antwort. Kein Mensch konnte ahnen, wie nahe diese beiden Menschen sich einstmals gestanden hatten.

Da wurde eine helle Frauenstimme hörbar. „Aber Männe, Männe, du läßt mich ja hier unter all den fremden Menschen ganz allein!"

Ein entzückendes, frisches, kleines Frauchen trat heran.

Lächelnd nahm der Doktor sie am Arm und sagte zu Melanie: „Fräulein Walter, hier stelle ich Ihnen mein kleines Frauchen vor."

Melanie wurde bleich, aber sie sammelte alle Kraft, hielt sich aufrecht, sah die kleine Frau genau und prüfend an und sagte dann fest: „Sehr erfreut, gnädige Frau!"

Die aber reichte Melanie sofort ihre zarte Hand hin und rief erfreut: „Ach, liebes Fräulein, wie mich das aber freut! Nein, das kann ich Ihnen gar nicht sagen! Sie schreiben auch so einzig süße Sachen, daß man gar nicht genug von Ihnen bekommen kann!"

Melanie lächelte, lächelte mit der überlegenen Miene der klugen Frau, die das Bewußtsein ihrer Überlegenheit hat. Dann sagte sie verbindlich: „Sie sind sehr gütig, gnädige Frau!"

„Nein, wirklich, liebes Fräulein," plauderte die kleine Frau weiter, „ich freue mich ganz unbändig, Sie kennen gelernt zu haben! Mein Mann hat mir ja schon so viel von Ihnen erzählt! Oh, das glauben Sie gar nicht! Wissen Sie was, Sie müssen recht bald und recht

oft zu uns kommen! Ich koche Ihnen auch alle Ihre Leibgerichte! Ich weiß ja schon von meinem Mann, was Sie gern essen! Also, bitte, kommen Sie recht bald!"

Noch immer lächelte Melanie und noch immer mit derselben Überlegenheit — sie konnte nicht anders. Dann sagte sie: „Wenn Sie gestatten, komme ich gern einmal zu Ihnen."

„Nicht einmal, sondern oft und bald, vor allem recht bald! Ich freue mich kindisch darauf, Ihnen zu zeigen, wie gemütlich ich meinem Manne alles gemacht habe, ganz so, wie es ehemals bei Ihnen gewesen sein soll!"

Jetzt lächelte Melanie nicht mehr. Ein herber Zug kam in ihre Mundwinkel, und es sah fast aus, als schwebe ein Zug von Verachtung über ihre Miene. Nur mit Mühe konnte sie höflich entgegnen: „Ich komme recht bald, gnädige Frau."

Andere Gäste traten hinzu, und die Unterhaltung wurde abgebrochen, weil Wolfram seine Frau wegführte.

Nachdenklich stand Melanie in einer Nische und sah auf das abgehende Paar. Das also war seine Frau, dies unbedeutende, kleine, geistlose Zierpüppchen! — Das, was sie, die ernste, erfahrene, gebildete Dame, die ihn bis zum Wahnsinn geliebt hatte, nicht erreichen, nicht erringen konnte, das hatte er hier freigebig verschenkt an ein nichtssagendes Weib, das nichts war als jung, blühend und schön!

Eine maßlose Scham stieg auf in ihr, als sie jetzt daran dachte, wie klein, wie niedrig sie sich vor ihm gemacht hatte. Wie blind, wie unglaublich blind war sie denn nur gewesen, daß sie sich solche Blößen hatte geben können!

Plötzlich kam Doktor Wolfram zurück, aber allein.

„Darf ich noch ein paar Worte mit Ihnen reden, Fräulein Walter?" fragte er.

„Bitte, Herr Doktor.“

Einen Augenblick schwieg er, als suche er nach dem rechten Wort zum Anfang. Dann sagte er, ruhig zwar, aber sehr ernst: „Ich habe, als Sie eben mit meiner Frau sprachen, bemerkt, was in Ihrer Seele vorging; Ihre Mienen spiegelten es ja deutlich wider. Sie haben die Naivität und die Einfalt meiner Frau belächelt, ja es schien sogar etwas wie Mißachtung in Ihren Zügen zu liegen. — Habe ich recht?“

Sie schwieg und sah ihn fest und ruhig an.

Da sprach er mit verhaltenem Zorn: „Ich habe also recht! Und nun sage ich Ihnen: Ich liebe meine Frau, und ich werde von niemand dulden, daß er sie belächelt!“

Er verbeugte sich förmlich vor ihr und ging.

Sie atmete auf, wie befreit von schwerem Druck. Nun sah sie klar, wer und wie er war, nun erkannte sie ganz, wie er dachte — nun erst!

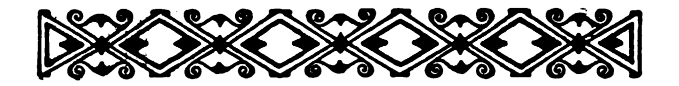
Es war, als sinke ihr letztes Heiliges, das Andenken an eine schöne Zeit, in den Staub, und es tat ihr weh, bitter weh.

Aber es mußte sein — fort mit der Erinnerung! Vergessen, alles vergessen!

Sie zürnte ihm nicht, daß er sie so schroff behandelt hatte, sie empfand weit eher ein tiefes Mitleid mit ihm. Das gab ihr die Kraft zum Leben, den Stolz von ehedem wieder.

Frei war sie nun! Um eine große Erfahrung reicher, um ein gutes Stück Illusion ärmer — aber wenn auch, nun lag das Leben wieder wie ein gerader Weg vor ihr. Fest, stolz und aufrecht nahm sie den Kampf mit dem Leben wieder auf.





Russische Dienerschaft.

Von Ernst Georgy.

Mit 9 Bildern.

Der Ausdruck schirokaja natura, wörtlich mit „breite Natur“ zu übersetzen, ist für den Russen selbst zu einem Schlagworte geworden, mit dem er seinen eigenen Charakter, den seiner Verhältnisse und seiner Heimat nur allzuoft festzunageln pflegt. Er gebraucht ihn voller Stolz und behauptet, daß die ungeheuren räumlichen Ausdehnungen seines Vaterlandes dem ganzen Russenvolke auch eine grandiose „Breite“ verliehen haben. Eine „Breite“, die im Gegensatze zu allem Kleinlichen, Pedantischen und Philiströsen stehe und ihm in seiner Auffassung aller Daseinsbedingungen etwas Großzügiges und Freies verleihe.

Dem in Rußland reisenden Deutschen, der ohne vorgefaßte Sympathien oder Antipathien Land und Leute beobachtet, wird bald auffallen, daß sich hinter dieser durchaus richtigen, charakteristischen Prägung für seine angestammte Auffassung sowohl Licht wie auch Schatten verbirgt. Die schirokaja natura tritt uns beim Beschreiten der russischen Grenze bereits entgegen und begleitet uns, bis wir das Land wieder verlassen. Sie offenbart sich uns günstig in einer wirklich vorhandenen, außerordentlich liberalen Haltung des Russen gegenüber seinem Mitmenschen. Mit gütigstem Takte und Feingefühl überläßt der Russe jedem die Wahl seiner Kleidung, das Recht auf sein Äußeres. Nie wird

auch dem lächerlichst aufgeputzten Narren oder dem verlumptesten Schmutzfinken ein höhnischer Zuruf, ein spöttisches Lächeln oder ein verächtlicher Blick begegnen, mit dem unsere westlichen Völker so schnell wehe tun. Nie wird den Fremden eine indiskrete Frage, eine plumpe Neugier verletzen, wo er auch mit Russen in Berührung tritt! Großzügig ist der russische Kaufmann im Handel, wie alle Ausländer, die dort leben, mit Begeisterung versichern, großzügig ist der russische Künstler, ist der einfache Bauer.



Der Tscherkesse.

Das wären die glänzenden Seiten der Medaille von der „breiten Natur". Aber für unsere deutschen Begriffe hat sie auch ihre Kehrseite; denn gar zu oft verbirgt sich hinter dieser „Breite" auch ein schrankenloser Leichtsinn, eine Lässigkeit und Passivität. Das Riesenreich mit seinen enormen

Bodenschätzen, mit seinem hochbegabten Volke könnte viel, viel weiter sein, wenn es in tausend Dingen weniger „schirok“ gelebt, gewirtschaftet und — geträumt hätte!

Schon bei der ersten Station auf russischem Boden fällt uns der Überfluß an Menschen auf, die als Zollbeamte, Grenzgendarmerie, Gepäckträger und Stationskellner die Bahnhöfe überfluten und die Fremden umringen. Zum Glück sind sie meist gut geschult, schweigsam und bescheiden, so daß weder Lärm noch Gedränge die vom Reisen ermüdeten Nerven behelligen. Im Zuge selbst überrascht uns, daß der in höchst kleidsame Uniform gehüllte und stets behandschuhte Beamte, der die Fahrkarten kontrolliert, immer noch von zwei Gehilfen begleitet ist. Außer dem notwendigsten Maschinenpersonal und dem der Speisewagen sind stets noch Bedienstete vorhanden, die die Fenster öffnen oder schließen, die Bänke zur Nachtfahrt herrichten oder die Toiletten reinigen.

Der gleiche Reichtum an Dienstkräften begegnet uns in allen öffentlichen Lokalen, in den Kanzleien der Behörden, in den Hotels, in den Häusern des Reichtums. Erst bei wiederholten Besuchen und genauester Beobachtung ist man imstande, sich unter diesen geräuschlos Hand in Hand arbeitenden Scharen zurechtzufinden und Kellner, Garderobiers, Grooms, Furiere, Aufsichtführende, Schweizer, Korridordiener usw. auseinanderzuhalten. Alle sind meist gleich tätig, gleich eifrig, hilfsbereit und bescheiden, gleich trinkgeldhungrig, und erst später, wenn man seine Kasse macht, erkennt man die „Fülle der Gesichte“ an der „Leere des Beutels“.

Im großen und ganzen hat sich der Lebenszuschnitt aller Völker in ihren einzelnen Schichten ziemlich gleich-

mäßig im Laufe der Zeiten herausgebildet. Die Fürstenhöfe, die Schlösser des Hochadels und die Häuser der Hochfinanz haben wohl, ob in London, Paris, Rom, Wien, Petersburg oder Berlin, die ähnlichen Daseinsbedingungen in ihren Haushaltsführungen. Und ebenso lebt das Proletariat und alle besitzlosen Klassen diesseits und jenseits der Grenzen aller Länder in gleicher trauriger Enge und Armut. Unterschiede finden wir besonders stark doch wohl nur im Mittelstande ausgeprägt, und mit besonderem Interesse beobachtete ich, daß eine bürgerliche englische Durchschnittsfamilie, gleiche Mittel vorausgesetzt, doch anders haust und speist, sich anders amüsiert als eine französische oder deutsche, eine italienische oder russische. Auf die Wirtschaftsführung dieser letzteren sei es mir gestattet, näher



Der Tagkutscher.

einzugehen. Wir werden sogleich unschwer erkennen, daß sich gerade hier Unterschiede finden, die auf die schirokaja natura des Russen sehr stark zurückzuführen sind.

Um einen richtigen Maßstab anlegen zu können, sei es mir erlaubt, die mir bekannten norddeutschen Verhältnisse zu Vergleichen heranzuziehen. Ich schicke voraus, daß ich kein Gesetzbuch herausgebe, nichts unter Zwangsstatistiken zu klassifizieren, einzukasteln und einzurangieren wünsche, wie etwa Pflanzen in einem Herbarium, geschichtliche Ereignisse in einem Memorierwerke. Das Alltagsdasein, die Alltagsmenschen sind viel zu reichhaltig differenziert, viel zu sehr in beständigem Flusse dem Wechsel unterworfen, als daß man ihr Dasein so glatt zu klassifizieren vermöchte, wie es vielleicht die Steuerbehörde zu machen versucht.

Also keine Regeln, keine Ausnahmen wie in einer Grammatik! Ich will nur Stichproben aus dem russischen Dasein geben, wie ich sie selbst in verschiedensten Städten, in verschiedensten Familien machte, wie sie mir auf meinen viermaligen Rußlandfahrten begegneten. Ich erzähle nur Selbstgesehenes und -beobachtetes, für dessen Wahrheit ich einstehe, ohne darum zu behaupten, daß es nun allgemein gültig sein müsse.

Die Häuser der Hochfinanz, in denen ich bei uns in Deutschland verkehre, haben durchschnittlich folgendes Personal: einen Diener, einen Portier, der gleichzeitig den Garten versieht und die Obliegenheiten eines zweiten Dieners verrichtet, einen Kutscher, einen Stallburschen, vielleicht einen Groom. An Stelle des Kutschers tritt im Zeitalter des Automobils jetzt häufig der Chauffeur. Von weiblichen Angestellten fand ich überall die des Nähens und Frisierens kundige Zofe, die Köchin, zwei Zimmermädchen und häufig noch ein

junges Ding, das der Tyrannin der Küche beim Abwaschen des Geschirrs zur Seite sein muß. Rechnen wir also die Durchschnittsdienerschaft einer Millionärsfamilie in Deutschland, ungezählt die Erzieher und Erzieherinnen der Kinder, die Gesellschafterin oder Stütze der Hausfrau, so kommen wir auf einen Personalbestand von ungefähr zehn Personen. Zu diesen treten als Hilfskräfte bei Wäsche und durchgreifender Hausreinigung zuweilen noch die Frauen der verheirateten Diener und Kutscher.



Der Nachtkutscher.

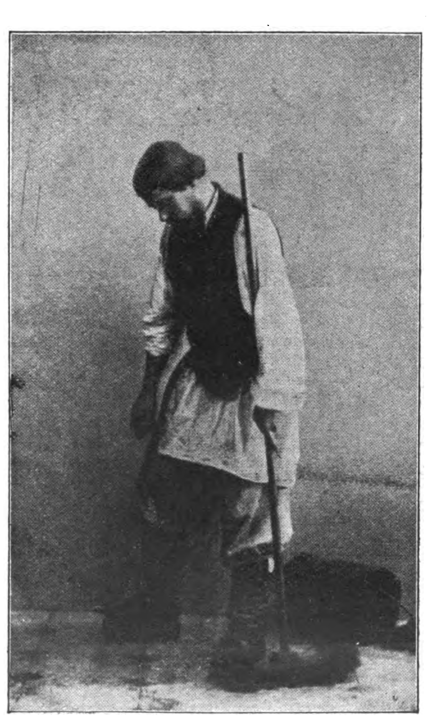
Im Gegensatz dazu fand ich in russischen Hochfinanzkreisen in fast allen mir bekannten Familien eine Dienerschaft von mindestens fünfzehn bis zwanzig Personen. Ein Hofmeister, der im Betriebe den Hausherrn, eine Wirtschafterin, die die Hausfrau vertritt (meist Eng-

länder, Franzosen oder Deutsche), sind ebenso selbstverständlich wie der Koch und der englische Kammerdiener des Großfinanciers, die französische Zofe seiner Gattin. Neben dem Portier, der die Treppenhäuser reinigt, steht unentwegt in überköniglicher Grandezza am Portal, der sogenannten „Paradetür“, der Tscherkesse. Für die Ausfahrten sind zwei Kutscher vorhanden, einer für den Tag, einer für die Nacht. Ihre dickwattierten Röcke, ihre oft farbigen Samtmützen auf den bärtigen Häuptern wirken ungemein vornehm, und die Art, wie sie ihre reichgeschirrten, herrlichen Gespanne leiten, ist geradezu vorbildlich.

Der Holzträger.

Neuerdings gehört es, wie schon erwähnt, zum guten Ton, neben der Equipage, die beibehalten wird, noch ein Automobil zu besitzen, zu dem selbstredend ein

Chauffeur gehalten werden muß. Neben Dienern und Dienstmädchen gehören zu dem Eigenhause des russischen Großfinanciers natürlich Gärtner und eine Anzahl „Dworniki“ (eigentlich Hofleute), die sich wiederum streng nach ihrer Beschäftigung teilen. Nach Art der russischen Arbeitsteilung würde keiner die Obliegenheit des anderen übernehmen; jeder widmet sich nur seinem Tätigkeitsfelde und lungert sonst umher wie die übrigen Leute des Hauses. Wie überall verderben eben viele Köche den Brei. Es wurde mir wiederholt versichert, daß es nirgends so faule Dienerschaft, so schlecht in Stand gehaltene Räume gäbe wie in diesen Häusern des Reichtums, deren Glanz oft so blendend ist.



Der Stubenbohner.

In zahllosen Zwischenstufen, je nach der Steuerleiter, geht es nun bergab aus den Familien mit den vielen Millionen bis zu denen, die nur über ein bürger-

lich einfaches Einkommen verfügen. Immer geringer wird selbstredend der Bedarf und mit ihm die Zahl der Hausangestellten. Aus Schlössern und Eigenhäusern begeben wir uns in die Mietskasernen und landen vorerst einmal in der Sechszimmerwohnung eines russischen Bürgers, dessen Jahreseinkommen zwischen 8000 und 12,000 Rubel schwankt. Wie bei uns finden wir hier nur eine Köchin und ein Stubenmädchen. Beide tragen keine Tracht, sondern sind wie bei uns gekleidet. Der Unterschied liegt, wenn er vorhanden ist, meist auf anderen Gebieten. Unsere Dienstmädchen sind gewöhnlich unverheiratet und können lesen und schreiben. Die russischen dagegen sind zum überwiegendsten Teile Analphabeten und sind sehr häufig entweder Witwen oder sogar verheiratete Frauen, deren Männer beim



Wasserträger.

Militär, in Fabriken oder auf dem Lande weilen. Ihre Kinder sind bei Eltern und Schwiegereltern untergebracht, und wenn etwa ein neuer Familienzuwachs kommt, so wird eine tüchtige Person deswegen durchaus nicht entlassen. Sie arbeitet fleißig weiter, und ihre Herrschaft begnügt sich daher während der höchstens vierzehntägigen Pause mit Aushilfen, um die bewährte Kraft nicht zu verlieren. Denn auch in Rußland beginnt bereits die Dienstbotenmisere epidemisch zu werden!



Hausschlächter.

Soviel ich selbst sah und hörte, sind die Russinnen arbeitsam und willig. Ihr Lohn schwankt zwischen 8 und 15 Rubel monatlich und wird durch reiche Geschenke zu Ostern und Weihnachten, wie durch Trinkgelder erhöht. Kleine Gaben verderben auch dort nicht die Freundschaft! Die russischen Dienst-

mädchen bringen oft eigene Bettwäsche mit, und die reichen Stickereien, Häkeleien oder Durchbruchsarbeiten auf ihren Kopfkissenbezügen, ihre gediegene Leibwäsche, die mir auf Wunsch ohne Stolz ganz selbstverständlich gezeigt wurde, haben mir zu denken gegeben. Ebenso, daß diese Leute es für selbstredend erachten, jede Woche die Badestube zu besuchen und in ihren Küchengebieten über eigenen Samowar mit Tee und Zucker zu verfügen. Zu diesen Privilegien gesellt sich in der Osterzeit ein Büfett mit allerlei Speisen und Leckerbissen für die Gäste des Personals bestimmt.



Die Amme.

Russinnen, die ihre Herrschaft auf Auslandreisen begleiteten, schütteln mit Staunen und Bedauern den Kopf über ihre deutschen Kolleginnen. Es scheint ihnen unerhört, was diese arbeiten müssen. Fenster putzen,

Boden polieren, Kohlen schleppen, in kleinen Orten etwa gar Wasser tragen scheint ihnen eine unglaubliche Forderung. Sie würden es nie tun, denn dazu sind ja die „Dworniki“ da, Hausdiener, die im Wohnungsvertrag eingeschlossen, mit der Miete zugleich bezahlt und vom Hauswirt angestellt werden. An jeder Haustür steht auch in bürgerlich einfachen Häusern ein Portier, der die Mäntel, Schirme und Gummischuhe der Besucher schon im Hausflur abnimmt und in dazu vorhandenen Garderoben verwahrt. Die Treppen sind im Winter durchwärmt.



Die Nanja.

Auf dem Hofe haust erstens der „Starschidwornik“ oder älteste Hausknecht, der nur die Pässe und alle Verbindungen der Mieter mit der Polizei zu regeln hat. Diese sind ziemlich zahlreich, da jeder Russe verpflichtet ist, einen Paß zu haben. Dieser „Starschi“ ist eine gefürchtete Person. Ihm zur Seite stehen meist noch drei oder vier Männer, die in den Haushaltungen mitarbeiten. Zu ihnen gehören der Holzträger, der das Holz bis an die Öfen trägt, da in Rußland nur mit Holz geheizt wird. Ferner ein Stubenbohner, der je nach Wunsch alle acht oder vierzehn Tage erscheint, die Böden poliert und

die großen Möbelstücke zu Reinigungszwecken rückt. In der Provinz oder in Vorstädten, wo noch keine Wasserleitungen sind, bringen besondere Wasserträger das Wasser in die Haushaltungen, Hausschlächter erscheinen vor den Festen zum Schlachten der Schweine und Herrichten der Braten.

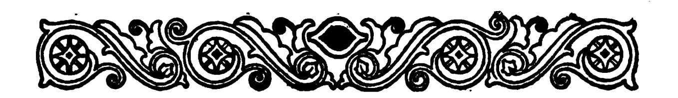
Wenn man von russischen Hausangestellten spricht, so darf man die Kindermädchen oder -frauen nicht vergessen, die — selbstredend wieder allgemein gesprochen, denn Ausnahmen gibt es überall — in ihrer aufopfernden Liebe zu den Kleinen und ihrer Hingabe an die Familien vorbildlich sein könnten. In zahlreichen, mir bekannten Häusern leben verhutzelte Greisinnen, die ihre müden Augen und Hände bis zu ihrem Ableben freudig allem Stopf- und Flickwerk im Hause widmen und Kinder, Enkel und Urenkel treu durch die Kinderzeit geleitet haben. Dies sind die Frauen, welche in der russischen Kunst und Literatur so oft gefeiert werden. Meist sind sie zuerst als Ammen in die Familien gekommen. Mit ihren Kokoschniks und Ketten wirken sie sehr sympathisch und leben nur ihrem Säugling. Ist dieser älter geworden, so legt die Amme ihren Kopfputz ab und avanciert, wenn sie im Hause bleibt, zur Nanja, das heißt zur Kinderfrau. Es ist rührend, auf Straßen und Plätzen die Sorgfalt zu beobachten, mit der russische Kinderpflegerinnen ihre Kleinen betreuen.

Wie bei uns ergeben es die weit erschwerteren und teureren Lebensbedingungen der Städte, daß eine Beschränkung des Hauspersonals eintreten mußte. In kleineren Orten und auf dem Lande ist mehr Raum vorhanden und die Haushaltsführung billiger. So legt sich der russische Gutsbesitzer, was sein Personal anbetrifft, durchaus keine Beschränkung auf. In der „Armee“

seines Haushalts marschieren dann auch stets invalide und greise Dienstboten mit, die er von seinen Eltern übernommen hat und mitleidig mit durchfüttert. Seine schirokaja natura offenbart sich in seiner Gutmütigkeit, und selbst jetzt, wo überall Altersheime und sonstige Wohlfahrtsanstalten entstehen, trennt sich der echte Russe nicht von seinem Personal. Es teilt mit ihm seine „fetten Jahre“, leidet aber auch klaglos mit ihm in den „mageren“ und wartet, selbst wenn lange, lange die Lohnzahlung ausbleibt. „Unser Herr gibt, wenn er kann! Und kann er nicht, dann sei Gott mit ihm!“ sagte ein alter Diener, der bei dem Enkel ausharrte und hungerte, weil Vater und Großvater gut zu ihm gewesen waren.

Seine Worte charakterisieren vortrefflich das Verhältnis der russischen Hausangestellten ihren Brotgebern gegenüber.





Die Aschenurne.

Von Walter Kabel.

Ellinor Boege, die schöne Ellinor, war gestorben. Ganz plötzlich. An einer Lungenentzündung, vier Tage nach einer nächtlichen Autofahrt durch den Tiergarten, die leider ich selbst als Abschluß nach dem vergnügten Abend im „Rheingold" vorgeschlagen hatte, ohne darauf zu achten, daß der Tülleinsatz von Ellinors Bluse so spinnwebdünn war und ihr Abendmantel so tiefen Ausschnitt hatte. Was half es da in der kalten Nacht, daß sie den Kragen hochschlug! Der scharfe Zugwind während der Fahrt ließ sie oft genug zusammenschauern, wie ich sehr gut bemerkte.

Aber auf meine besorgte Frage, ob der Chauffeur die Geschwindigkeit nicht mäßigen solle, lachte sie nur ihr silberhelles Lachen und stieß ihren Gatten übermütig in die Seite: „Du, Schnubbi, Karlchen hat schon wieder Angst um mich! — Aber ein lieber Mensch sind Sie doch, Karlchen!" Und dann streckte sie mir die Hand so harmlos kameradschaftlich hin und drückte meine Finger recht kräftig, damit ich ja auch fühle, ein wie „lieber Mensch" ich sei.

Schnubbi — sie hatten die seltsamsten Kosenamen füreinander, die ich je gehört habe — antwortete gar nichts. Er starrte nur immer schräg nach oben zum Monde empor, der vor uns über der Charlottenburger Chaussee als gelbe Scheibe am Himmel stand. Seine

Dichterseele wandelte offenbar wieder phantastische Pfade, und in solchen Momenten hätte man getrost ein Geschütz neben ihm abfeuern können. Keine äußeren Eindrücke vermochten ihn dann auf diese prosaische Erde zurückzuführen. Erst wenn er seinen hohen Gedankenflug zu einem logischen Abschluß gebracht hatte, kehrte wieder der normale Erich Boege in den irdischen Leib zurück.

So war's auch damals.

Gut zehn Minuten später fragte er plötzlich, den Kopf nach seiner Frau hindrehend: „Lusche, du hast mich vorhin angestoßen. Wünschtest du etwas?"

„Allerdings — einen Kuß!"

Da blinkte in Erichs Augen wieder dieser glückselige Schimmer auf, um den ich ihn stets beneidet habe. Um seinen Mund lag ein sonniges Lächeln, als er sein Weib jetzt an sich zog.

Ich hatte mich weggewandt. Die beiden Leutchen waren trotz ihrer dreijährigen Ehe noch immer wie die Kinder in einem selbstgeschaffenen Zaubergarten, über dem ständig strahlendster Sonnenschein lag und sich in goldenen Früchten, gegenseitigem Vertrauen und Rücksichtnehmen, widerspiegelte.

Und jetzt war Ellinor tot. Erst konnte ich's gar nicht fassen, als ich die schwarzumränderte Anzeige las, unter die mein Freund in seiner flüchtigen Schrift nur die Worte gesetzt hatte: „Komm zu mir." Aber diese drei Worte waren wie ein erschütternder Weheschrei. Vier Tage hatte ich nichts von Boeges gehört, eben seit jener Autofahrt, und nun diese Nachricht, diese schreckliche Nachricht! —

Während mich die ratternde Ringbahn zwischen den Häuserkolossen hindurch in die entlegene Vorstadt brachte, war's mir, als ob ich fortwährend aus dem

monotonen Geräusch der rollenden Räder eine weiche, übermütige Frauenstimme, fortwährend dieselben Verschen hörte, die die Tote so oft in strahlender Seligkeit wie eine Jubelhymne auf ihr Eheglück leise gesungen hatte:

Ich und du, wir sind so arm
Wie die Kirchenmäuschen,
Unser ist kein Eigentum
Als ein Knusperhäuschen.

Ich und du, wir sind so reich,
Das ist gar nicht schicklich,
Denn wir sind so unverschämt
Übermenschlich glücklich . . .

Das war nun alles vorbei, alles!

Klopfenden Herzens, mit bangem Angstgefühl stieg ich die zwei Treppen zu meines armen Freundes Wohnung empor. Das Schrillen der Flurglocke ließ mich nervös zusammenzucken.

Das Mädchen öffnete. Es hatte verweinte Augen. Und bei meinem Anblick begann sie wieder leise zu schluchzen.

Wer hatte Ellinor wohl nicht geliebt!

Erich war gefaßter, als ich gedacht hatte. Nur in seinen Augen lag ein Ausdruck, daß sich mir die Kehle zusammenschnürte in wildem Weh. Dann sprach er von den letzten Tagen, dem furchtbaren Todeskampf. Sie hatte ja nicht sterben wollen, hatte sich an den alten Sanitätsrat angeklammert und keuchend immer wieder gefleht: „Retten Sie mich, retten Sie mich doch! Wir sind ja so glücklich!“

Und als Erich diese Worte mir kaum vernehmlich wiederholte, da habe ich mich in die Ecke des hohen Paneelsofas geworfen und geweint, herzzerbrechend geweint.

Erich fand keine Träne. Er sprach nur immer vor sich hin: „Ja, das sagte sie — das sagte sie.“

* * *

Ellinor Boege wurde auf ihren Wunsch in Gotha verbrannt. Ich stand neben meinem Freunde, als der Sarg langsam in die feurige Gruft versank, hatte meinen Arm in den seinen gehängt und hoffte — hoffte auf das eine, daß sein starrer Schmerz sich endlich in Tränen auflösen würde. Mit weißem, unbeweglichem Gesicht, mit eingefallenen Wangen stierte er vor sich hin auf die polierten Bretter, die sein Liebstes umschlossen. Aber als dann die Platten sich wieder über der Öffnung zusammenfügten, da brach er ohnmächtig zusammen.

In den folgenden Tagen wich ich nicht von seiner Seite. Er hatte sich eine silberne Urne gekauft, und darin bewahrte er das Häuflein graue Asche auf — die Überreste seiner Ellinor. Die Urne stand in seinem Arbeitszimmer auf einer schwarzen Marmorkonsole, und darüber hing mit schwarzem Tüll verhüllt das Bild der Verstorbenen.

Vergebens suchte ich ihn zu bewegen, seine Gedanken durch Arbeit abzulenken. Wenn ich zu ihm kam, fand ich ihn stets in derselben Stellung. Er saß vor sich hin brütend in dem tiefen Klubsessel und starrte unverwandt nach der mattglänzenden Urne hin.

Sonderbar war es, daß er nie über die Tote sprach. Und da auch ich alles vermied, was ihn an den schmerzlichen Verlust erinnern konnte, wurde Ellinors Name zwischen uns nicht erwähnt. Und doch merkte ich an vielem, daß er immer nur an sie, nur an sie dachte. Wenn ich seine Briefe öffnete — er selbst erledigte nichts mehr —, ihm vorlas und, wo dies nötig, um seine Entscheidung bat, gab er ganz verkehrte Antworten.

Und dann wieder unterbrach er mich einmal mitten in einem Satz und sagte ganz zusammenhanglos: „Ich werde ohne sie nicht weiterleben können — nein, nein ... das geht über meine Kraft!“ —

Eine Woche war seit Ellinors Einäscherung vergangen. Erich wurde immer stiller, immer gleichgültiger gegen seine Umgebung. Er, der früher jede freie Minute am Schreibtisch gesessen hatte und den eine ihn selbst begeisternde neue Novelle bis zum Morgengrauen wachhalten konnte, rührte keine Feder mehr an. Meine energischsten Vorstellungen halfen nichts. Und bisweilen bemerkte ich jetzt in seinen Augen einen seltsam wirren, unsicheren und dabei beängstigend stumpfen Ausdruck.

Meine Sorge um ihn wuchs von Tag zu Tag. Am liebsten hätte ich ihn in irgend ein Sanatorium für Nervenkranke geschickt, zumal mir ein befreundeter Arzt, der ihn einmal auf der Straße getroffen und auch sehr verändert gefunden hatte, warnend sagte: „Er wäre ja nicht der erste, den die Liebe ins Irrenhaus gebracht hat.“

Dann besuchte er mich eines Nachmittags in meiner Wohnung. Es geschah zum ersten Male nach Ellinors Tod, und deshalb war ich sehr froh über sein Kommen. Ich merkte bald, daß er irgend etwas auf dem Herzen hatte.

Ruhelos wanderte er im Zimmer auf und ab. Plötzlich blieb er vor mir stehen. „Glaubst du eigentlich an eine Fortexistenz der Seele nach dem Tode?“ meinte er ganz unvermittelt.

Als ich meiner Überzeugung gemäß die Frage bejahte, sagte er wie zu sich selber sprechend: „Es muß ja auch sein, es muß! Sonst wäre d a s ja nur eine Sinnestäuschung gewesen.“ Und nach einer kurzen

Weile fuhr er fort, immer in demselben müden Tone: „Gestern abend habe ich Ellinors Briefe aus unserer Brautzeit nochmals gelesen. Darüber war es spät geworden. Ich saß auf meinem alten Platz, in dem Klubsessel an dem kleinen Tischchen. Die Lampe hatte ich fast ganz verhüllt, so daß nur ein kleiner Lichtkreis die nächste Umgebung erhellte. Da schlug die Standuhr im Eßzimmer mit ihrem tiefen Gongton langsam zwölf. Zufällig blickte ich in demselben Augenblick nach der Urne hin, und da hob sich mit einem Male langsam der Deckel, ein tiefer Nebel quoll aus dem Innern hervor und sank träge wie dicker Rauch an der Wand auf den Fußboden herab. Immer mehr verdichtete sich diese Dunstmasse, ballte sich nach oben höher hinauf und — — nahm allmählich menschliche Formen an. Erst glaubte ich zu träumen, schaute hierhin und dorthin, um zu prüfen, ob ich tatsächlich wach war. Als meine Augen dann scheu zu der halbdunklen Stelle zurückkehrten, wo eben noch etwas wie ein unklares Nebelgebilde geschwebt hatte, da — da stand Ellinor dort, Ellinor mit einem wehmütigen Lächeln um die Lippen. Ich sah sie so deutlich, sah jeden Zug ihres lieben Gesichts. Nur ihr Gewand war wie ein langer, weiter Mantel und umfloß faltenreich ihre Gestalt ... Als ich ihr so in das teure Antlitz blickte, da fühlte ich, daß in mein schmerzzerrissenes Herz milder Friede einzog. Eine linde, wohlige Wärme erfüllte mein Inneres, ein seit langem nicht mehr gekanntes Empfinden ergebungsvoller Ruhe. Leise, ganz leise wagte ich dann ihren Namen zu flüstern. Zart wie ein Hauch kam mein Name zurück, aber doch im zitternden Tone tiefster Zärtlichkeit. Und dies trieb mir die Tränen urplötzlich mit aller Macht in die Augen. Meine Blicke verdunkelten sich. Ich weinte, wie ich noch nie im Leben geweint

habe, und große Tropfen fielen auf die Briefe herab, die in meinem Schoße ruhten. — Als ich mich endlich gefaßt hatte, der Tränenstrom langsam versiegt war, war die Erscheinung verschwunden.“ Bang forschend schaute er mich an. „Meinst du, daß das vielleicht nur eine Sinnestäuschung gewesen ist? — Bitte, sag mir ehrlich deine Ansicht!“

Sollte ich ihm wirklich in diesem Falle die volle Wahrheit geben? Sollte ich ihm Hoffnungen zerstören, an die er sich schon so fest geklammert? Ich hatte es ja aus seiner Frage herausgehört, welche Antwort er erwartete.

„Du sagst selbst, daß du völlig wach und Herr deiner Sinne gewesen bist,“ entgegnete ich, eine direkte Erwiderung umgehend.

Glücklich lächelnd nickte er vor sich hin. Und während er verträumt auf die hellen Vierecke schaute, die die durch das Fenster fallenden Sonnenstrahlen auf die Wand zeichneten, meinte er nachdenklich: „Wenn sie doch öfters zu mir käme! Dann hätte ich sie doch nicht ganz verloren.“ —

Noch an demselben Abend ging ich zu meinem Freunde, dem Arzt, erzählte ihm Wort für Wort, was Erich mir über die angebliche Erscheinung gesagt hatte, und bat um seinen Rat.

„Abwarten!“ erwiderte er achselzuckend. „Sollten sich diese Sinnestäuschungen wiederholen, so halte ich allerdings Boeges Unterbringung in eine Heilanstalt für das beste. Ich fürchte, offen gestanden, wir haben es hier mit beginnendem Wahnsinn zu tun.“ —

Am nächsten Vormittag traf ich Erich zu meinem freudigen Erstaunen am Schreibtisch an. Er hatte soeben ein Antwortschreiben an einen Verlag wegen seines neuesten Novellenbandes beendet. Etwas miß-

trauisch las ich den Brief. Aber er war vollkommen sachgemäß abgefaßt.

Dann fragte ich vorsichtig nach dem Verlaufe der vorigen Nacht.

Und wieder lächelte mein Freund so glücklich, als er antwortete: „Ich habe bis zwölf auf Ellinor gewartet, und sie zeigte sich mir wie gestern in derselben Weise. Ich habe wieder angefangen zu weinen. Und nachher war sie fort.“

„Und gesprochen hat sie nichts?“

„Nein. — Vielleicht deswegen nicht, weil ich sie nicht anzureden wagte. Nur zugenickt hat sie mir. Aber ihr Lächeln war nicht mehr so weh.“ — —

Einige Tage nachher erzählte mir Erich, daß er mit dem Entwurf zu einem Roman begonnen habe. Ellinor war ihm inzwischen regelmäßig in jeder Nacht erschienen, wie er mir stets berichtet hatte. Wir sprachen dann miteinander über einzelne Details seiner neuen Arbeit. Er war lebhaft und schon wieder leicht nervös, und ich fühlte auch, daß seine Phantasie fast ganz von den Gestalten des Romans in Anspruch genommen wurde.

Natürlich erfreute mich diese Besserung außerordentlich. Und sie hielt auch an. Er arbeitete bald wieder regelmäßig wie früher.

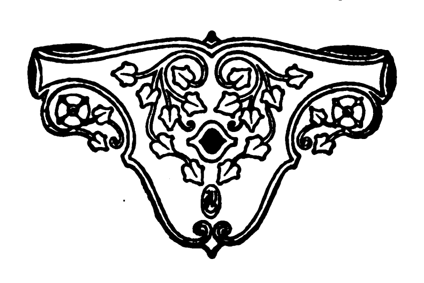
Auffallenderweise erwähnte er jedoch die nächtlichen Erscheinungen nicht mehr, bis wir dann einen Monat später, als wir eines Abends in seinem Arbeitszimmer saßen und über einer anregenden Unterhaltung die Zeit völlig vergessen hatten, beim Schlagen der Uhr im Eßzimmer gleichzeitig unwillkürlich die tiefen Gongschläge mitzählten.

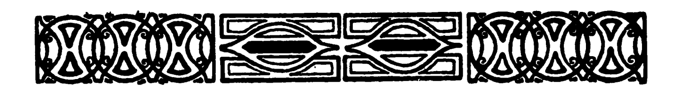
Es war zwölf.

Verstohlen schaute ich da, einem inneren Zwange folgend, nach der silbernen Urne hin.

Erich mußte meinen Blicken gefolgt sein. Denn plötzlich sagte er zögernd mit leichter Verlegenheit: „Ich muß dir ein Geständnis machen. Jetzt weiß ich nämlich, daß meine Phantasie mir Ellinors Gestalt und Stimme nur vorgetäuscht hat. Denn seit ich mich ernstlich wieder in meine Arbeit vertieft habe, ist die Erscheinung ausgeblieben. Aber ebenso bestimmt weiß ich auch, daß ich mich tagelang am Rande des Wahnsinns befunden habe, und daß ich sicherlich in einer Minute völliger Verzweiflung Hand an mich gelegt hätte, wenn jenes liebe Trugbild mich damals nicht getröstet und mir über die schwerste Zeit nach Ellinors Tod hinweggeholfen haben würde."

Ich begriff ihn. Herzlich schüttelte ich ihm die Hand. Er war genesen.





Deutsche Liebeswerke im Heiligen Lande.

Von W. Helmuth.

Mit 12 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Die im Jahre 1898 unternommene Pilgerfahrt des deutschen Kaisers zu den heiligen Stätten des Landes Palästina hat den Anstoß gegeben zu einer Reihe großartiger Schöpfungen, die teils der Befriedigung religiösen Bedürfnisses, teils der Betätigung hilfreicher Menschenliebe gewidmet sind. Einige von ihnen, wie die Kaiserin-Auguste-Viktoria-Stiftung auf dem Ölberge und die St. Marienkirche auf der sogenannten „Dormition“, verdanken ihre Entstehung unmittelbar der kaiserlichen Tatkraft und Opferwilligkeit, für die Ausgestaltung anderer ist das von Wilhelm II. gegebene Beispiel von mächtig förderndem Einfluß gewesen.

Man kann mit gutem Recht sagen, daß in Jerusalem, an der ehrwürdigsten Stätte, die die Christenheit kennt, der Einfluß deutschen Geistes heute auf Schritt und Tritt merkbar ist; aber man hat kaum zu befürchten, daß diese moralische Eroberung die feindselige Eifersucht der übrigen, hier mehr und mehr in den Hintergrund tretenden christlichen Nationen herausfordern werde. Denn das erfolgreiche Eindringen deutscher Kultur und Humanität hat nichts mit jenen vermeintlichen Ausbreitungsgelüsten zu schaffen, deren wir von einigen uns nicht sehr wohlgesinnten europäischen Nach-

barn mit unerschütterlicher Hartnäckigkeit verdächtigt werden. Hier haben ebensowenig politische als kauf-

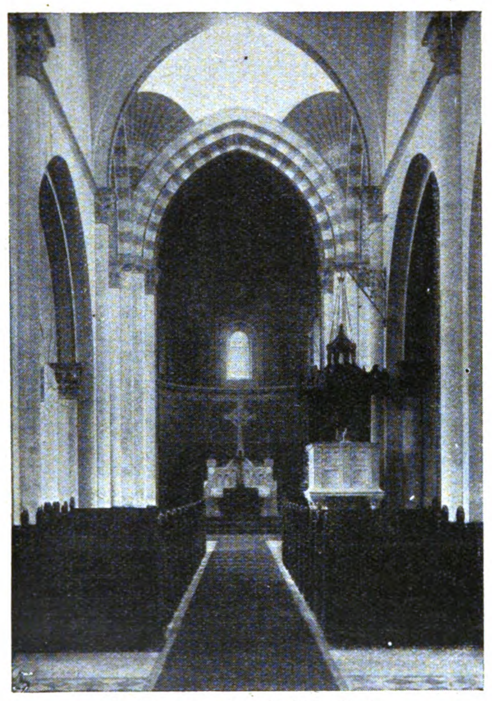


Die Erlöserkirche.

männische Interessen mitgesprochen, und für die von den verschiedensten Seiten dargebrachten Opfer ist keine andere Belohnung zu erwarten, als sie der verheißen

hat, in dessen Namen und zu dessen Ruhme sie gewidmet worden sind.

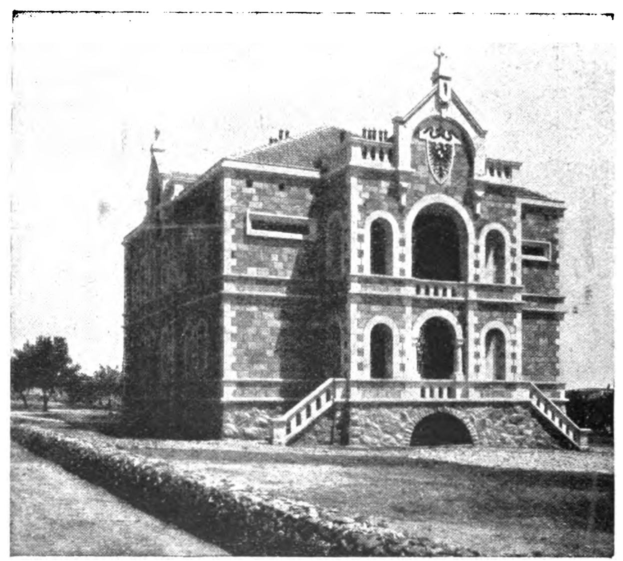
Die Türkenherrschaft hat dem Heiligen Lande nach der wirtschaftlichen Seite hin in demselben Maße zum



Das Innere der Erlöserkirche.

Unsegen gereicht wie fast allen Teilen des unter beständigen schweren Finanznöten leidenden Osmanenreiches. Die Armut der Bevölkerung ist erschreckend, und die humanitären Einrichtungen zur Linderung des allgemeinen Elends lassen so gut wie alles zu wünschen

übrig. Die Gebote der christlichen Religion konnten nicht besser und segensreicher zur Tat gemacht werden als durch Werke der helfenden Liebe gerade an dieser in unserer Vorstellung mit so erhabener Poesie um-

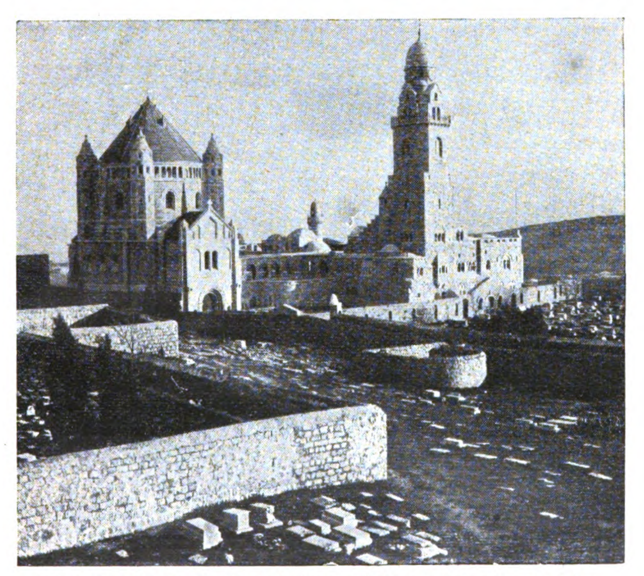


Das deutsche Pfarrhaus in Jerusalem.

kleideten, in Wirklichkeit aber mitleidswert traurigen Stätte.

Die Erlöserkirche, die von dem deutschen Kaiser bei seinem Besuche im Jahre 1898 eingeweiht wurde, ist eines der künstlerisch wirkungsvollsten modernen Gebäude in der Heiligen Stadt. Sie erhebt sich in unmittelbarer Nachbarschaft der Kirche des Heiligen Grabes, die der Überlieferung nach an der Stelle steht, wo Jesus gekreuzigt wurde. Die Anfänge dieses letzteren Bauwerks reichen bekanntlich bis in die

Zeit Kaiser Konstantins des Großen zurück, der über einer durch Nachgrabungen gefundenen Begräbnishöhle einen später durch die Perser zerstörten Rundbau errichten ließ. Auch andere an derselben Stelle geschaffene Bauten fielen der Zerstörung anheim, bis während der Kreuzzüge eine stattliche und würdige Kirche erwuchs, deren Grundmauern noch die der jetzigen Kirche sind. Die Kuppel allerdings fiel noch einmal, im Jahre 1808, einer Feuersbrunst zum Opfer



Die St. Marienkirche mit dem Kloster auf der Dormition bei Jerusalem.

und wurde in ihrer jetzigen Gestalt von den Griechen wiederhergestellt.

Eine Erinnerung an die denkwürdige Pilgerfahrt des deutschen Kaisers ist auch das sehr geschmackvolle

deutsche Pfarrhaus, das sich jetzt an der nämlichen Stelle erhebt, wo im Jahre 1898 die Baracken und Zelte für den Kaiser und sein Gefolge aufgeschlagen waren.

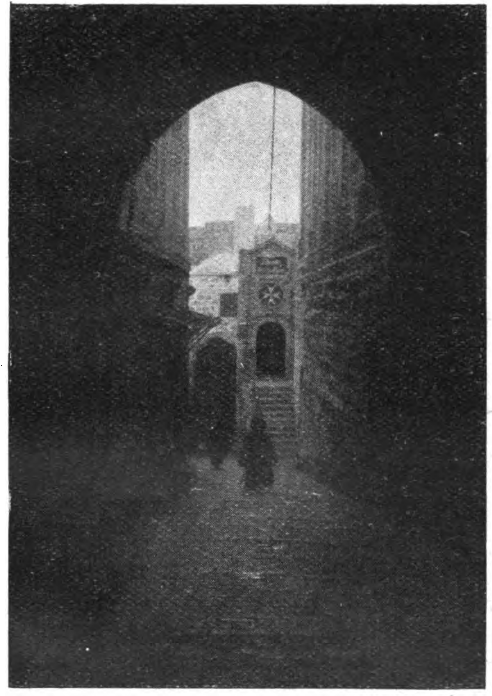
Anläßlich jenes Besuches und zum Gedächtnis des-



Auguste-Viktoria-Stiftung auf dem Ölberge.

selben sind dann aber vor allem die beiden imponierenden Monumentalbauten entstanden, deren wir schon im Eingang unserer Skizze Erwähnung getan haben. Für die St. Marienkirche erwarb Kaiser Wilhelm während seiner Anwesenheit in Jerusalem einen geeigneten Bauplatz auf dem Berge Zion und legte in eigener Person den Grundstein zu dem Gotteshause, das der Ausübung des römisch-katholischen Kultus gewidmet sein sollte. Mit einem Kloster verbunden,

wurde die Gebäudegruppe in mehr als zehnjähriger Bautätigkeit vollendet und im April 1910 im Beisein des Prinzen Eitel Friedrich von Preußen, des zweiten



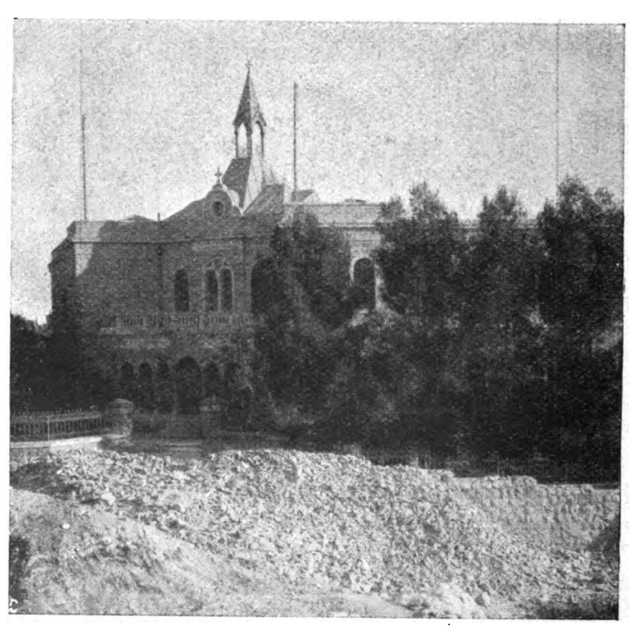
Vor dem Hospiz des Johanniterordens.

Sohnes des deutschen Kaiserpaares, und seiner Gemahlin feierlich eingeweiht.

Die Kirche ist ein nach den Plänen des Dombaumeisters Renard ausgeführter Rundbau mit Krypta, in seiner beherrschenden Lage weithin sichtbar und ohne Zweifel eine wunderschöne Bereicherung des

malerischen Stadtbildes von Jerusalem. Das in organischer Verbindung mit dem Gotteshause stehende Kloster war schon im Beginn des Jahres 1906 fertiggestellt und wurde am 21. März jenes Jahres den Benediktinern von der Beuroner Kongregation übergeben.

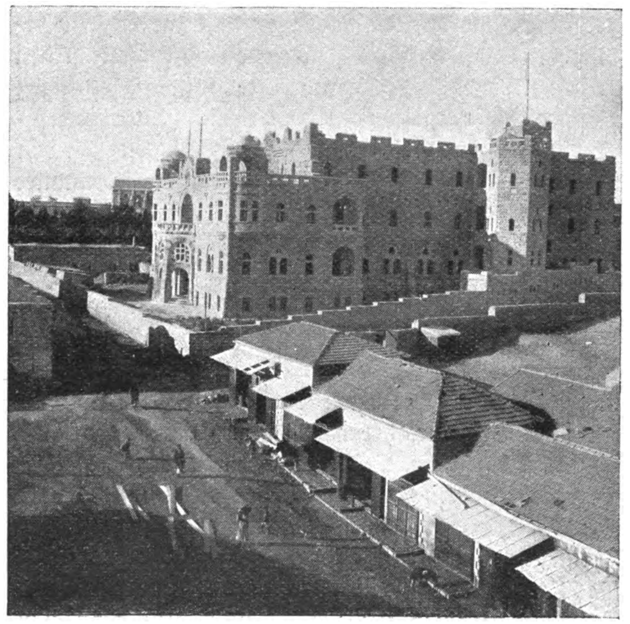
Die Auguste-Viktoria-Stiftung auf



Das Hospital der Kaiserswerther Diakonissen.

dem Ölberge liegt auf einem für die architektonische Wirkung außerordentlich günstigen Platze, nämlich 80 Meter über der Stadt. Die Pläne sind von dem Regierungsbaumeister Robert Leibnitz entworfen und unter Mitwirkung des Architekten O. Hoffmann aus-

geführt worden. Die Bestimmung der großartigen Stiftung ist eine dreifache. Das Haus soll ein Erholungsheim für Fieberkranke in der heißen Jahreszeit und ein Luftkurort für die in Jerusalem lebenden



Das katholische Hospiz vor dem Damaskustor.

Deutschen sein, die eine größere Reise in den klimatisch ungünstigen Monaten nicht unternehmen können. Außerdem soll es zur Aufnahme von Touristen in den Monaten November bis Mai dienen. Endlich soll es den lang entbehrten Mittelpunkt bilden für das gesamte evangelische Deutschtum in Palästina und Syrien.

Diesen Zwecken entspricht die Einrichtung des weitläufigen Gebäudekomplexes. Außer den erforderlichen

Wirtschafts- und Wohnräumen für die Schwestern enthält das Haupthaus bequeme und luftige Zimmer für sechzig bis siebzig Gäste, Speise- und Leseräume, sowie einen 200 Quadratmeter großen Saal, in welchem große kirchliche Feste abgehalten werden können. Von der Stadt aus auf der neuen Kaiserstraße bequem erreichbar, liegt das Haus hoch genug, um selbst an den heißesten Tagen, die drunten in den engen und winkligen Gassen Jerusalems nahezu unerträglich sind, einen angenehm erfrischenden Aufenthalt darzubieten. In den Hallen des weitgedehnten Kreuzganges wird immer eine erquickende Kühle herrschen, und es ist nicht daran zu zweifeln, daß diese prächtige Erholungsstätte im Verlauf der Jahre gar vielen zum Segen gereichen wird.

Unmittelbar angegliedert ist dem Stiftungshause die neue Himmelfahrtskirche, die weniger durch ihre Größe als durch ihre edlen Verhältnisse die Bewunderung des Besuchers herausfordert. Ihren Innenraum schmücken Mosaiken, die nach Entwürfen des Professors Schaper in Hannover ausgeführt worden sind. In einer Gruppe von drei Gestalten ist die Himmelfahrt Christi zur Darstellung gebracht. Sie zeigt in der Mitte die Idealgestalt des Heilands mit segnend ausgebreiteten Armen, von einer aus stilisierten Wolken gebildeten Aureole umgeben, und zur Rechten wie zur Linken die weißgekleidete Gestalt eines Jüngers. Auch was sonst an Schmuck und innerer Ausstattung vorhanden ist, entstammt selbstverständlich durchweg der Kunst und dem Handwerk des deutschen Mutterlandes, die Orgel und die vier Glocken mit einbegriffen.

Von dem Turm der Kirche, der eine Höhe von 60 Meter erreicht, genießt man einen wundervollen Rundblick. Das alte Jerusalem, das uns beim Durch-

wandern seiner krummen, düsteren Gassen kaum einen anderen Eindruck macht als den einer über Schutt und Trümmern schlecht und planlos aufgebauten armseligen Landstadt, stellt sich, von hier oben gesehen, mit seinen



Syrisches Waisenhaus und Handwerkerschule.

Kuppeln, Türmen und Minaretten so imposant und mächtig dar, daß es keines übergroßen Aufwandes an Phantasie bedarf, um sich in jene glanzvollen Tage zurückzuträumen, da das „Königreich Jerusalem" noch nicht wie heute zu einer gegenstandslosen Titulatur verschiedener europäischer Regentenhäuser geworden war.

Was wir von unserem Beobachtungsposten aus jen-

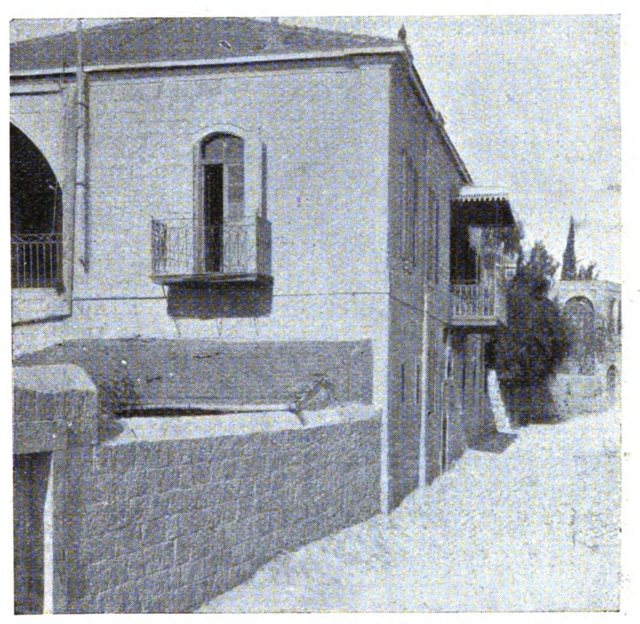
seits der alten Ringmauer erblicken, ist nicht eine lachende, üppige Landschaft von jener Art, die das Gemüt mit Freude und Heiterkeit zu erfüllen mag, denn die Umgebung der Heiligen Stadt ist fast durchweg felsig, kahl und dürr. Aber es ist trotzdem ein großer, erhabener Zug in dieser einzigartigen Landschaft, die uns fesseln würde, auch wenn nicht jedes Erdenfleckchen, auf dem das Auge haften bleibt, seine



Das Leprahospital.

uralte, ehrfurchtweckende Geschichte hätte. Da breitet sich vor uns schier unabsehbar die Ebene Saron, in weiter Ferne begrenzt von den blauen Fluten des Mittelmeeres. Da tauchen gegen Osten die kahlen

Hügelkuppen der Wüste Juda vor uns auf. Wir sehen die tiefe Einsenkung des Jordantales, das sich zum Toten Meere hinzieht, und in feiner, schöngeschwungener Linie grüßen uns dahinter die Moabiter Berge.

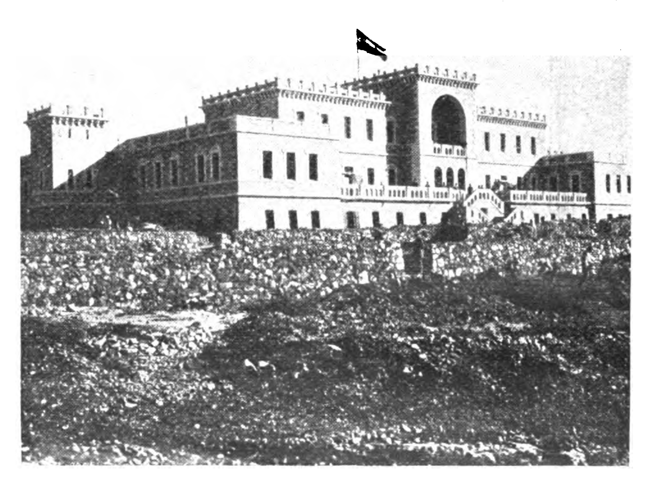


Das Haus der archäologischen Schule.

Unendlich viel tiefer als beim Umherstreifen in den häßlichen Gassen und Sackgäßchen empfinden wir hier oben die Bedeutung dieser geweihten Stätte, die jeder der drei großen monotheistischen Religionen als eine heilige gilt, und die in unserer Vorstellung nicht die mindeste Abschwächung erfahren hat dadurch, daß die stolze Residenz des großen Salomo unter der seit dem Jahre 1244 nicht mehr unterbrochenen Türkenherrschaft

zu einem kümmerlichen, bedeutungslosen Städtchen im asiatischen Wilajet Syrien herabgesunken ist.

Von der Armut der eingesessenen Bevölkerung haben wir bereits gesprochen. Industrie und Handel sind nicht erwähnenswert, denn sie erschöpfen sich vollkommen in der Befriedigung der geringen lokalen Be-



Das deutsche Waisenhaus in Bethlehem.

dürfnisse. Die einzigen Jerusalemer Erzeugnisse, die über das Weichbild der Stadt hinausgelangen, sind Seife und die bekannten, mit mehr oder weniger Kunstfertigkeit aus den verschiedensten Materialien gefertigten religiösen Erinnerungsgegenstände. Der weitaus größte Teil der Einwohnerschaft lebt deshalb unter den allerdürftigsten Verhältnissen dahin. Und wenn man bedenkt, daß auch die Mehrzahl der alljährlich in

beträchtlicher Menge erscheinenden frommen Pilger aus aller Herren Ländern völlig mittellos in Jerusalem ankommt, so begreift man leicht, ein wie weites Gebiet hier der werktätigen Nächstenliebe offen steht.

Seit langem haben denn auch die verschiedenen christlichen Nationen gewetteifert, dem Bedürfnis nach Herbergen, Hospizen, Krankenhäusern usw. Genüge zu tun, und die Zahl solcher Wohltätigkeitseinrichtungen mag auf den ersten Blick als erstaunlich groß erscheinen. Wir finden da unter anderem das österreichische Hospiz an der Via dolorosa, die mit einer Kathedrale verbundenen russischen Pilgerherbergen an der Westseite der Stadt, das Kloster der Zionsschwestern, das Diakonissenhaus Talitha Kumi, die Synagoge der Aschkenasim und das jüdische Armenhaus, das der Freigebigkeit des großen Menschenfreundes Montefiore seine Entstehung verdankt.

Aber so gut gemeint auch immer alle diese Institutionen sein mögen, der von ihnen gestiftete Nutzen blieb doch weit hinter den Erwartungen der Begründer und vor allem weit hinter dem vorhandenen Bedürfnis zurück. Ohne Eigendünkel und nationale Überhebung dürfen wir es aussprechen, daß es die deutschen Liebeswerke in Palästina sind, die unendlich viel mehr als die von den anderen Nationen geschaffenen zur Linderung von Krankheit, Not und Elend beigetragen haben.

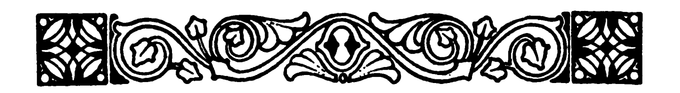
Die wesentlichsten von ihnen sind: das Hospiz des preußischen Johanniterordens, das vornehmlich, aber keineswegs ausschließlich der Aufnahme protestantischer Pilger dient; das vom rheinisch-westfälischen Diakonissenverein unterhaltene Hospital, das vorzüglichst eingerichtete in Jerusalem; das katholische Hospiz vor dem Damaskustor; das mit einer Handwerkerschule verbundene syrische Kna-

benwaisenhaus westlich des Jaffatores, das nach dem großen Christengemetzel des Jahres 1860 gegründet wurde, und das von Herrnhuter Brüdern geleitete Leprahospital im Südwesten der Stadt, ein besonders segensreiches Werk, da leider die Zahl der Aussätzigen noch immer erschreckend groß ist. Rein wissenschaftlichen Zwecken dient das Gebäude der archäologischen Schule, die ständig von deutschen Studierenden besucht wird.

Von deutschen Liebeswerken außerhalb Jerusalems sei endlich noch das Waisenhaus in Bethlehem genannt, von dessen Größe und Bedeutung unsere Abbildung eine überzeugende Vorstellung gewährt.

Andere aus deutscher Opferwilligkeit hervorgehende Werke der Nächstenliebe befinden sich zurzeit noch im Stadium der Vorbereitung, und wenn die Einwohnerschaft von Jerusalem, welches Glaubens sie auch immer sein möge, heute von keiner anderen Nation eine so hohe Meinung hegt als von der deutschen, so dürfen wir diesen moralischen Erfolg wohl mit derselben Genugtuung verzeichnen wie irgendeinen, den wir der Schärfe unserer Waffen oder der siegreichen Überlegenheit deutschen Geistes verdanken.





Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Eine Flohtragödie. — Sie lebten in der glücklichen Zeit der Flitterwochen, und das Leben erschien ihnen rosig und wonnevoll.

„Deine dunklen, strahlenden Augen sind entzückend, süße, liebliche Flohrilla!" versicherte Herr Floh seiner Gattin und drückte sie zärtlich an sich.

Die aber erwiderte: „Die Ritterlichkeit deines Wesens, geliebter Flohrian, zog mich gleich mächtig zu dir hin, und als du gar deinen schwindelndhohen Luftsprung vor mir machtest, da verlor ich an dich mein' Herz."

Das Ehepaar meinte einen Weltkörper für sich zu bewohnen, in Wirklichkeit aber war es eine junge Frau, auf der sie lebten. Zuweilen ergriff Flohrilla das Verlangen, ihren Gatten zu necken, dann versteckte sie sich mit großer List in den Falten der Bluse, und Flohrian mußte oft lange suchen, bis er sie wieder aufgefunden hatte. Er war dann überglücklich, und beide erfrischten sich an solch kleinen Scherzen und meinten, es ginge nichts über eine glückliche Ehe und über ein sorgenfreies Leben.

„Herr Doktor," sagte die junge Frau, auf der das Pärchen herumhopste, zu ihrem Arzt, „ich fürchte das Nesselfieber zu haben. Meine Haut brennt und juckt seit heute früh entsetzlich."

„Allerdings scheint leichtes Fieber vorhanden zu sein, ich werde etwas verschreiben, gnädige Frau," sagte der Arzt lächelnd, während er den Puls der Dame fühlte.

Als dies geschah, war Flohrilla wieder einmal in ihrer Necklaune; während der Arzt noch die Hand der jungen Frau hielt, hüpfte sie zu ihm herüber. Flohrian aber hatte es gesehen und sprang ihr eilig nach.

Die Wäsche des Arztes strömte Karbolgeruch aus und benahm dem Ehepaar den Atem. „Mir wird so weh, ich muß etwas genießen!“ stöhnte Flohrilla und stach. „Ach, wie furchtbar bitter das ist! Nun ist mir ganz übel! Flohrian, halte mir den Kopf!“

Der ritterliche Gatte erfüllte den Wunsch der Gattin, und bald fühlte diese sich etwas wohler. Aber auch Flohrian gefiel der Weltkörper, auf den sie geraten waren, recht schlecht. Der Doktor war ein starker Raucher und infolgedessen ungenießbar.

Zu Hause angelangt, wechselte der Arzt die Wäsche. „Sie wird dasselbe Nesselfieber haben wie ich,“ sprach er leise vor sich hin, lächelte und schüttelte sich.

Das zärtliche Ehepaar wurde mitsamt der Leibwäsche in einen Korb gepackt und zur Wäscherin getragen, die das Leinenzeug sogleich in Wasser weichte. Vor dem Tode des Ertrinkens retteten die sich Gatten durch einen schnellen Sprung auf einen ältlichen Mann mit dicker, bläulicher Nase, der im Begriff war, sich Stiefel anzuziehen.

„Adjes,“ sagte der Mann zu der Waschfrau, „ich muß zur Arbeit in die Potsdamer Straße, wo das Steinpflaster aufgerissen wird.“ Laut schimpfend verließ er das Zimmer.

„Wir sind in unseren Verhältnissen noch mehr zurückgekommen,“ schrie Flohrian erbost, „und du, Flohrilla, bist an allem schuld! Weshalb verließest du unseren ersten Wohnort, dort führten wir ein herrliches Leben!“

„Ich finde es lieblos, mir Vorwürfe zu machen,“ antwortete die Gattin gereizt. „Bin ich selbst nicht auch verzweifelt genug! Die jetzige Nahrung ist so entsetzlich, daß ich lieber hungern, als sie zu mir nehmen will. Dir aber steigt sie zu Kopf, macht dich wild und ungerecht. Fort, nur fort von hier, ganz gleich wohin!“

Als der spritduftende Mann in der Mittagstunde ein Schläfchen hielt, hüpfte Flohrilla auf einen vorüberlaufenden Mops hinüber.

Flohrian folgte. „Nun sind wir gar auf den Hund gekommen!“ jammerte er. „Hier finde ich mich überhaupt nicht

zurecht. Wenn man immer auf der Ebene gewohnt hat, gefällt einem das Leben im Walde nicht. Mit dir, Flohrilla, mag es anders sein, du bist ja auch zwölf ganze Stunden jünger als ich.“

„Sei vernünftig, Männchen, es kommen auch wieder bessere Zeiten,“ beschwichtigte die Gattin. „Und so alt, als du dir vorkommst, bist du doch gar nicht. Du stichst noch alle jungen Flohgigerls aus, die auf dem Vierfüßler, den wir jetzt bewohnen, hausen. Aber eifersüchtig brauchst du deshalb nicht zu werden. Ich liebe ja nur meinen Alten!“ Dabei strich sie zärtlich über ihres Gatten sorgenschweres Haupt.

Ein niedlicher Backfisch ging vorüber. „Die gäbe einen schönen Wohnort, liebe Frau, laß uns eilen, daß wir sie erreichen!“ sprach der Gatte.

Das Ehepaar machte sich davon.

„Auf diesem Weltkörper bleiben wir bis zum Tode!“ jubelte Flohrilla. „Wenn man älter wird, braucht man gute Nahrung, und die haben wir hier.“

Der Tag war drückend heiß, der Backfisch eilte zum Fluß und sprang, im Badehause angelangt, in die kühle Flut. Flohrilla fiel ins Wasser und fand darin den Tod. Der tiefbetrübte Flohrian rettete sich dadurch, daß er rechtzeitig auf des jungen Mädchens krausen Lockenkopf hüpfte.

Nach dem Bade ging das junge Mädchen in ihren Garten und nahm in einer Laube Platz. Ihr Vetter, ein forscher Student, setzte sich an ihre Seite. Jetzt erst legte sich Flohrians Furcht, und er wagte, seinen Zufluchtsort zu verlassen. Langsam kroch er am Halse des Mädchens herab.

„Alfred, auf meinem Halse muß eine Raupe kriechen!“ schrie das Mädchen auf. „Bitte, nimm sie fort!“

„Es ist keine Raupe, Ännchen, sondern ein zierliches Geschöpf, ein Pulex irritans. Willst du es sehen?“ fragte der Student und lächelte.

„Ach ja, bitte, zeige mir's!“

Vorsichtig öffnete der Vetter die Fingerspitzen. Flohrian war so erschrocken, daß er ganz still sitzen blieb.

„Pfui, ein Floh, ein garstiger Floh! Tritt ihn tot!“ rief

das Mädchen aus. „Und, nicht wahr, du erzählst niemand davon, daß er bei mir war? Ich würde mich schrecklich schämen!“

„Paß auf, Ännchen, ich lege den Bösewicht zu deinen Füßen nieder, mag er durch dich den Tod finden,“ sagte der Vetter lächelnd.

Das Mädchen setzte den niedlichen Fuß auf Flohrian, es gab einen kleinen Knack, und des Lebens Freud und Leid lagen hinter ihm.

„Ännchen, ich fordere für mein Stillschweigen eine Belohnung. Nicht wahr, du gibst mir einen Kuß?“ bat Alfred. „Denke nur, wie entsetzlich es wäre, wenn man von deinem Floh erführe.“

„Du hast recht, ganz entsetzlich!“ seufzte Ännchen, und die Furcht, ausgelacht zu werden, beklemmte ihr Herz. Errötend neigte sie ihr Köpfchen dem Vetter zu, und dieser drückte auf ihre rosigen Lippen einen feurigen Kuß.

Der arme zertretene Flohrian blieb unbeachtet im Sande liegen.

M. v. Loga.

Menschliche Wiederkäuer. — Die Wiederkäuer sind bekanntlich eine große Gruppe des Tierreiches, die sich durch einen ganz eigenen Bau des Magens auszeichnen. Die von diesen Tieren, deren wertvollster Repräsentant unser Hausrind ist, aufgenommene Nahrung wird einige Zeit, nachdem sie verschluckt worden, durch einen eigentümlichen umgekehrten Schlingakt wieder in die Mundhöhle zurückbefördert, um nochmals durchgekaut und dann wieder verschluckt zu werden. Unter Umständen wiederholt sich dieser Prozeß mehrere Male. Er ist charakteristisch für die ganze Tiergruppe und bezweckt offenbar eine bessere Verarbeitung und demzufolge auch Ausnützung der Nahrung.

Wenig bekannt aber dürfte sein, daß ein richtiges Wiederkauen auch beim Menschen vorkommt, teils als Krankheit, teils als nervöse Gewohnheit, manchmal vielleicht auch, wie bei den echten Wiederkäuern, als Unterstützungsmittel der Verdauung.

Die Kenntnis des menschlichen Wiederkauens ist schon fast drei Jahrhunderte alt. Im Beginn des siebzehnten Jahr-

hunderts beschrieb als erster Fabricius ab Aquapendente einen menschlichen Wiederkäuer. In wiederholten Fällen haben Ärzte selbst an Wiederkauen gelitten und ihren Zustand beschrieben. Es scheint, als wäre das Leiden nicht so selten, wie es zur Beobachtung kommt, nur daß es keine Beschwerden macht und darum nicht störend empfunden wird, so daß der Arzt nicht beigezogen wird. Auch mag es vorkommen, daß die menschlichen Wiederkäuer sich ihres Zustandes schämen und ihn aus diesem Grunde möglichst geheimhalten.

Das Wesen des menschlichen Wiederkauens besteht darin, daß einige Zeit nach dem Essen — manchmal schon nach fünf Minuten, manchmal erst nach ebensoviel Stunden — die genossene Nahrung ganz oder teilweise wieder in die Mundhöhle zurückgelangt und hier nochmals gekaut wird. Im Gegensatz zu dem gewöhnlichen Erbrechen kommt es nur selten vor, daß die Speisen ausgespuckt werden, auch fehlt jedes Gefühl von Übelkeit oder unangenehmer Empfindung; im Gegenteil, häufig ist der Akt von einem ausgesprochenen Wohlbehagen begleitet, und der Wiederkäuer, der anfangs vielleicht nur unwillkürlich arbeitete, ruft später den ganzen Prozeß willkürlich selbst hervor.

Es gibt Leute, bei denen das Wiederkauen nach jeder Mahlzeit auftritt, andere, die davon nur befallen werden, wenn sie die Nahrung nicht gut gekaut oder schwer Verdauliches gegessen haben. Selbst ein teilweises Wiederkauen ist beobachtet worden, in dem Sinne, daß die Fleischnahrung im Magen verblieb, während pflanzliche Nahrung immer wiedergekaut werden mußte. Bei anderen stellt sich der Zustand nur ein, wenn sie nervös erregt sind, oder wenn ihre Verdauung irgendwie gestört ist.

Über die Ursachen sind wir ganz im unklaren, vielleicht deshalb, weil in verschiedenen Fällen eben verschiedene Gründe maßgebend sind, und weil es sich oft um sogenannte nervöse Zustände handelt, das heißt um Veränderungen der Gesundheit, denen keine anatomische Schädigung des Körpers zugrunde liegt. Hie und da soll eine Erweiterung der Magenpforte, also jenes Teiles, wo die Speiseröhre in den Magen einmündet, gefunden worden sein.

Unsicher ist es auch, ob das Leiden zu den erblichen gezählt werden kann. Zwar wurde mehrfach beobachtet, daß wiederkäuende Väter auch wiederkäuende Kinder haben, doch kann dieser Umstand auch anders erklärt werden. Wie bei jedem nervösen Leiden spielt nämlich hier der Nachahmungstrieb eine große Rolle. In der Literatur findet sich ein gut beobachteter Fall, in dem zwei Kinder das Wiederkauen von ihrer Gouvernante lernten, einer hysterischen Person, welche an dieser Krankheit litt.

Verhältnismäßig oft findet sich Wiederkauen bei Geisteskranken. Wenigstens deutet darauf der Umstand, daß unter 133 beobachteten Fällen nicht weniger als 32 Schwachsinnige waren. Aber auch diese Beobachtung ist nicht eindeutig, sondern kann auch so erklärt werden, daß durch die ständige Beobachtung, welcher Geisteskranke unterliegen, das Leiden eben öfters zur Kenntnis gelangt, um so mehr, als bei denselben die Hemmung wegfällt, welche bei Gesunden in dem Schamgefühl liegt, das den gesunden Wiederkäuer antreibt, seinen Zustand vor den Mitmenschen zu verbergen.

Das Leiden ist im allgemeinen gutartig und bringt selten Gefahren für die Erkrankten mit sich. Viele Wiederkäuer sehen blühend aus, obgleich sie ihr Leiden von der frühen Jugend an mit sich tragen. In anderen Fällen allerdings kommt es bei längerem Bestehen zur Abmagerung und Kräfteverfall, die nach oben beförderten Speisen haben dann oft einen sauren oder ranzigen, unangenehmen Geschmack, und es entwickeln sich allmählich mehr oder minder schwere Verdauungskrankheiten.

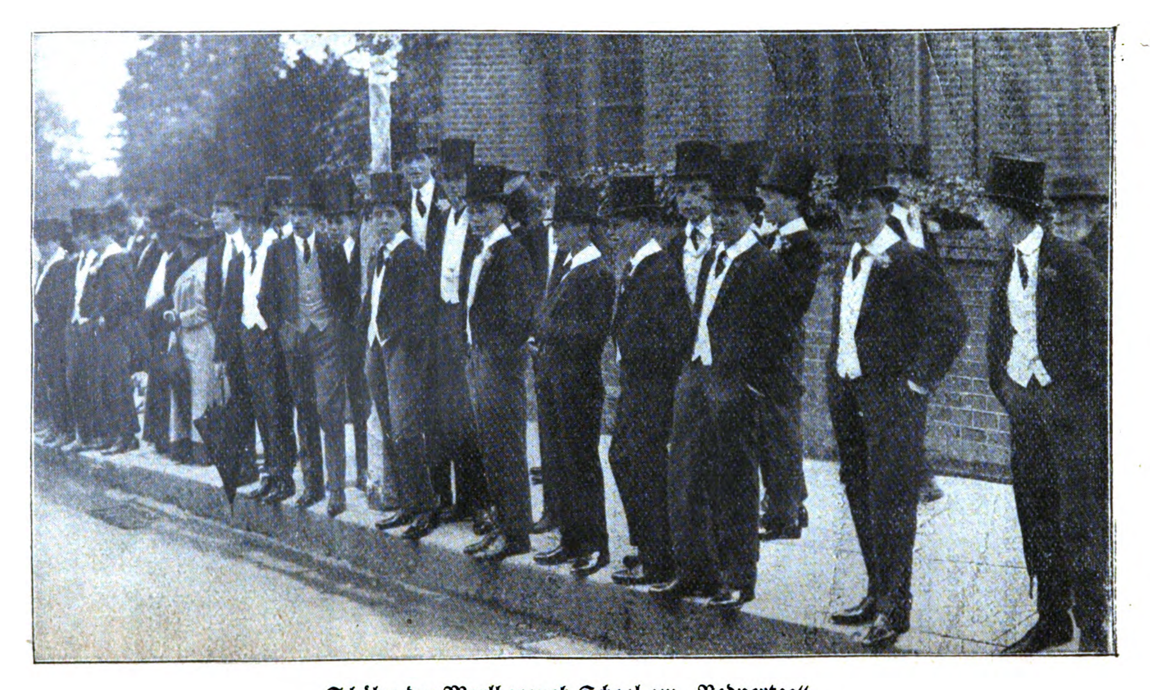
Einer medikamentösen Behandlung ist das Leiden nur in jenen Fällen zugänglich, wo ein teilweises Wiederkauen besteht, wo also Fleisch im Magen zurückbehalten wird, während Pflanzennahrung wiedergekaut wird. Hier kann durch eine geeignete Diät das Leiden behoben werden. Das gleiche gilt für jene Fälle, wo nur grobgekaute Nahrung zum Wiederkauen kommt. Da kann das Leiden dadurch vermieden werden, daß nur weiche, breiförmige oder gehackte Nahrung verabreicht wird.

Geht das Leiden mit einer Abnahme der Magensäfte vor sich, so kann durch Darreichung von Salzsäure das Wiederkauen verhindert werden; sind im Gegenteil die Magensäfte zu sauer, so gibt man mit gutem Erfolg Alkalien, wie die bekannte Speisesoda. Auch Eisstückchen, unmittelbar nach dem Essen genommen, sollen oft günstig wirken.

Die Hauptsache wird es aber doch sein, die Widerstandskraft des Patienten zu heben und ihn dazu anzuhalten, den Reiz zum Wiederkauen zu unterdrücken. Ich habe schon vorhin darauf hingewiesen, daß die Wiederkäuer sehr häufig den ganzen Akt willkürlich hervorrufen oder, wenn er unwillkürlich auftritt, ihn durchaus nicht unterdrücken, weil mit dem Wiederkauen ein gewisses Wohlbehagen verbunden ist. Auf dieses müssen sie natürlich verzichten, wenn sie von ihrem Leiden geheilt werden wollen, und dafür, wenigstens im Anfang, sogar ein gewisses Unbehagen eintauschen, das die nur einmal gekaute Speise bei längerem Verweilen im Magen auslöst. Es kommt dies wohl daher, daß bei dauerndem Bestehen der Krankheit der Wiederkäuer ganz unwillkürlich beim ersten Male die Speisen ungenügend kaut. Es muß also auch darauf ein Augenmerk gerichtet werden.

Im allgemeinen gelingt es fast immer, wenn die Kranken nur die nötige Willensstärke haben und sich in der ersten Zeit in der Nahrung einer gewissen Diät befleißen, die zwar nicht gefährliche, aber unangenehme und für unser menschliches Empfinden unappetitliche Krankheit oder Angewohnheit zu heilen. Dr. A. St.

Englische Schüler. — Unter den englischen Erziehungsanstalten, die unseren Gymnasien gleichzusetzen sind, nehmen zwei eine bevorzugte Stellung ein. Die eine ist das Eton College in dem Städtchen Eton, das an der Themse dem Schloß Windsor gegenüberliegt, die andere die Marlborough School in der kleinen Stadt Harrow-on-the-Hill, die in der Grafschaft Middlesex liegt und vierzehn Kilometer von London entfernt ist. Die Marlborough School wurde 1571 von dem Gutsbesitzer John Lyon gegründet und erhielt später ihren Namen nach dem englischen Feldherrn Marlborough. Sie wird



Schüler der Marlborough School am „Rednertag“.

von etwa fünfhundert Schülern, Söhnen der angesehensten und reichsten Familien, besucht, die nicht nur eifrig dem Sport huldigen, sondern auch in Auftreten und Kleidung den angehenden Gentleman herauskehren.

Mehr noch als bei uns ist in England bei gesellschaftlichen Veranstaltungen für die männlichen Teilnehmer das unerläßliche Bekleidungsstück der Frack. Die Engländer der höheren Stände erscheinen sogar bei der Hauptmahlzeit in der eigenen Häuslichkeit stets im Frack. Infolgedessen legen auch die Schüler der oberen Klassen der Marlborough School bei den Schulfeiern den Gesellschaftsanzug mit Frack, weißer Weste und Zylinder an.

Unser Bild zeigt eine Schülergruppe der Anstalt an dem sogenannten „Rednertag“, an dem der Rektoratswechsel stattfindet und von den Lehrern und den Schülern in Gegenwart ihrer Verwandten Festreden gehalten werden.

Der ältere Teil der Schulanstalt ist im Tudorstil erbaut; die Kapelle, Bibliothek und Verwaltungsgebäude sind neueren Ursprungs. Die Täfelungen des großen Schulsaals sind mit den Namen der Schüler bedeckt, die die Anstalt einst besucht haben. Man findet darunter die Namen der späteren Staatsmänner Peel und Palmerston und des Dichters Byron.
Th. S.

Ein schlechter Scherz. — Der berühmte Tenorist Roger von der Großen Oper zu Paris hatte einmal den Komponisten Berlioz und den Musikkritiker Fiorentino zu einem kleinen Diner zu sich eingeladen. Es ging sehr gemütlich zu, der beste Wein und die teuersten Zigarren waren in Fülle vorhanden, und die kleine Gesellschaft blieb in angeregtester Stimmung bis gegen Morgen zusammen.

Da stand der ein wenig angetrunkene Fiorentino auf und ging mit den Worten: „Ich muß mir ein wenig die steifen Füße vertreten!“ ins Nebenzimmer. Der Hausherr hatte dort einen Schrank stehen mit einer hübschen Sammlung verschiedenartiger Schießwaffen.

Nach einiger Zeit kam der Gast zurück mit einer Jagdflinte in der Hand. Der Übermut kitzelte ihn und gab ihm den Ge-

danken ein, die Anwesenden zu ängstigen. Nachdem er eine Weile mit dem Gewehr so unbefangen gespielt hatte wie ein kleiner Junge mit seiner neuen Fünfzigpfennigflinte, legte er plötzlich auf den Komponisten an und erklärte: „Ich muß doch einmal den Berlioz totschießen. Der ist mir ein gefährlicher Nebenbuhler. Er ist mir im Wege bei Ausübung meines Berufes."

Berlioz wurde ganz bleich vor Furcht. Roger aber beruhigte ihn: „Seien Sie unbesorgt, er kann Ihnen kein Leid zufügen, denn die Flinte ist gar nicht geladen."

Als Berlioz daraufhin nicht mehr mit der Wimper zuckte, ließ Fiorentino die Waffe sinken. „Ich habe mir's überlegt," sagte er, „Berlioz ist's doch im Grunde nicht wert, daß ich ihn töte, und wer weiß auch, ob es mir Nutzen brächte. In seinen Platz rückte ich am Ende doch nicht ein. Man möchte mich des unlauteren Wettbewerbs beschuldigen. Aber ich weiß jetzt: ich werde Roger aufs Korn nehmen, dann hat die Große Oper den Schaden davon, denn ihre Einnahmen schmelzen zusammen, und gegen die Große Oper habe ich einen geheimen Groll, weil sie mir nicht die Hälfte ihrer Einnahmen aus Meyerbeers Opern abgegeben hat. Also muß Roger daran glauben."

Damit zielte er auf Roger. Der aber lachte nur, denn er war ja sicher, daß die Flinte nicht geladen war.

Das brachte den Neckebold von seinem Vorhaben ab. „Diesen Roger umzubringen, macht auch keinen Spaß," meinte er lachend, „der fürchtet sich ja nicht einmal vor dem Sterben. Irgend etwas aber muß ich morden. Ich werde sein Bild totschießen."

Dabei richtete er die Waffe gegen ein lebensgroßes Porträt des Sängers, drückte los — und traf das Bild mit der Kugel mitten ins Herz.

Wer das Gewehr geladen hatte und zu welchem Zwecke, ist niemals aufgeklärt worden, was aber für ein Entsetzen sich nach diesem unvermuteten Ausgang in den Zügen der drei Männer abspiegelte, das läßt sich leicht denken. C. D.

Das wildeste Volk der Erde sind nach den neuesten Forschungen fraglos die Kubu auf der Insel Sumatra. Der

holländische Reisende van Kempen hat die Lebensgewohnheiten dieses äußerst scheuen Menschenschlages nur mit größter Mühe ergründen können.

Der Volksstamm der Kubu zerfällt in zwei völlig verschiedene Teile, die Orang-Kubu, welche zumeist Mohammedaner sind und Ackerbau treiben, und die wilden Kubu, die in den unzugänglichsten Urwäldern Südsumatras ein Leben führen, das sich wenig über das Tierische erhebt. In kleinen Familienhorden durchschweifen sie ohne festen Wohnsitz das Land. Die Nacht über verbergen sie sich in Höhlen oder erklettern Bäume, wo sie sich mit Ranken festbinden. Hütten kennen sie nicht. Kempen erzählt in seinen „Reisebildern aus Sumatra", daß er nur ein einziges Mal eine Kubufamilie angetroffen habe, die sich aus abgebrochenen Zweigen ein Schutzdach gegen den Regen gefertigt hatte.

Die Kubu sind von kleiner Gestalt und geradezu abschreckender Häßlichkeit. Ihre geistigen Fähigkeiten werden von denen vieler Tiere übertroffen. Die Kleidung besteht aus Stücken von Baumrinde, die als Lendenschurz ohne jede Bearbeitung getragen werden. Als Waffe führen sie einen langen, an einem Ende zugespitzten Zweig. Bogen und Pfeile gibt es bei ihnen nicht, ebensowenig Schmuckstücke, Haustiere und Geräte. Ihr einziger Lebenszweck ist das Aufsuchen von Nahrung. Als solche gilt ihnen alles, was nur einigermaßen genießbar ist. Fleisch verschlingen sie roh. Besonders bevorzugt ist eine Schlangenart, die bei ihnen als Delikatesse gilt.

Der Begriff des Eigentums, der Familie und einer übergeordneten Macht ist ihnen gänzlich unbekannt. Die Eheschließung geschieht formlos. Erwachsene Kinder trennen sich einfach von der Horde und bilden eine neue. Irgendwelche religiösen Vorstellungen, und sei es auch der krasseste Aberglaube, sind den wilden Kubu fremd.

Der erwähnte holländische Reisende stieß nirgends auf Spuren eines Götterkultus, ja nicht einmal auf solche von Totenverehrung, die doch bei den primitivsten Völkern Innerafrikas nachweisbar sind. Stirbt ein Kubu, so lassen ihn die Seinen einfach liegen, wo er liegt; Krieg zwischen den einzelnen

Horden kommt nicht vor. Begegnen verschiedene Abteilungen sich auf ihren Wanderzügen, so weichen sie sich ohne Gruß aus und verschwinden wieder im Waldesdickicht.

Fremde Personen, besonders Europäer, fliehen die Kubu mit größter Scheu. Erst nach mehrmaligen mißglückten Versuchen gelang es van Kempen, einen Trupp dieses Volkes zu beschleichen und zu beobachten. Um dann etwas über die Sprache der Leute zu erfahren, nahm der holländische Reisende einen Kubu gefangen. Doch selbst die liebevollste Behandlung vermochte dem zitternden Wilden auch nicht eine Silbe zu entlocken. Erst als van Kempen die photographische Kamera auf ihn richtete, stieß der Kubu einen schrillen Angstruf aus, entwand sich verzweifelt den Händen seiner Wächter und entfloh auf Nimmerwiedersehen.

Vergebens hat auch die niederländische Kolonialregierung versucht, diesen Volksstamm seßhaft zu machen. Die Intelligenz der Kubu reicht nicht einmal dazu hin, ein Feld auf ganz einfache Weise zu bebauen. W. K.

Ein Gerichtsdrama aus alter Zeit. — Um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts machte sich ein Mensch namens Semmler in und um Freiberg in Sachsen durch seine außerordentliche Verwegenheit bei Pferdediebstählen gefürchtet. Er entging lange Zeit allen Verfolgungen, so daß schließlich die Stadtbehörde von Freiberg eine namhafte Summe auf seine Ergreifung aussetzte. Endlich erwischte man ihn denn doch und überlieferte ihn dem Gerichte. Während der Untersuchung machte er die verblüffende Aussage, daß ein Freiberger Kaufmann namens Caviller sein Mitschuldiger bei den Pferdediebstählen sei. Diese Aussage verblüffte deshalb so sehr, weil der so beschuldigte Caviller ein durchaus unbescholtener, in gutem Ansehen stehender und reicher Bürger war. Nichtsdestoweniger wurde er verhaftet und mit Ketten belastet in ein düsteres Gefängnis gebracht, wo er mehrere Wochen schmachtete, ehe man ihn zum ersten Verhöre führte. Im Bewußtsein seiner Unschuld verweigerte Caviller standhaft jedes Eingeständnis seiner Teilnahme an den Diebstählen.

Seine Aussage befreite ihn jedoch nicht, man führte ihn

aber auch nicht sofort zur Folter, sondern brachte ihn in sein Gefängnis zurück, weil man glaubte, er werde in dem dunklen, feuchten Gefängnisse, bei Wasser und Brot, ohne genügende Luft und Licht, sich noch besinnen und ein Geständnis ablegen. Ein volles halbes Jahr brachte Caviller in diesem Sumpfloche zu, und er glaubte sich bereits ganz vergessen, als er eines Tages wieder vor den peinlichen Richter geführt wurde und von diesem die barsche Frage vernahm, ob er sich noch nicht zur Reue gewendet oder noch immer in seinem Leugnen beharre.

„Herr Richter," entgegnete Caviller fest, „an Semmlers Verbrechen teilgenommen zu haben leugne ich; würde ich etwas anderes angeben, dann erst wäre ich ein Lügner."

„Nun, wir werden ja sehen," äußerte der Richter und deutete auf die Tür, durch welche man hinab in die Folter- und Marterkammer gelangte, wohin seine Wächter Caviller nun führten. Hier eingetreten, stand er dem Henker gegenüber. Der Richter wies auf die Folterinstrumente und sagte: „Seht Euch diese Wahrheitserforscher nur genau an, bevor Ihr das Wagestück beginnt! Gesteht die Pferdedieberei ein, wie wir sie schon von dem reuigen Semmler kennen; es könnte Euer offenes Geständnis dazu mitwirken, daß der Magistrat von Freiberg sich veranlaßt hielte, Euch das Leben zu schenken."

Als aber Caviller wieder seine Unschuld beteuerte, führte ihn ein Henkersknecht von einem Folterinstrument zum anderen und erklärte ihm deutlich die Anwendung desselben, dann zwang man ihn, seine beiden Daumen unter eine Schraube zu legen, die ein Knecht mehrmals schnell umdrehte, so daß das Blut unter den Daumennägeln hervorspritzte. Caviller schrie entsetzlich, beteuerte aber dennoch seine Unschuld. Alsbald ward der Unglückliche losgeschraubt und in eine Art Bettstelle geworfen, wo eine Maschine seine beiden Beine ergriff und diese dermaßen reckte, daß sie krachten, als würden Tierknochen zermalmt. Caviller schrie wieder entsetzlich und versprach jetzt, seine Schuld bekennen zu wollen. Nun wurde er losgelassen und in die Verhörstube getragen, denn gehen konnte er nicht mehr. Hier gestand er, alles das mitgetan zu haben, was



Semmler über ihn ausgesagt hatte. Darauf wurde er zu seiner Wiederherstellung dem Hospitale übergeben, das er nach mehreren Wochen geheilt verließ. Vom Hospitale wanderte er in sein Gefängnis zurück, wo ihm die frühere Hungerkost und Mißhandlung wieder zuteil wurde.

Er forderte endlich ein neues Verhör und eine Gegenüberstellung mit Semmler. Beides wurde gewährt, und Caviller erneuerte seine Versicherung, daß er unschuldig sei; Semmler aber sagte ihm frech ins Gesicht hinein, daß er sein Mitschuldiger bei den Pferdediebstählen sei. Der Untersuchungsrichter ordnete nun eine zweite Tortur für Caviller an. Aber schon die Erinnerung an die erfahrenen Schmerzen in der Folterkammer genügte, um Caviller zu veranlassen, das abgelegte Geständnis zu wiederholen, indem er den zu erleidenden Tod den erneuten Folterqualen vorzuziehen bereit war. Nach diesem zweiten Geständnis wurde Caviller zum Tode durch den Strang verurteilt, den er mit Semmler gemeinschaftlich erleiden sollte.

Die Vollziehung des Todesurteils war auf den 8. August 1464 festgesetzt. Semmler und Caviller wurden in der üblichen Armensünderkleidung auf einem Leiterwagen zum Richtplatze gebracht. Nach damaliger Sitte sang und betete die herzugeströmte Volksmasse, auch wurde eine Almosensammlung zum Messelesen für die armen Sünder veranstaltet. In dem Benehmen der beiden Todeskandidaten bemerkte das den Wagen umgebende Volk einen merklichen Unterschied. Während Semmler von Furcht niedergebeugt war, benahm sich Caviller so, als gehe er einem freudigen Ereignisse entgegen. Cavillers Freunde und Verwandten, die sich unter das Volk gemischt, sprachen von dessen Unschuld, und alsbald hörte man auch aus dem Volkshaufen das laute Begehren, daß Caviller freigegeben werde.

Als der langsam dahinziehende Zug endlich sein schreckliches Ziel erreicht hatte, nahmen die Henkersknechte ihre Opfer in Empfang, um sie über eine Leiter der Richtstätte zuzuführen. Die allgemeine Teilnahme des Volkes machte sich durch eine auffallende Stille bemerklich. Man sah die letzten Vorberei-

tungen mit Semmler, der die Lippen eifrig im Gebete bewegte. In diesem Augenblicke rief Caviller seinem Angeber zu: „Semmler, hüte dich vor dem ewigen Fegfeuer und nimm jetzt noch deine lügenhaften Angaben über mich zurück! Bekenne vor Gott und den Menschen deine schwere Sünde, durch die ich unschuldig ums Leben gebracht werden soll!“

Diese Anrede erschütterte Semmler, und er fragte seinen neben ihm stehenden Seelsorger, ob es wahr sei, daß man wegen einer unrichtigen Angabe ins ewige Fegfeuer kommen könne. Der Geistliche, der schon früher die Überzeugung gewonnen hatte, daß die Angabe des Semmler, Caviller sei sein Mitschuldiger, eine vorsätzlich falsche sei, drang nun in Semmler und erlangte schließlich das volle Geständnis, daß Caviller auch gar nichts mit ihm zu schaffen habe; er habe ihn nur deshalb als seinen Mitschuldigen angegeben, weil er ihn für denjenigen gehalten, der sein Versteck verraten habe.

Dieser ungewöhnliche Vorgang veranlaßte die anwesenden Richter, die Exekution vorerst einzustellen. Die wieder aufgenommene Untersuchung bestätigte die Richtigkeit der Angaben des Semmler. Das Urteil über Caviller wurde kassiert und der Mann in einem neuen Urteile freigesprochen, Semmler aber erlitt den Tod am Galgen.

Der arme Caviller erfreute sich aber der wiedergewonnenen Freiheit nicht lange, die erlittenen Folterqualen und die ausgestandene Todesangst hatten seine Lebenskraft gebrochen, er kränkelte und starb bald darauf. C. T.

Webers Schubfachordner. — Unzweifelhaft kommt uns der Unterschied zwischen Unordnung und Ordnung am ehesten zum Bewußtsein beim Aufziehen eines Tisch- oder Schrankschubfaches, in dem gewohnheitsgemäß die verschiedenartigsten Gegenstände des Haushaltes aufbewahrt werden. Aber der Hausfrau will es trotz peinlichster Sorgfalt und Ordnungsliebe nicht gelingen, die verschiedensten Gebrauchsgegenstände geordnet und übersichtlich zu erhalten. Durch das jeden Tag, ja in jeder Stunde mehrere Male erfolgende Ausziehen und Einschieben des Schubfaches geraten die darin befindlichen Gegenstände immer wieder durcheinander, wobei durch die

wiederholten Reibungen auf die Dauer Beschädigungen nicht ausbleiben können, abgesehen davon, daß ein umständliches Suchen im Gebrauchsfalle unausbleiblich ist. Diesem Übelstande kann nun leicht abgeholfen werden durch den unter



Webers Schubfachordner.

Nr. 406,600 gesetzlich geschützten Schubfachordner von W. Weber, Nordenham-Weser, 1. Hafenstraße 47.

Dieser aus der Praxis hervorgegangene Schubfachordner paßt infolge seiner Verstellbarkeit in jedes Schubfach und stellt mit einem Griff die verschiedensten Ordnungsfächer her. Mit einem einzigen Normalordner können, ganz wie es erforderlich ist, vier gleiche beziehungsweise ungleiche Fächer, oder vier

gleiche beziehungsweise ungleiche Fächer und ein Längsfach, oder aber sechs gleiche beziehungsweise ungleiche Ordnungsfächer hergestellt werden; dabei wird der Ordner in der denkbar einfachsten Weise in das betreffende Schubfach eingesetzt.

Sein eigenes Aushängeschild. — Nachdem im Jahre 1826 William Banting in London die von Doktor Harvey erdachte Entfettungskur an seinem eigenen Leibe ausprobiert hatte, unternahm er bald auch an anderen Fettleibigen dieselbe Kur mit dem gleichen Erfolge. Sein Ruhm — die neue Kur wurde nur nach ihm benannt — breitete sich so aus, daß auch die Prinzeß Mary von Teck, als sie mit allen sonst angewandten Mitteln ihrer Korpulenz nicht Herr werden konnte, Herrn Banting zu sich kommen ließ.

Erstaunt sah sie ihn bei sich eintreten. Das Gerücht hatte ihr doch von dem auffallenden Erfolge seiner Selbstkur berichtet, und hier stand ein unförmig dicker Mensch vor ihr, der sich vor Leibesfülle kaum noch bücken konnte. Sie konnte es nicht über sich gewinnen, ihre Wahrnehmung bei sich zu behalten, und sagte daher schon nach der ersten Begrüßung in fragendem Tone: „An Ihnen selbst, Herr Banting, hat sich aber Ihr System recht wenig bewährt."

„Wenn Hoheit gütigst gestatten —" antwortete er lächelnd und knöpfte seinen Rock auf. Da erblickte sie ein tonnenförmiges Drahtgestell, auf dem der Rock wie angegossen saß. Innerhalb dieses Drahtkäfigs steckte erst der wirkliche Banting in einem Rocke von ganz normaler Weite.

„Dies ist der Rock, den ich vor meiner Kur getragen habe, und so war damals mein Leibesumfang," erklärte er, mit Stolz auf den unförmigen Rock über dem Drahtgestell zeigend, „so aber bin ich geworden, seitdem ich mich der Harveyschen Entfettungskur unterworfen habe," fügte er hinzu, als er sich durch Lösung einiger Verschlüsse von seinem Käfig befreite, den er nur als Aushängeschild bei besonderen Gelegenheiten mit sich herumtrug.

Die Prinzeß wagte kaum ihren Augen zu trauen, als sie den Falstaff von vorhin in einen eleganten Herrn von schlanken, gefälligen Körperformen verwandelt sah, und wenn je einer

mit unbedingtem Vertrauen eine neue Kur unternahm, so war es in diesem Fall die Prinzeß Mary von Teck. C. D.

Mutter und Kinder im Tiergarten. — Das erfolgreiche Beobachten der Tierwelt ist keine so leichte Aufgabe, denn dazu gehören neben ausreichender Geduld vor allen Dingen klare Kenntnisse über den Charakter der Tiere. Ein mit diesen Eigenschaften ausgestatteter langjähriger Leiter eines der größten zoologischen Gärten hat vor kurzem interessante Neuheiten aus dem tierischen Familienleben veröffentlicht. Rührende Mutterliebe wie ernste Zwiste zwischen der tierischen Jugend und deren Eltern und höchst interessante Züge aus dem Erziehungsgeschäft der tierischen Eltern sind es, über die der genannte Beobachter nähere Mitteilungen macht.

Als eine tüchtige Erzieherin erscheint die Kamelmutter. Ihre Pädagogik gipfelt darin, ihr Junges möglichst rasch zur Selbständigkeit zu erziehen. Es ist köstlich, zu beobachten, wie das jugendliche Kamel bei dem Aufwirbeln des Frühlingsstaubes sich mit dem Rücken gegen den Wind auf die Erde legt, den Hals mit dem Kopfe weit ausstreckt und an den Boden schmiegt, genau wie seine erwachsenen Stammesgenossen draußen in der Wüste, wenn die grause Gewalt des Sandsturms sie bedroht. Die Versuche des Jungen werden von der Kamelmutter mit energischen Rippenstößen und Püffen unterstützt.

Eine seltsame Erscheinung ist es, daß die jungen Wölfe nur selten gedeihen, wenn sie ihrer natürlichen Mutter überlassen bleiben. Aus diesem Grunde gibt man meist den jungen Wölfen Hündinnen als Nährmütter. Dabei fällt es auf, daß die kleinen Wölfe weit kräftiger sind als selbst mehrere Wochen ältere Hunde. Die Jahrhunderte häuslicher Zähmung haben die Hunderassen so „verweichlicht“, daß eines der spitzköpfigen, dunkelhaarigen Wolfsjungen es mit einem doppelt so großen jungen Hunde siegesgewiß aufnehmen kann.

Eine Eisbärin gibt das Beispiel einer besonders rohen und gefühllosen Mutter. Sie brachte in kalten Wintertagen ein Junges zur Welt. Was tat diese Rabenmutter sofort nach der Geburt? Sie packte ihr Junges an einem Bein und schleifte

es lange im Käfig umher, um es endlich in eine Ecke zu schleudern. Im Vorbeigehen versetzte ihm dann die rohe Mutter noch einen heftigen Tatzenschlag. Bald danach warf sie es in das eisige Wasser eines Bassins, worin es beinahe erfroren wäre. Erst nach längerer Zeit konnte es von einem Wärter geborgen werden. Man erwärmte es am Ofen, hüllte es in Tücher, gab ihm Milch, aber sein Schicksal war nicht mehr aufzuhalten, es starb am folgenden Tage an den Folgen der „Zärtlichkeit“ der Mutter.

Dieser lieblosen Eisbärenmutter stellen wir als ebenso lieblosen Sohn einen amerikanischen Bison zur Seite, der seine Mutter ständig zu mißhandeln suchte. Obgleich er schon zwei Jahre alt und beinahe völlig ausgewachsen war, lehnte er es fortwährend ab, sich auf andere Weise zu ernähren als in den ersten Tagen seines Daseins; er wollte die Tränke an der Mutter durchaus nicht verlassen. Er wog bereits 20 Zentner und war doppelt so groß wie seine kleine Mutter, als es schließlich zu einer Krisis kam. Die Mutter lehnte es beharrlich ab, ihn noch weiterhin zu tränken, und darüber wurde der Sohn so zornig, daß er mit gesenkten Hörnern gegen die Mutter anging, die man nur mit Mühe zu retten vermochte.

Eine wahrhaft rührende Sorgfalt für ihre Jungen zeigen die scheinbar so stumpfsinnigen und plumpen Pinguine, deren Heimat die unwirtlichen Meere um den Südpol sind. Auf ihren kurzen Beinen klettern sie watschelnd und gar mühsam an dem steilen Klippenwerk ihres großen Käfigs empor, auf deren Spitzen sie ihre Brutplätze anlegen. Dabei breiten sie ihre stumpfen, verwachsenen Flügelglieder aus über ihre Jungen. Wenn sie dann Nahrung nötig haben, kommen sie in schwerfälligen Sätzen oder Sprüngen aus ihrer Höhe herab, manchmal stolpern sie dabei, taumeln und hüpfen weiter, ein Anblick von rührender Komik. C. T.

Kleiderstoffe der Zukunft. — Die Kleiderstoffe der Zukunft werden voraussichtlich aus der Chinanessel und den Palmblättern gewonnen werden. Versuche, die angestellt wurden, haben überraschende und vielversprechende Resultate ergeben.

Der Fabrikant Hoyle in Halifax hat nach vielfachen Ver-

suchen mit der Chinanessel ein Gewebe erfunden, das genau wie Seide aussieht und auch alle ihre Vorzüge aufweist, dabei aber sehr billig ist. Mit der allen Erfindern eigenen Begeisterung hofft Hoyle, daß seine neue Erfindung in nicht zu ferner Zeit eine Umwälzung in der ganzen Textilindustrie hervorrufen dürfte, da das Material zu dem neuen Gewebe sowohl in Vorderindien, als auch in Mittelasien in ungeheuren Mengen zu finden ist; es heißt sogar, daß es unerschöpflich sei.

Zur Fabrikation wird die auf mechanische und chemische Weise getrocknete Faser verwendet; das daraus erzeugte Gewebe soll einen nicht nur seidenartigen, sondern auch bei noch so starker Benützung unverwüstlichen Glanz haben und außerordentlich kräftig und wohlfeil sein. Es soll sich kaum teurer stellen als gewöhnlicher Baumwollstoff.

Die Versuche mit Palmblättern haben ebenfalls ganz überraschende Ergebnisse zur Folge gehabt. Man behandelt die Blätter zuerst mit einer alkalischen Lösung, läßt sie dann tüchtig durchkochen und gären. Sodann wird mittels einer Maschine die Faser vom Marke getrennt. Sie soll sehr kräftig und berufen sein, künftig in der Textilindustrie eine große Rolle zu spielen. O. v. B.

Das zweite Gesicht. — Vor Ausbruch des russisch-japanischen Krieges war in dem Salon der Gräfin W. in Petersburg eines Abends eine Anzahl höherer russischer Würdenträger und Künstler versammelt. Man sprach über die politische Lage, über die Zuspitzung der Verhältnisse in Ostasien und die Aussichten, die Rußland bei einem Kriege mit Japan hätte. Unter den Anwesenden befand sich auch General Kuropatkin und die Baronin v. Fursa, eine weißhaarige Matrone, der man die Gabe des zweiten Gesichts nachrühmte.

Frau v. Fursa beteiligte sich auffallend wenig an dem Gespräch. Da fragte Kuropatkin sie, ob sie ihm nicht vielleicht auf Grund ihrer Sehergabe etwas über die kommenden Schicksale Rußlands angeben könne.

Die Baronin, die sehr wohl den etwas spöttischen Ton aus den Worten des Generals herausgehört hatte, erwiderte

kühl: „Sie lächeln im Innern über mich, die das Unglück hat, unglückliche Ereignisse vorauszuahnen. Das weiß ich. Ich werde Ihnen morgen einen versiegelten Brief zuschicken, General. Öffnen Sie ihn aber auf Ihr Ehrenwort erst nach zwei Jahren!“

Kuropatkin, der das Schreiben wirklich erhielt, hatte den Vorfall in dem Salon der Gräfin W. trotz der inzwischen auf ihn einstürmenden Ereignisse nicht vergessen. Am 2. Dezember 1905, kurz nach Abschluß des Friedens mit Japan, fanden sich einer Verabredung gemäß alle jene Personen wieder bei der Gräfin W. ein, die vor zwei Jahren Zeugen der geheimnisvollen Worte der Frau v. Fursa gewesen waren. Als letzter erschien Kuropatkin. Vor aller Augen öffnete er den versiegelten Brief und las laut dessen Inhalt vor.

„Petersburg, den 2. Dezember 1903.

Vor einer Woche hatte ich, als ich nachts schlaflos in dem völlig dunklen Zimmer im Bett lag, folgendes Gesicht. Ich sah eine weite, endlose Wasserfläche, auf der sich zwei Kriegsflotten, in langsamer Fahrt aneinander vorübergleitend, mit Geschossen überschütteten. Deutlich erkannte ich die Flaggen der feindlichen Kriegschiffe, die russische und die japanische. Mehrere der russischen Panzer versanken. Dann verschwamm das Bild vor meinen Augen, bis die Nebelgebilde sich wieder zu einem einzigen, arg zerschossenen Fahrzeug mit drei Schornsteinen zusammenfügten, auf dem die russische Flagge wehte. Ich bemerkte mehrere japanische Offiziere, die das Fallreep emporstiegen, sah weiter, daß unsere Flagge heruntergeholt und eine andere gehißt wurde. Hiernach kann ich nur fürchten, daß wir in einem kommenden Kriege wenigstens zu Wasser besiegt werden. Anna v. Fursa.“

Die Baronin hatte fraglos die unglückliche Seeschlacht bei Tsushima als zweites Gesicht geschaut. —

Die Freifrau v. S., deren Sohn mit zu dem Expeditionskorps gegen die Herero gehörte, war in den Kreisen ihrer Bekannten gleichfalls dafür bekannt, daß sie die Gabe des zweiten Gesichts besitze. Frau v. S. soll durch diese Fähigkeit, Ereignisse im Bilde vorausſehen zu können, in ihrer ganzen

Gemütsverfassung schwer geschädigt worden sein. Als ihr Sohn nach Südwest aufbrach, äußerte sie zu einer Freundin angstvoll: „Wenn ich nur davon verschont bliebe, Herberts Schicksal vorauszuahnen! Das könnte mein Tod sein.“

Einige Monate später befand sich Frau v. S. mit ihrem Gatten abends im Kurtheater von Kissingen. Man gab einen sehr übermütigen, modernen Schwank. Plötzlich mitten im zweiten Akt umkrampfte sie angstvoll den Arm ihres Gatten, stieß einen lauten Schrei aus und fiel in Ohnmacht. Erst in ihrem Hotelzimmer kam sie wieder zu sich. Zunächst wich sie den Fragen ihres Gatten nach der Ursache des schweren Anfalls aus. Dann erzählte sie schließlich auf sein Drängen hin zögernd, sie habe plötzlich auf der Bühne ein ganz anderes Bild geschaut — eine tropische Landschaft, die von Kämpfenden belebt war, darunter auch ihren Sohn, dem von einem Schwarzen mit einem Speer die Brust durchbohrt wurde.

Vierzehn Tage später trafen aus Südwest die neuesten Verlustlisten ein. Unter den Gefallenen befand sich auch Oberleutnant Herbert v. S. Er war wirklich an demselben Abend geblieben, als seine Mutter im Kissinger Kurtheater das zweite Gesicht hatte.

Frau v. S. starb wenige Tage darauf an einem heftigen Nervenfieber. W. K.

Kämme als Krankheitsschutz. — Kämme als Schutzmittel gegen Krankheiten gebrauchen die Frauen der Semangstämme auf der Halbinsel Malakka. Diese Kämme, Tinleig genannt, werden aus dem Schaft einer Bambusart angefertigt und ähneln den Einsteckkämmen unserer Frauen insofern, als sie über den Zähnen ein breites Schild tragen. Die Schilder der Kämme sind mit Zaubermustern versehen, die im wesentlichen Blumen darstellen, von denen man glaubt, daß sie heilsam gegen innere Krankheiten sind. Da ein Kamm immer nur gegen eine bestimmte Krankheit schützt, so besitzt ein Semangweib zwanzig bis dreißig Tinleigs, von denen sie zuweilen zwölf bis sechzehn auf einmal trägt. Die Kämme werden paarig nach den vier Seiten des Kopfes in das Haar gesteckt.

Der Gebrauch der Tinleigs wird durch die Vorstellung

verständlich, die man sich vom Wesen der Krankheiten macht. Man glaubt nämlich, daß die Winde die Krankheiten mit sich bringen, und zwar als Strafe für irgend ein Vergehen, das der Donnergott Keii rächen will. Fährt der Wind über den Kopf einer Frau hin, so legt sich die Krankheit auf der Stirn nieder und verbreitet sich von da aus über den ganzen Körper. Ist dagegen die Frau durch den richtigen Tinleig geschützt, so prallt die Krankheit, die der Wind mit sich bringt, von dem Zaubermuster ab und fällt zur Erde, so daß die Frau ungeschädigt davongehen kann. Da man nun nie weiß, welche von den vielen Krankheiten der Wind mit sich führen kann, so stecken sich die Frauen möglichst viele Kämme ins Haar, und wenn mehrere zusammen arbeiten, so steckt sich eine jede namentlich solche mit Zaubermustern, die die Tinleigs ihrer Freundinnen nicht aufweisen, an, da die Kämme der einen auch die übrigen Frauen mitschützen und so die Sicherheit gegen die Schar der Krankheiten noch größer wird.

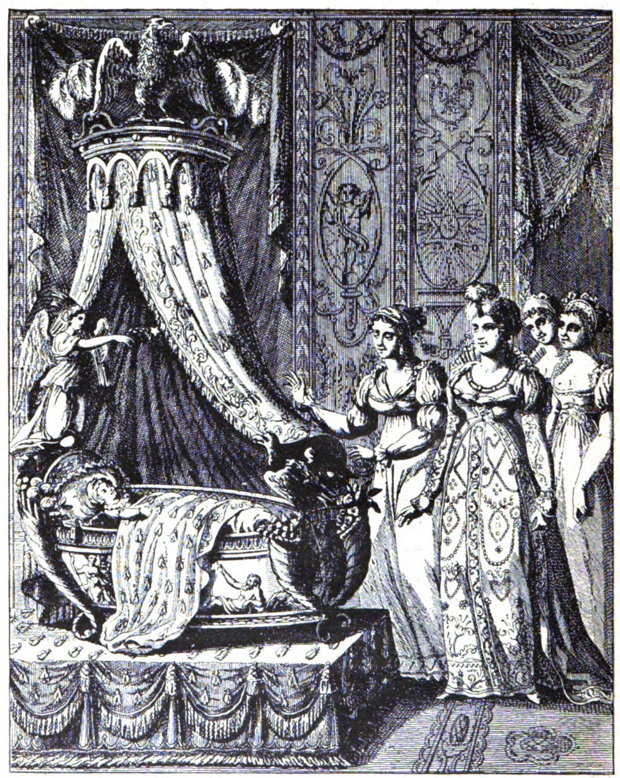
Bei Nacht werden die Kämme herausgenommen, aber unter das Dach der Hütte gelegt. Auch hier halten sie die Winde mit den von ihnen herbeigetragenen Krankheiten ab. Wenn eine Frau stirbt und beerdigt wird, so legt man ihr alle ihre Kämme in das Grab, weil sonst die Krankheiten, die bei Lebzeiten durch die Tinleigs abgelenkt wurden, nun der Seele der Verstorbenen schaden würden. Th. S.

Der König von Rom in der Wiege. — Einer der größten Fehler, den Napoleon gemacht hat, ein größerer vielleicht als die Erschießung d'Enghiens und Palms, war seine Heirat mit Marie Luise, der Tochter des Kaisers von Österreich. Diese Heirat war die „Befriedigung seines höchsten Ehrgeizes", seiner jungen Dynastie durch eine Ehe mit der Tochter des ehrwürdigsten und mächtigsten Dynastengeschlechtes Europas die Weihe der Legitimität zu geben. Auf St. Helena nannte er diese Heirat „einen Abgrund, den man ihm mit Blumen verdeckt hätte".

Am 20. März 1811, also genau vor hundert Jahren, gebar ihm Marie Luise den König von Rom, und an diesem Tage erzitterte Europa vor dem Salut seiner Kanonen, läuteten

alle Kirchenglocken der Welt. Denn einem der gewaltigsten und größten Menschen, die je die Erde getragen, war der ersehnte legitime Kronerbe geboren worden.

Marie Luise kämpfte jetzt für Gatte und Sohn gegen die



Die Kaiserin Marie Luise vor der Wiege des Königs von Rom.
(Nach einer Radierung von C. Schulte aus dem Jahre 1811.)

Fallen, die man beiden legte; sie erlahmte in diesem Kampfe erst in den Tagen von Elba.

Der König von Rom starb als Herzog von Reichstadt und österreichischer Major schon mit neunzehn Jahren. Unser

Bild, das ihn in der Wiege zeigt, die Napoleon von der Stadt Paris überreicht wurde, ist nach der seltenen Radierung Schultes reproduziert. Die Kaiserin ist durch den Künstler stark französisiert. Von der Habsburger Lippe, die Napoleon so schön fand, ist hier nichts zu sehen. Aber Marie Luise war von dem Bilde und dem diesem zugrunde liegenden Gedanken entzückt. W. F.

Einiges vom Schwertfisch. — Der Schwertfisch, ein bis zu 5 Meter langer, bläulich gefärbter Fisch, dessen Oberkinnlade sich zu einem schwertförmigen Fortsatz verlängert, wurde bisher allgemein für furchtsam gehalten, trotzdem er mit seiner furchtbaren Waffe, auf die ein Drittel seiner Gesamtlänge entfällt, und bei seiner großen Schnelligkeit und Gewandtheit ein sehr gefährlicher Gegner ist. Neuerdings hat man sich eingehender mit ihm beschäftigt und dabei festgestellt, daß er sehr leicht reizbar ist und an plötzlichen Anfällen von Wut und Zerstörungslust leidet, in denen er Gewaltstreiche verübt, deren Wahrheit man anzweifeln könnte, wenn sie eben nicht von völlig einwandfreien Personen verbürgt wären.

„Der Schwertfisch," so berichtet der Faktoreileiter einer englischen Firma aus der Südsee, „ist der Schrecken der Insulaner. Einmal wurde ein Boot, in dem sich vier Leute befanden, auf hoher See von einem Schwertfisch ohne jede Ursache angegriffen. Gleich beim ersten Ansturm durchbohrte das Tier die Planken und durchstach gleichzeitig einem der Bootsinsassen die Wade. Mehrmals wiederholte der Fisch diese Angriffe, bis es einem der Leute gelang, ihm eine Lanze in die Weichteile hinter der Bauchflosse zu schleudern. Da erst ließ das Tier von dem Boote ab."

Ein Taucher, der an der Küste Niederkaliforniens in einer in flachem Wasser gesunkenen Bark nach den Schiffspapieren gesucht hatte, wurde von einem großen Schwertfisch beim Auftauchen angegriffen und vor den Augen der entsetzten Mannschaft des Taucherbootes aufgespießt. Er starb schon am nächsten Tage an der Stichverletzung.

Der amerikanische Gelehrte Lockens, der an der Küste von Massachusetts auf seltene Wildentenarten Jagd machte und

dabei auf einen vorüberstreichenden Schwertfisch den Schrotlauf seiner Büchse abfeuerte, erzählt, wie der nur leicht getroffene Fisch, schräg von unten kommend, das Boot so heftig anrannte, daß nicht nur das Schwert, sondern auch ein Teil des Kopfes durch die Bretter drang.

Der Fürst von Monako konnte vom Deck seiner Jacht aus volle zwei Stunden zuschauen, wie ganz in der Nähe ein einzelner Schwertfisch einem vergeblich auf- und niedertauchenden Walfisch hart zusetzte. Wenn der Wal zur Oberfläche kam, um zu atmen, erschien auch sofort der Schwertfisch neben ihm und stieß ihm mit voller Kraft sein Schwert in den Leib. Schließlich war der Walfisch durch den Blutverlust so erschöpft, daß er sich in sein Schicksal ergab, worauf der Schwertfisch unausgesetzt wie in rasender Wut den auf den Wellen schaukelnden Koloß verwundete, bis der Fürst den Angreifer selbst durch einen Schuß in den Kopf tötete.

Auch größere Schiffe sind von Schwertfischen oft genug angebohrt worden. Schiffsplanken, die noch das abgebrochene Schwert oder ein Stück davon in sich tragen, finden sich in verschiedenen Sammlungen zur Schau ausgestellt. Früher glaubte man, diese Zusammenstöße mit großen Fahrzeugen hätten nur zufällig stattgefunden. Nach den neuesten Erfahrungen muß man aber annehmen, daß der jähzornige Fisch mit voller Absicht die Schiffe angerannt hat. So wurde zum Beispiel auch bei der letzten Motorbootwettfahrt im Hafen von Neapel das große Rennboot des österreichischen Barons v. Erkenau, das den Sieg schon sicher zu haben schien, plötzlich von einem riesigen Schwertfisch angerannt. Die Kraft des Stoßes war so bedeutend, daß das Schwert des Tieres die dünne Blechbekleidung des Sportfahrzeuges glatt durchbohrte und auch noch den Motor selbst beschädigte. Der Motor versagte, und das Rennboot mußte durch einen Schlepper in den Hafen zurückgebracht werden. Der Schwertfisch aber war von dem folgenden Fahrzeug überfahren und von dessen Schraube am Kopf tödlich getroffen worden. Das fast 1½ Meter lange Schwert dieses Tieres überwies Baron v. Erkenau dem Museum für Meereskunde in Wien. W. K.

Testamentarische Verfügung über sämtliches Bargeld der Welt. — Was der Rechenkunst alles möglich ist, zeigt folgendes Testament, das einst ein Rechenlehrer in Straßburg hinterlassen hat. „Mein vielgeliebter Großvater Prosper M. unterrichtete mich im Schreiben und im Rechnen. Als ich kaum acht Jahre alt war, bewies er mir, daß, wenn man die fünfprozentigen Zinsen jährlich zum Kapital schlage, sich dasselbe in 100 Jahren 131mal vermehren müsse. Meine Aufmerksamkeit schien meinem Großvater zu gefallen. Er zog 24 Livres aus der Tasche und sagte mit einer Begeisterung, die mir noch jetzt lebhaft erinnerlich ist: ‚Mein Kind, denke daran, solange du lebst, daß mit Ökonomie und Rechenkunst dem Menschen nichts auf der Welt unmöglich ist. Hier schenke ich dir 24 Livres, trage sie zu meinem Freunde, dem Kaufmann N., der sie aus Gefälligkeit für mich in seinen Handel nehmen wird. Jährlich sollst du die Zinsen dazuschlagen und dann einst bei deinem Tode eine fromme Stiftung davon gründen.‘ Seinen Befehl habe ich befolgt. Aus den 24 Livres sind in der Zeit von etwas über 62 Jahren 500 Livres geworden, die ich kraft dieses in fünf gleiche Teile teile. Ich verordne, daß sie gleich der Stammsumme meines Großvaters immerfort zu Zinseszinsen ausgetan bleiben, jedoch so, daß alle 100 Jahre nur ein Fünftel gehoben und angewendet werde. Das erste Fünftel wird in 100 Jahren so viel betragen, daß dafür ein Sumpf, der neben meinem Geburtsort liegt, urbar gemacht werden kann. Vom zweiten Fünftel, 100 Jahre später, sollen 80 Preise zur Aufmunterung des Ackerbaues gestiftet werden. Vom dritten Fünftel, 100 Jahre später, sollen in ganz Frankreich 100 Leihhäuser angelegt werden, die jedem fleißigen und redlichen Bürger ohne Zinsen Vorschüsse machen. Ferner soll man in den vornehmsten Städten 12 Kunstsammlungen und 12 öffentliche Bibliotheken gründen, jede derselben soll 100,000 Livres jährliche Rente haben, um 40 verdienstvolle Gelehrte zu unterhalten. Vom vierten Fünftel, 100 Jahre später, sollen 1000 neue Städte gebaut und jede mit 150,000 Menschen bevölkert werden. Da in ganz Europa nicht so viel bares Geld vorhanden sein wird, so möge man Immobilien

erwerben. Endlich vom letzten Fünftel, nach Ablauf von 500 Jahren, sollen zuerst unsere französischen Staatsschulden, dann die Schulden der Engländer, dann die der übrigen europäischen Staaten bezahlt werden. Das gesamte Bargeld der Welt wird hierzu erforderlich sein. Die Exekutoren des Testaments, sechs an der Zahl, sollen aus den redlichsten Männern gewählt werden, und jeder soll, wenn er zum Sterben kommt, seinen Nachfolger ernennen. Für ihre Bemühung mögen sie bei Hebung des letzten Fünftels einen kleinen Bruchteil von 320 Millionen unter sich teilen."

So lautet das Testament. Es ist ein wahres Glück, daß die Stiftung während der Napoleonischen Kriege eingezogen wurde. C. T.

Edelsteine aus Säugetierknochen. — Zu verschiedenen Schmucksachen, wie Broschen, Ringen und Gürtelschnallen, wird der sogenannte okzidentalische Türkis verwendet. Dieser okzidentalische Türkis ist aber mit dem orientalischen Türkis nicht verwandt, denn er ist kein Mineral, sondern stammt von Tieren ab. Er rührt nämlich her von den Knochen vorweltlicher Säugetiere, vom Mammut, Mastodon und Dinotherium. Während des Lagerns in der Erde nehmen die Knochen phosphorsaures Eisen oder Blaueisenerde in sich auf und werden dadurch himmelblau gefärbt.

Die hauptsächlichste Fundstätte des okzidentalischen Türkis ist Simorre in der Gascogne in Frankreich. Man trifft ihn hier in gewissen Erdschichten so zahlreich an, daß eine Zeitlang seinetwegen ein förmlicher Bergbau betrieben wurde. Ferner gewinnt man ihn in Sibirien. Doch entstammt er hier nicht den Knochen, sondern den Zähnen des Mammuts. Beim Auffinden sind die Zähne unansehnlich graublau, erhalten aber durch Erhitzen eine schöne himmelblaue Farbe.

Geschliffen gleicht der okzidentalische Türkis in der Färbung nahezu dem echten Türkis. Nur wird er bei künstlicher Beleuchtung etwas trübe. Gleichwohl sind schöne Stücke von einiger Größe sehr gesucht. An den geschliffenen Flächen bemerkt man auf dem dunkleren Farbengrunde hellere Streifen, die von der Struktur der Knochensubstanz herrühren, da sich

die färbenden Stoffe nur in die feinen Knochenkanälchen eingelagert haben. Th. S.

Der Doppelgast. — Sarah Bernhardt hat, wie ein Pariser Journal wissen will, kürzlich im engeren Freundeskreis einen Aprilscherz erzählt, den der König Eduard von England als Prinz von Wales sich vor Jahren mit ihr gemacht hat.

Die Künstlerin berichtete: „Es war vor Jahren mein höchster Wunsch, den Prinzen von Wales bei mir zu sehen, aber es kam immer etwas dazwischen, bis schließlich einer meiner Freunde, der Graf v. Marnoux, der in naher Beziehung zu dem Prinzen stand, mir versprach, für die Erfüllung meines Wunsches Sorge zu tragen. Ich war sehr gespannt auf den Ausfall und wartete mit froher Ungeduld auf den Bescheid. Endlich kam der Graf mit der Nachricht, daß der Prinz von Wales sich bereit erklärt habe, mein Gast zu sein. Es wurde verabredet, daß er sich abends acht Uhr bei mir zu einem Souper in engerem Kreise einfinden solle, und ich traf alle erforderlichen Vorbereitungen. Pünktlich zur festgesetzten Zeit erschien der Prinz in Begleitung des Grafen Marnoux, und alles verlief programmmäßig. Der Prinz entzückte mich, und wir unterhielten uns mehrere Stunden lebhaft miteinander. Da — es schlug gerade zwölf Uhr — greift der Prinz plötzlich nach seinem Bart und reißt ihn zu meinem grenzenlosen Erstaunen ab, um ihn vor sich auf den Tisch zu legen, und es sitzt ein wildfremder Mensch vor mir. Gleichzeitig geht die Tür auf, und herein tritt der wirkliche Prinz von Wales, der diese Gelegenheit benützt hatte, um unsere Bekanntschaft mit einem Aprilscherz einzuleiten.“ B. M.

Wahldemonstrationen in Amerika. — Bei den letzten Wahlen in den Vereinigten Staaten, die den Demokraten zu einem unerwarteten Sieg verhalfen, ist es wieder zu absonderlichen Wahldemonstrationen gekommen. Daß man Hunde und Pferde mit Wahlplakaten durch die Straßen führte oder aufsehenerregende Plakate, die durch drastische Zeichnungen die Wähler von der Wahl des feindlichen Kandidaten abzuschrecken oder für die Wahl des eigenen Kandidaten zu gewinnen suchten, an die Häuser schlug, war auch schon bei

den früheren Wahlen üblich. Neu aber war dieses Mal der lange Zug von Wählern, die gestreifte Sonnenschirme mit den Farben ihres Kandidaten trugen. An diesen Zügen nahmen nicht sowohl bezahlte Personen teil, sondern vielmehr Männer



Amerikanische Wähler mit Sonnenschirmen in den Farben ihres Kandidaten.

aus den wohlhabenden Ständen, denen diese eigenartige Demonstration offenbar viel Vergnügen bereitete. v. W.

Ein origineller Arzt. — Professor Baldinger, der 1786 nach Marburg kam und daselbst 1804 starb, war vorher Soldat gewesen und verglich sich auch gern mit einem immer gerüsteten, des Befehles gewärtigen Soldaten, der durch Gegenwart des Geistes und Mut die Gefahr besteht. Anekdoten von diesem originellen Manne bildeten zu seiner Zeit einen reichen Unterhaltungsstoff, und viele sind heute noch nicht vergessen.

Einmal kommt ein dicker Holländer zu Baldinger und klagt über Magendruck und Schwere in den Beinen. Ohne

ein Wort zu sprechen, nimmt Baldinger eine Pistole von der Wand und ruft dem ganz verdutzten Holländer, indem er auf einen großen runden Tisch in der Mitte des Zimmers deutete, zu: „Kerl, jetzt lauf!“ Und nun trieb er den ganz verblüfften „Mynheer“ um den Tisch herum, ohne Rast und ohne Ruh, bis nach längerer Zeit endlich das Kommandowort ertönte: „Steh!“

Der Gehetzte blieb atemlos stehen, und Baldinger sagte ihm: „So, das ist dein Rezept, das gebrauche täglich dreimal, dann wirst du die Beschwerden los und kannst Kieselsteine vertragen.“

Zwei Monate später erschien der Holländer wieder bei dem Professor, diesmal nicht als kranker, sondern als kerngesunder Mann, um für das gute Rezept zu danken.

Die Frau eines seiner Kollegen hatte einen argen Schrecken gehabt und lag an dessen Folgen krank. Sie gebrauchte mehrere Ärzte, aber die konnten ihr nicht helfen. Endlich mußte sie sich doch bequemen, zu Baldinger ihre Zuflucht zu nehmen, den sie wegen seines derben Wesens in Manieren und Ausdruck scheute. Baldinger kommt, poltert und schimpft: „Gelt, den groben Kerl hat Sie nicht haben mögen, aber nun, wo andere nicht helfen können, kann er kommen!“ Er fordert dann eine Pfanne voll glühender Kohlen, und wie er sie erhalten hat, tritt er damit vor das Bett der Patientin und verlangt barsch von ihr, mit ihren Füßen in die Kohlen zu treten. Auf den Tod erschreckt schreit die Frau laut auf. Baldinger aber lacht und sagt: „So ist's recht, der Schreck muß durch Schreck kuriert werden!“ Er brauchte ein zweites Mal nicht zu kommen, denn die Frau war von den bösen Folgen ihres ersten Schreckes vollständig kuriert.

Im Jahre 1782 hatte Landgraf Friedrich II. von Hessen Baldinger, der damals noch Professor in Göttingen war, als seinen Leibarzt nach Kassel berufen. Da geschah es, daß ein General bei der fürstlichen Tafel seinem Magen zu viel zumutete und davon todkrank wurde. Baldinger ward gerufen, kam und sah, was los war. Da rief er dem General zu: „Friß Sauerkraut!“ Der General tat es, und das Mittel half in der Tat.

Recht drollig ist, wie er einen Bauern geheilt hat. Dieser kommt zu ihm und klagt, es krabbele etwas in seinem Magen herum.

„Wo hast du gearbeitet?“ fragt ihn der Hofrat.

„Auf der Wiese beim Heumachen.“

„Hast du da etwa im Heu gelegen und geschlafen?“

„Ja.“

„Natürlich hast du mit offenstehendem Maule geschlafen. Siehst du, und da ist dir ein Frosch durchs offene Maul in den Magen gehüpft. Jetzt gehe heim und lasse alle Milch aus dem Dorfe in einen Siedkessel zusammentragen und sauf, was du nur saufen kannst!“

Der Bauer tat das, und die Kur hat geholfen.

Mit dem Militär stand der Hofrat auf bestem Fuß; die Wachen präsentierten vor ihm das Gewehr, eine Ehrenerweisung, die er jedesmal mit vier Groschen belohnte. Als ein Soldat zu ihm kam und über große Schwäche in den Gliedern klagte, ließ er ihn exerzieren. Baldinger kommandierte, und der Soldat mußte Griffe machen, bis ihm der Schweiß aus allen Poren brach. Dann schenkte er ihm einen Taler und sagte: „So, nun gehe hin und trink dir eins!“

Baldinger hinterließ ein mit einem kostbaren Schloß versehenes Buch mit der Aufschrift: „Baldingers Geheimnisse.“ Das Buch war verschlossen und wurde nach Baldingers Tod für einen hohen Preis versteigert. Als es der neue Besitzer öffnete, fand er nur ein Blatt Papier und auf diesem geschrieben die Regel des Hippokrates:

Kopf kühl, Füße warm,
Macht den besten Doktor arm. C. T.

Den Stuhl vor die Tür setzen. — Der kleinste Grundbesitz, den die altdeutschen Weistümer anerkennen, ist ein Raum, auf dem ein dreibeiniger Stuhl zu stehen vermag. Derselbe dreibeinige Stuhl diente indessen auch dazu, um den Besitz größerer Grundstücke zu erwerben. Der Erwerber setzte sich auf einen solchen Stuhl in die Mitte des erworbenen Grundstückes oder Hauses. Manchmal mußte so drei Nächte hindurch gesessen werden, daher der Erwerber meist einen Diener mitbrachte, der, sobald der erste feierliche Akt abgemacht war, an seine Stelle trat und die langweilige „Besitzung“ vollenden mußte.

Daraus geht hervor, daß das Wort „besitzen“ keineswegs

ein leerer Ausdruck ist, sondern sich vielmehr auf früher gebräuchliche symbolische Rechtshandlungen bezieht. Ohne Sitz, Stuhl oder Thron konnte man sich keinen Grundbesitz, keine Herrschaft und Macht denken. Auch der höchste Gott der alten Deutschen, Wodan, mußte im Himmel einen Stuhl haben. Setzte er sich auf diesen Stuhl, so konnte er die ganze Welt übersehen und nicht die geringste Ungeziemlichkeit entging ihm. Stand er dagegen auf, so verlor er seine Allwissenheit, und jeder, der seinen Platz einnahm, ward ihrer teilhaftig. Das Christentum entthronte zwar den alten Wodan, behielt aber seinen Thron bei und, wie die Märchen berichten, hat dieser seine frühere Kraft behalten, denn ein Jäger, den der Pförtner gutmütig in den Himmel gelassen hatte, und der so unverschämt war, den ganzen Äther zu durchstöbern, ja sich zuletzt auf den Stuhl des Himmelsherrn zu setzen, sah augenblicklich das ganze Weltgetümmel und wurde über eine diebische Wäscherin so empört, daß er ein Stuhlbein ausriß und es hinunter und ihr an den Kopf warf.

Der Thron wurde als der eigentliche Zentralpunkt der Hoheit angesehen. Nachdem die Fürsten die persönliche Leitung der Gerichte aufgegeben hatten, behielt der Richter ihren Stuhl als ein Symbol der auf ihn übertragenen Rechtsgewalt und war ebenfalls an ihn unzertrennlich gebunden. „Sitzend soll man das Urteil finden," schreiben die Weistümer vor. „Der Richter soll sitzen als ein griesgrämiger Löwe, den rechten Fuß über den linken schlagen und, wenn er aus der Sache nicht recht könne urteilen, soll er dieselbe hundertdreiundzwanzigmal überlegen." Sein Aufstehen unterbricht ohne weiteres den Fortgang der Verhandlung.

Überhaupt geht mit dem Verluste des Stuhls auch die Gewalt verloren. Nach alter deutscher Sitte wurde die Ausweisung aus dem Besitze eines Grundstückes dadurch vollzogen, daß man dem Eigentümer den dreibeinigen Stuhl vor die Tür setzte und ihm dadurch zu verstehen gab, daß er in dem Grundstücke keinen Sitzplatz, das heißt nicht das geringste Eigentum mehr habe. Daher auch der Ausdruck „den Witwenstuhl verrücken", denn durch die weitere Verheiratung gab die Witwe die Gütergemeinschaft mit ihren Kindern auf, und die Weis-

tümer sagen deshalb: „ob sich das Mensch verändert, so möchten die Kind ihr ein Stuhl vor die Tür setzen“. C. T.

Die Puderquaste. — Als Leiter des „diplomatischen Ausschusses“, der während der französischen Revolution auf den Krieg gegen Österreich, Holland und England drang, gelangte der ehemalige Kuchenbäcker Brissot de Warville zu einer gefürchteten Machtstellung, die der eitle Mensch seine früheren kleinbürgerlichen Freunde durch aufgeblasenes Gebaren fühlen ließ.

Er führte zuerst die Sitte ein, das Haar ungepudert zu tragen, und so wurden die Pariser Friseure durch Warvilles Mode nicht unerheblich in ihren Einnahmen geschädigt. Der Innungsälteste der Kopfkünstler wurde infolgedessen sein geschworener Feind.

„Du bist mir doch nicht böse, daß du meinen Kopf nicht mehr weiß färben darfst?“ höhnte Brissot de Warville eines Tages den Friseur.

„Bewahre,“ entgegnete dieser. „Wenn du auch keine weiße Puderquaste mehr brauchst, bald wird dein Kopf unter die rote Puderquaste kommen!“

Der Friseur behielt recht. Vom Revolutionsgericht verurteilt, bestieg Brissot de Warville die Guillotine. Am Morgen seiner Hinrichtung erhielt er mit dem letzten Gruße eines ungenannten Freundes eine Schachtel. Der Unglückliche öffnete sie und starrte auf — eine blutrote Puderquaste. Jw.

Fehler, die nicht vorkommen sollten. — Kolumbus betrat bekanntlich den Boden der Neuen Welt am Morgen des 12. X. 1492. Als nun in Mexiko das berühmte Kolumbusdenkmal von Cordier enthüllt werden sollte, bemerkte man erst im letzten Augenblick, daß durch irgend ein Versehen auf dem Denkmalssockel das Datum 10. XII. 1924 eingemeißelt worden war. Da die mit der Enthüllung verbundenen Festlichkeiten nicht mehr abgesagt werden konnten, blieb die falsche Zahl fast zwei Wochen lang stehen, ohne daß jemand den Unsinn entdeckte, ein Beweis dafür, wie flüchtig die große Masse des Publikums über derartige Daten hinwegliest. Dann erst wurden die verstellten Zahlen in aller Stille geändert.

Als Napoleon III. Kaiser der Franzosen geworden war,

ließ er sehr bald neue Banknoten für größere Beträge drucken, die sein Bild in vollem Schmucke der kaiserlichen Insignien zeigten. Diese Banknoten sollten auch eine Strafandrohung gegen die Fälscher enthalten. Der Kupferstecher, der die Platte für die Hundertfrankenbanknoten herstellen sollte, schmuggelte nun in den Hermelinbesatz des Kaisermantels ganz unauffällig die Worte ein: „L'empereur est mort, vive la république! — Der Kaiser ist tot, es lebe die Republik!" Diese Worte waren so geschickt zwischen Strichen und Pünktchen der Zeichnung verborgen, daß die Prüfungskommission sie übersah, ebenso wie das „non!", das der Kupferstecher der Strafandrohung hinzugefügt hatte, wodurch der Sinn der Sätze in das gerade Gegenteil verwandelt wurde.

Nachdem die erste Serie dieser Scheine längst ausgegeben worden war, entdeckte ein Beamter der Bank de Lyon in Paris zuerst diese Verhunzungen, als er mit einer Lupe die Banknote aus Fachinteresse genau besichtigte. Sofort begann eine heimliche Jagd nach den Scheinen, deren Aufdruck so staatsgefährliche Zusätze enthielt. Die ganze Polizei wurde aufgeboten, um die einzelnen Stücke wieder in Besitz der französischen Staatsdruckerei zu bringen. Napoleon selbst, dem man von dem frechen Streich des Kupferstechers Nachricht gegeben hatte, soll außer sich gewesen sein.

Die sofort eingeleitete Untersuchung ergab, daß der betreffende Kupferstecher ein begeisterter Republikaner war und auf diese Weise das Kaisertum zu verhöhnen versucht hatte. Doch der Schuldige konnte nicht mehr zur Verantwortung gezogen werden, da er längst nach England geflüchtet war.

Trotz aller Bemühungen gelang es nicht, sämtliche Banknoten jener Serie zurückzuerhalten. Zweiunddreißig Exemplare blieben verschwunden. Sie befinden sich heute im Besitze von Sammlern, und ihr Idealwert ist durch ihre Seltenheit fast unschätzbar.

Die fortan unter Napoleons III. Regierung ausgegebenen Scheine zeigten natürlich einen völlig anderen Entwurf als die in Sammlerkreisen mit „Non-Scheinen" bezeichneten.

Auch den Engländern ist jüngst ein Versehen passiert, das ebenfalls nicht hätte vorkommen dürfen. Die Inschrift auf dem Prunksarge König Eduards VII. besagt nämlich, daß der König im neunten Jahre seiner Regierung gestorben ist. Dies ist falsch. Eduard VII. kam am 22. Januar 1901 auf den Thron, so daß er am Tage seines Ablebens bereits im zehnten Regierungsjahre stand. W. K.

Die Schießschule. — Casimir Périer, der spätere Präsident der französischen Republik, befehligte im Jahre 1870 eine Kompanie Mobilgarde bei ihren Ausfällen aus Paris. Er hatte in seiner Truppe einen jungen Bauernburschen, den er schon längere Zeit kannte, weil er aus einem Dorfe stammte, das neben dem Gute Périers lag. Es fiel ihm auf, daß dieser junge Mensch sich vor allen seinen Kameraden durch kaltblütige Sicherheit im Schießen auszeichnete.

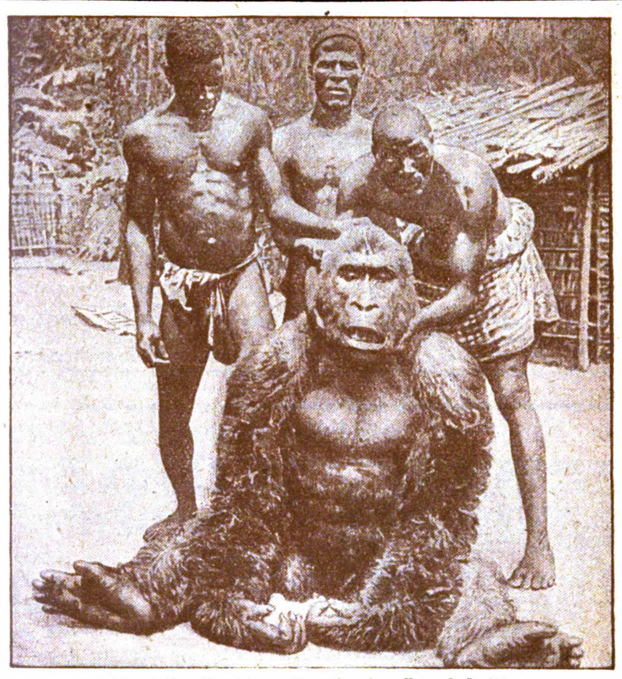
Als sich ihm bei einem größeren Ausfall diese Wahrnehmung wieder einmal aufdrängte, redete er den Gardisten folgendermaßen an: „Du hast deine Sache vorzüglich gemacht, mein Sohn. Die Medaille ist dir für deine heutigen Leistungen sicher. Aber sage mir doch, wo hast du einen so tüchtigen Unterricht im Schießen genossen, dir solche Übung darin erworben?“

Der Gefragte wollte nicht mit der Sprache heraus. Erst nach langem Zögern und wiederholtem Auffordern seines Kapitäns stotterte er hervor: „Wenn ich's denn durchaus sagen muß — aber, bitte, nehmen Sie es mir nicht übel: ich habe auf Ihrem Jagdgebiet so manchen Hasen und so manchen Rehbock weggeknallt.“

Im ersten Augenblick war Périer nichts weniger als erbaut über diese Eröffnung. Dann aber mußte er lachen. „Fahre nur so fort,“ sagte er, „in deinen Heldentaten gegen die Feinde. Meine Hasen und Böcke freilich sollst du künftig nur in meiner Gesellschaft niederknallen.“ C. D.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Theodor Freund in Stuttgart, in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.



Männlicher Gorilla, erlegt bei der Jaundestation.

Das überseeische Deutschland.

Die deutschen Kolonien in Wort und Bild. Zweite Auflage.

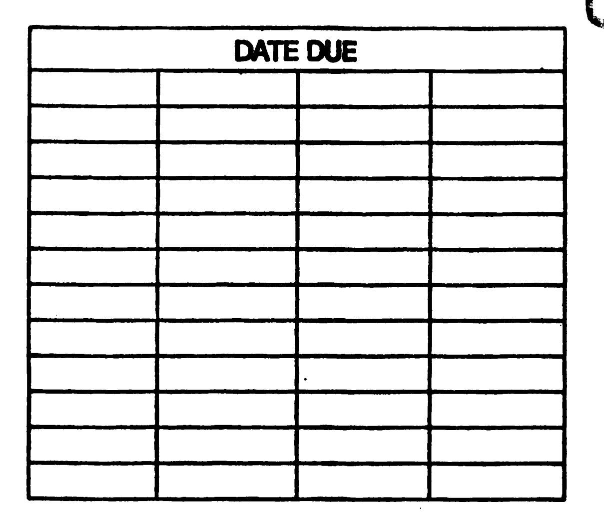
Nach dem neuesten Stand der Kenntnis bearbeitet von Hauptmann a. D. Hutter, Prof. Dr. K. Dove, Heinrich Seidel, Dr. Franz Reinecke, Wirkl. Admiralitätsrat Dr. Schrameier, Dr. E. Obst, Prof. Dr. R. Büttner, Direktor C. v. Beck. Mit vielen Textabbildungen, Tafeln und Karten. Zwei elegante Leinenbände. Preis 15 Mark.

„Das überseeische Deutschland" ist für Behörden, Kolonialgesellschaften und -vereine, Bibliotheken und Gelehrte, Militärs, die Exportindustrie, den Handelsstand, die Presse, die Missionsgesellschaften, für unsere wackeren Kulturpioniere und deren Angehörige von hervorragender Bedeutung. Ihnen allen wird es als ein auf der Höhe der Zeit stehendes **authentisches Nachschlagewerk** gute Dienste leisten, den Gebildeten aller Stände will es in anziehender Weise die interessante Kenntnis des Kulturstandes unserer Kolonien vermitteln. Die einzelnen Abschnitte sind von hervorragenden Kennern von Land und Leuten verfaßt; die Karten enthalten die neuesten Ermittelungen.

(Königsberger Allgem. Zeitung.)

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Union Deut



DATE DUE			

Die

Ein Han
52 ersten
Universitä
herausgeg
Jul. Wei
6 einfarbi

Ein r
erster Aut
Gewähr d
diesem Bu
und wird
schaffen w
wir einem
lernen, h
nur mögli
Gemeingu
stimmt. E
derartig
gestatte



